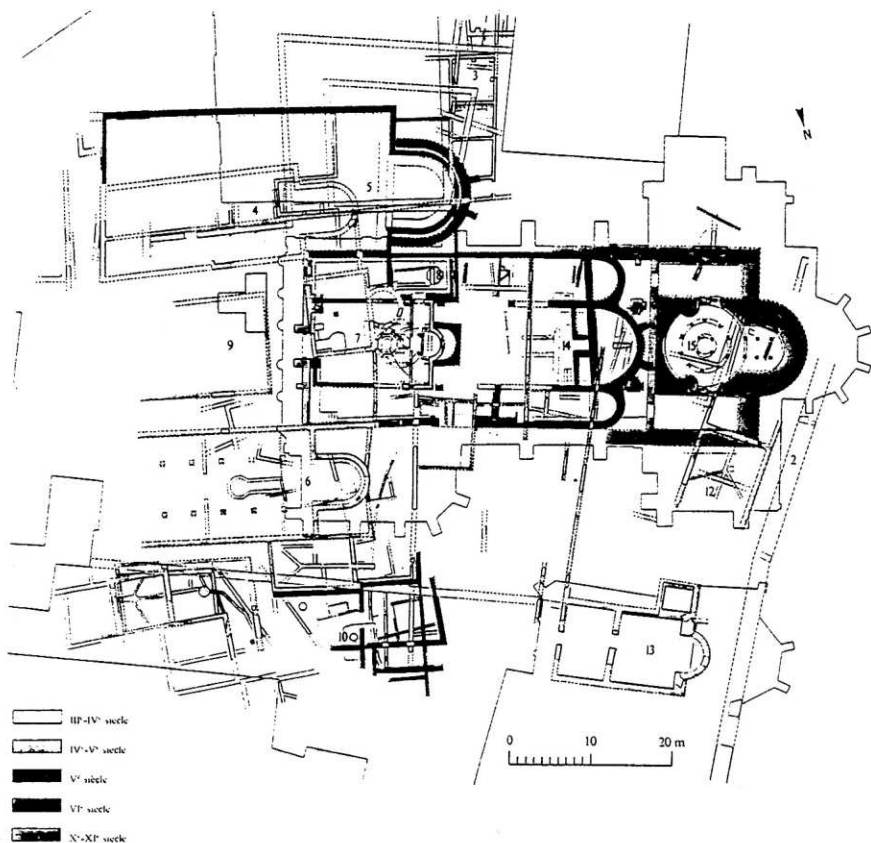


# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/99



Jahrg. 11, Heft 1, März 1999



ISSN 0947-7233

**Titelbild:** Baustrukturen unter der Kathedrale von Genf [Naissance 59]; Abb. 7 des Artikels von Dr. Chr. Pfister

**Impressum:**

**Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin***

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

**ISSN 0947-7233**

**Edition und Redaktion:** Dr. phil. Heribert Illig

**Contributing Editor:** Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de>

**Druckerei:** Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

**Bezugsbedingungen:**

Nach Einzahlung von 70,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 75,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1999 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge:** 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997 = 65,-, 1998 = 70,-. Porto im Preis enthalten, so daß Bestellung per Einzahlung möglich ist.

**Copyright:** Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

**Konto:** Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)

Postbank München (BLZ 700 100 80)

# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 10, Heft 4  
März 1999

## Editorial

Die kleine Feier ist zu Ende, wir stehen - ernüchtert? - ganz unten am Berg des zweiten Dezenniums dieses Bulletins. Ein verbindendes Element zwischen beiden Jahrzehnten hat Walter Klier geliefert. Indem er das 10jährige Existieren von 'uns' den Lesern der *taz* und der *Wiener Zeitung* mitteilte und sogar lobpries, setzte ein kleiner Run auf die Redaktion ein. Nicht aus Wien, wohl aber aus all jenen Orten, in denen die *taz* gelesen wird. Ich begrüße die auf diese Weise aufmerksam gemachten Neuabonnenten.

*Walter Klier* empfahl mir auch, im Editorial die Artikel vorzustellen, um dem im Faust beklagten Mißstand abzuhelpfen: "fehlt leider nur das geistige Band". So bekam ich die Quittung dafür, daß ich die Autoren nicht dazu bringen konnte, ihren Artikeln ein *abstract* voranzustellen. Aber es geht natürlich um mehr. Schließlich haben wir ein weites Feld, auf dem vor allem für neu Hinzustößende nicht immer zu erkennen ist, warum ein Artikel eigentlich aufgenommen worden ist.

Bevor wir darauf kommen, darf vorausgeschickt werden, daß unsere Themen immer mehr ins Licht rücken. Nicht nur das frühe Mittelalter, über das eigens die Chronik geführt wird (s.S. 91f), sondern auch andere Bereiche. Heinsohns und Steigers Geld- und Zinsthese macht in der Fach- wie in der Finanzwelt die Runde, am 7.3. brachte *dctp*, also Alexander Kluge 20 Min. über Velikovsky und seine Katastrophenthesen; dort wird auch ein langes Gespräch über Pyramidenbau und ägyptische Chronologie am 29.3. zu sehen (gewesen) sein (in der Schweiz schon am 7.3.). Nicht erst seit dem Dambruch im Oderbruch wissen wir, daß Kunstbauten wie die Chronologie der Menschheit sehr fragil sind: Wenn einmal das Wasser durchdrückt, droht alles unterzugehen.

Von diesem Thema handelt *Georg Mentings* Aufsatz über das Aussterben der tertiären Megafauna. Sie ist leider gegenüber den Sauriern, die

jedes Kind im Detail kennt, einigermaßen unbekannt. Wer aber einmal im British Museum zwischen ihren gewaltigen Überresten herumgewandert ist und sich eine Begegnung mit einem lebenden Megatherium, sprich Riesenfaultier vorgestellt hat, der weiß, daß hier noch vieles im Dunkeln liegt. Diese Fauna ist merkwürdigerweise nicht während ihrer schlechtesten Lebensbedingungen ausgestorben, sondern erst danach und zwar abrupt. Bislang wird der katastrophische Effekt ihrer Ausrottung nicht oder auf alle Fälle nicht genügend gesehen. Sollte der Altmensch das geleistet haben, was ein extraterrestrischer Körper allemal viel zuverlässiger leisten konnte?

In chronologischer Reihung folgt *Peter Amann* mit seinem wesentlich erweiterten Orientierungs- und Vermessungsnetz über Süddeutschland. Seine Linien sind nicht nur mit dem Lineal erzeugt - da wäre das Netzenknüpfen leicht -, sondern mit alten, sprechenden Namen verknüpft. Die so immer stärker zutage tretende Kultkontinuität sehe ich stets als Beweis für eine vergleichsweise kurze Dauer abendländischer Geschichte. Die Bevorzugung gewisser Linien aus der Vielzahl möglicher Peilungen ist ein weiterer Zugewinn. Wir werden gespannt verfolgen, wie weit sich das Netz ausdehnen läßt und inwieweit es die Megalithkultur einschließen wird.

*Andreas Birken* hat sich eines trockenen Themas angenommen, bei dem der gescholtene Suppiluliuma erneut in sein Recht tritt. Der Autor zeigt anhand neuester Literatur für Babylon und Hethiterreich, was für 'Bauchaufschwünge' die Spezialisten vorturnen müssen, um mit ihrer eigenen, im Außenverhältnis so eisern verteidigten Chronologie klarzukommen. Es geht in Babylon um rund 100 Jahre und um eine Kritik der Keramikforscher an den Chronologen. Bei den Hethitern geht es ohnehin drunter und drüber, wobei sie die Qualitäten zu verlieren scheinen, die sie bislang ausgezeichnet haben - etwa ihren einstig geglaubten Vorsprung bei der Eisenproduktion.

Neu ins 'Angebot' rückt ein Beitrag zur römisch-germanischen Geschichte, Stichwort Varusschlacht. Nachdem wir uns mehrmals damit beschäftigt haben, welche römischen Texte eigentlich antik oder mittelalterlich oder renaissancezeitlich sind, wird hier von *Franz Kloppenburg* ein uns ebenfalls vertrautes Scheidewasser eingesetzt: der Abgleich zwischen Quellen und Funden vor Ort. Der Artikel knüpft auch an Heribert Klubes Buch über römische Relikte im eigentlich freien Germanien an [3-98, 492].



Es gibt in Deutschland eine mittelalterliche Fakultät, die sich tatsächlich ihre Unschuld gegenüber allen möglichen Mittelalterthesen bewahren konnte. So berichtete es mir vor zwei Monaten ein dortiger Student. Um diesem Mißstand abzuhelpfen, bringt dieses Heft eine Liste all jener Spezialisten, die sich bislang öffentlich geäußert haben. Manche fehlen, weil beispielsweise bei meinem Bremer Vortrag die dortigen Mediävisten dringend verhindert waren. Aber wenn *Der Spiegel* recht hatte und die Phantomzeit beim Mediävistentag zu Leipzig wirklich diskutiert wurde (beim Schreiben ist er für mich noch Zukunft), dann würde sich das weitere Führen der Liste erübrigen. Aber es gibt auch außerhalb der Mediävistik Wissen. Diesmal hat sich mit *Dieter Herrmann* ein Astronom in die Bresche geworfen und Schaden an seiner Theorie genommen.

*Claus-Dieter Rade* knackt das Rätsel Indien. Viel früher war die Problematik um Buddha und Asoka bereits Diskussionspunkt im Bulletin. Nun wird die einschlägige ceylonische Große Chronik auf Herz und Nieren geprüft. Die Befunde sind verblüffend. Mit der These mittelalterlicher Phantomzeit im Hinterkopf lassen sich die Rätsel dieser wichtigsten Quelle auflösen. Plötzlich sehen wir z.B. christliche Krieger, deren Invasion bislang nicht in den Quellen gefunden worden ist. Wenn auch der zweite Teil des Artikels vorliegt, wird sich eine weitere Bestätigung für knapp 300 Jahre an erfundener Geschichte ergeben haben.

Ähnliches hat die russische Schule für China versucht. Wir kennen den Ansatz bereits aus einem früheren Heft (s. editorische Notiz), außerdem aus dem Vortrag von *Eugen Gabowitsch* in Leonberg. Ich halte es weiterhin für ausgeschlossen, die chinesische Schrift zum Import aus dem christlichen Westen zu erklären, wie hier mit wechselnden Datierungen vertreten wird. Gleichwohl habe ich den Vortrag jetzt doch eingerückt, damit für die Leser - immer wieder gehen die Leserinnen leer aus - der Zusammenhang zwischen Vortrag, Hanjo Schmidts Kritik [3-98, 497] und der Erwiderung von Gabowitsch verständlich wird.

Schließlich rückt ein Thema ins Bulletin, das von mancher Seite stürmisch gefordert wird, das aber bislang nicht adäquat, sprich im Abgleich zwischen archäologischer Evidenz und den Schriftquellen, behandelt worden ist. *Christoph Pfister* macht sich daran, eine Fundleere aufzuzeigen, die in Mitteleuropa noch mehr als die gerade so umkämpften 297 Jahre des


frühen Mittelalters ausmachen soll. Daß hier die Evidenz im Mitteleuropa tatsächlich dürftig ist, kann kaum jemand bestreiten. Insofern wird dies nunmehr 'ventiliert', auch wenn zunächst die Bauarchäologie, weniger die Stratigraphie zu Worte kommt.

Ich habe mich selbst beim Abstecken der Lücke immer wieder gefragt, ob z.B. auch die 532 Jahre des vollen Osterzyklus vorstellbar wären. Es gibt aber - wie Karl im Westen - auch im Osten einen Mann, der dafür erst ausgehebelt werden müßte: Justinian I. (527-565). Er hat uns eine Fülle an Bauten hinterlassen, die durch den gleichzeitigen Bautenkatalog von Prokop genauso wie durch moderne Befunde gut wiedergegeben wird. Wir wissen, ebenfalls durch Prokop, von den damaligen Kriegen gegen Perser, Goten und Wandalen. Die Archäologie hat mit Ausgrabung der Palastkirche St. Polyeuktos obendrein die bekannte Bautenlücke zwischen 450 und 527 erheblich 'entschärft' und damit die Anbindung 'nach unten' gefunden. Wer mehr Geschichte eliminieren will, muß Justinian prüfen.

Für manche Leser stand das Kapitel über Fälschungen von Kunstwerken zu erratisch im letzten Heft. Mein Gedanke war, daß wir - die wir bei Artefakten, Schriften oder Befunden ständig die Fälschungsfrage stellen müssen - uns einmal ansehen, wie dieses Problem in der Kunstgeschichte angegangen und vielleicht gelöst wird. Natürlich konnte dieses Kapitel nicht das zugehörige Buch von Gert Zeising ersetzen. **Robert Zuberbühler** greift dieses Thema noch einmal mit seinem Leserbrief auf.

Rund 50 Personen werden in diesem Heft eine Einladung vermissen - zumindest kamen so viele in den letzten Jahren zum *Himmelfahrts-Treffen*. Diese Tradition geht heuer den Bach hinunter. Es gab nicht nur mehrfaches Umdisponieren für den Tagungsort, es fehlte diesmal auch meine Schubkraft für Referate. Denn ich hatte einen neuen Buchtext für Econ zu schreiben. Damit waren die letzten Monate allzugut ausgefüllt. So kommt die *Verschlusssache Millennium* zwar  $\pi \times \delta \alpha \mu \epsilon \nu$  im Mai zur Auslieferung, aber fürs Treffen haben wir zu wenig Referate. Insofern peilen wir nach den Sommerferien Paderborn samt der dann geöffneten Karl-und-Pfalz-Ausstellung an. Die Details finden Sie im nächsten Heft.

Ihr

 10.3.99

# Tod und Leben großer Säuger

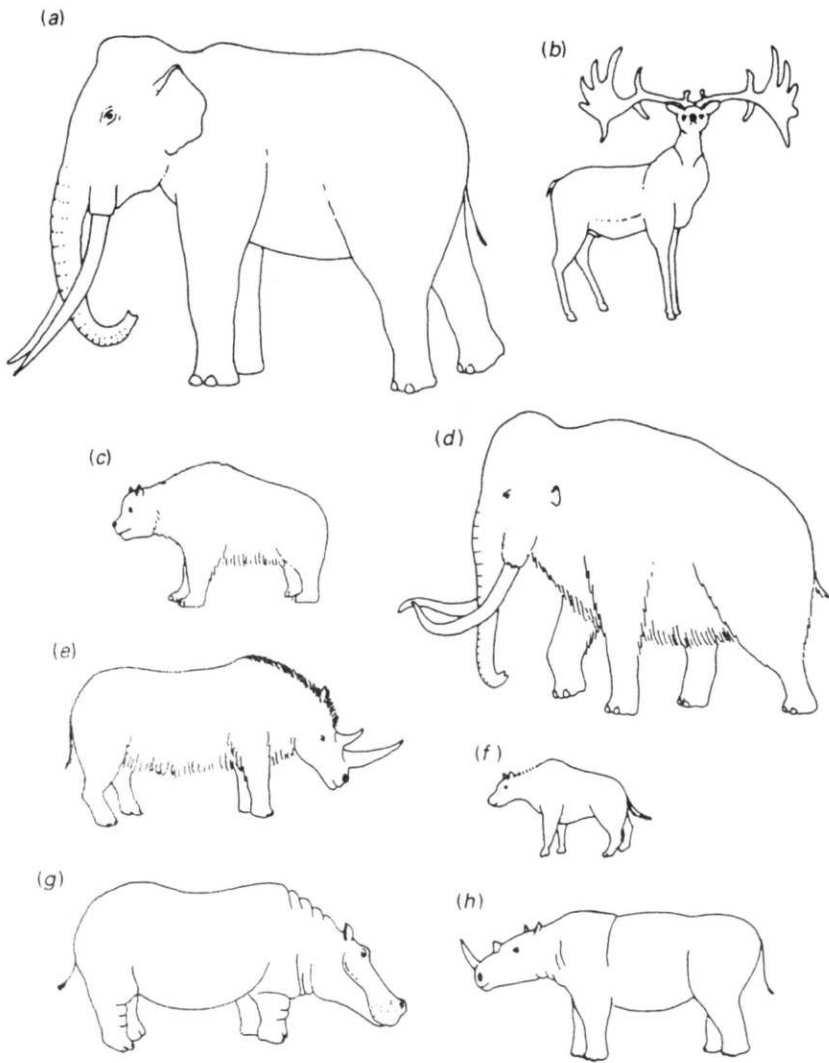
## Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna

Georg Menting

### 1. Einführung

Das Verschwinden der pleistozänen Megafauna, d.h. der eiszeitlichen Großsäuger wie z.B. Mammut oder Wollnashorn gehört zu den großen Rätseln der paläontologischen Forschung. Im *Zeitensprünge*-Bulletin hat erstmals Geiser [1997] in seinem Beitrag "Das Modell der Natur-Weidenschaft" über das Leben und Sterben der Megafauna berichtet. Leider beschreibt Geiser die Megafauna nur aus der begrenzten Perspektive des Naturschutzes und vertritt wie viele andere Naturschützer die Auffassung, daß für das weitgehende Aussterben der Megafauna spätpleistozäne Jägerkulturen verantwortlich seien. Den Blick solchermaßen eingeengt, setzt sich Geiser weder mit den paläontologischen Befunden noch mit den in diesem Bulletin in erster Linie interessierenden katastrophistischen Aspekten und Zeitkürzungsszenarien auseinander. Geiser übersieht daher, daß in der Geschichte über das Aussterben der pleistozänen Megafauna mehr enthalten ist als nur eine neue Antwort auf die alte Frage nach dem Aussehen der ursprünglichen Naturlandschaften.

Ich möchte in diesem Aufsatz zeigen, daß das weitgehende Verschwinden der eiszeitlichen Großsäuger als eines der zentralen Ereignisse der jüngeren Naturgeschichte betrachtet werden muß. Seine plausible Erklärung scheint mir ein wichtiger Prüfstein dafür zu sein, ob von den etablierten Wissenschaften weiterhin auf katastrophistische Modelle bei der Beschreibung der jüngeren Naturgeschichte unseres Planeten verzichtet werden kann. Die Bedeutung des pleistozänen Großsäugersterbens wurde bereits von Velikovsky erkannt, der sich in seinem erstmals im Jahre 1956 erschienenen Buch "Erde in Aufruhr" [1983] ausführlich damit auseinandergesetzt hat. In diesem Beitrag soll die wichtige Frage nach dem weltweiten Aussterben der eiszeitlichen Großsäuger noch einmal aufgegriffen und in einem größeren Kontext diskutiert werden. Um die komplexen Fragestellungen etwas einzugrenzen, wird in den Kapiteln über die Arten und Lebensräume der Megafauna der Schwerpunkt auf die mitteleuropäischen Verhältnisse gelegt.



**Abb. 1:** Repräsentative Arten der spätpleistozänen Megafauna in Mitteleuropa: a) Waldelefant b) Riesenhirsch c) Höhlenbär d) Mammut e) Wollnashorn, f) Höhlenhyäne g) Flußpferd h) Steppennashorn [aus Stuart 1991, 481]

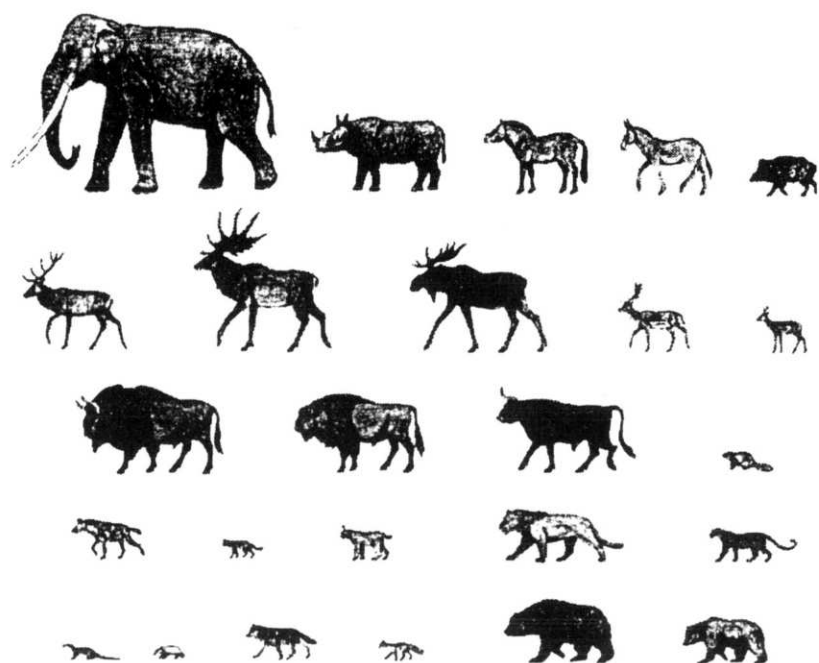
## 2. Die Arten der mitteleuropäischen Megafauna

Während des gesamten Eiszeitalters lebten in allen Kontinenten der Erde eine Vielzahl von großen Säugetieren, die seit dem Ende der letzten Eiszeit entweder ausgestorben sind oder deren Vorkommen auf einzelne Erdteile beschränkt ist: Es gab

"Biber von der Größe eines Bären, Bisons, deren Hörner eine Spannweite von zwei Metern hatten, sechs Meter große Bodenfaultiere, Elefanten und Löwen, gegen die deren heutige Verwandte wie Zwerge wirken und eine ganze Schar weiterer Formen, die nach unseren Maßstäben gigantisch anmuten" [Stanley 1989, 212].

In allen Kontinenten herrschte eine Vielfalt an großen Säugetieren, wie sie unter heutigen Verhältnissen nur noch in den Savannen Ostafrikas zu finden ist. Auch in Mitteleuropa werden über 30 Arten - darunter mit Mammut und Wollnashorn die 'Symbolarten' des Eiszeitalters - zur ursprünglichen Megafauna gezählt, wobei hier nach Martin [1984, 383] Säugetiere ab einem Gewicht von ca. 44 kg ( $\approx 100$  pounds) berücksichtigt sind (vgl. Abb. 1). Ein typisches Kennzeichen der pleistozänen Megafauna sind die im Unterschied zu den tertiären Großsäugern hochkronigen Backenzähne. Hohe Kronen sind bei pflanzenfressenden Großsäugern eine Anpassung an die Umstellung der Ernährung von weichen Blättern auf harte Gräser. Diese Umstellung wurde durch den mit Beginn des Pleistozäns zunehmenden Einfluß kontinentalen Klimas und die fortschreitende Versteppung in Mitteleuropa notwendig [vgl. Hünemann 1987, 154].

Die tatsächlichen Verhältnisse etwas vereinfachend, kann man in Mitteleuropa Großsäuger, die vorwiegend in Kaltzeiten lebten, von solchen unterscheiden, die vorwiegend in Warmzeiten vorkamen. Zu den an Kälte angepaßten Arten zählen Mammut, Wollnashorn, Moschusochse oder Rentier (vgl. Abb. 1). An warme oder gemäßigte Klimate angepaßt waren Waldelefant, Waldnashorn, Wasserbüffel oder Flußpferd. Weitere Pflanzenfresser wie Wildpferd, Steppenbison, Auerochse, Riesenhirsch oder Höhlenbär lassen sich weniger eindeutig Kalt- oder Warmzeiten zuordnen, weil sie geringere Temperaturbindungen aufweisen. Hinzu kommen ausgestorbene Beutegreifer wie Höhlenlöwe, Höhlenhyäne oder Säbelzahnkatze, die vermutlich ebenfalls bezüglich ihres klimatischen Optimums über ein breites Spektrum verfügten. Die an unterschiedliche Klimate angepaßten Großsäuger sollen den mehrfachen Wechsel zwischen Kalt- und Warmzeiten durch Wanderungen überlebt haben:



**Abb. 2:** Verarmung der pleistozänen Megafauna in Nordwestdeutschland. Oben: Arten, die unter heutigen Klimaverhältnissen im Pleistozän vorkamen; Unten: Arten, die heute noch vorkommen. Die Abbildung berücksichtigt bereits Säugetiere ab einer Schulterhöhe von ca. 30 cm [aus Bunzel-Drüke et. al 1994, 27]

"Bei langzeitlichen Kälteeinbrüchen kam es zu Nord-Süd-Wanderungen, auf denen die als arktisch geltenden Formen nach Mitteleuropa vordrangen, während diejenigen mit höheren Temperatursprüchen vor allem nach Südosten, doch auch nach Südwesten auswichen. Bei zunehmender Erwärmung, nach Abschluß einer Kaltzeit, dehnten hingegen die wärmeliebenden Formen ihr südliches Verbreitungsgebiet gegen Mitteleuropa aus, während die Formen mit niedrigen Temperatursprüchen sich vor allem auf Standorte in Nordosteuropa zurückzogen" [Hünemann 1987, 164].

Die erhaltenen Fossilien der pleistozänen Großsäuger sind wegen ihres relativ geringen Alters oft von hoher Qualität. So ist das Mammut als Symboltier des Eiszeitalters aufgrund einer Fülle von Funden das am besten beschriebene Fossil überhaupt. Seine "lückenlose Entwicklungsreihe" vom Südelefanten über den Steppenelefanten zum Mammut gilt als eines der "Musterbeispiele für Evolution" [Hünemann, 1987, 155]. Trotzdem wird die fossile Überlieferung der pleistozänen Großsäuger im Unterschied zu tertiären Befunden insgesamt als eher bruchstückhaft eingeschätzt, weil die Zuordnung der fossilen Überreste zu den verschiedenen Kalt- und Warmzeiten erhebliche Schwierigkeiten bereitet [vgl. Stanley 1989, 210; Kowalski 1986, 83f].

Das grundlegende Problem für die biostratigraphische Einordnung von Großsäugerfunden besteht darin, daß es selbst für Mitteleuropa bis heute kein allgemein gültiges Schema für Abfolge und Dauer der pleistozänen Klimaperioden gibt. Nur für das Jung- und Mittelpleistozän gibt es halbwegs gesicherte, allerdings nur regional z.B. für Norddeutschland oder die Nordalpen gültige Stratigraphien. Für das Altpleistozän, das den weitaus größten Teil des Pleistozäns umfaßt, liegen solche Stratigraphien nur fragmentarisch vor, d.h. sie sind nirgendwo unmittelbar übereinander entwickelt [vgl. Eissmann 1997, 10]. In manchen Regionen gibt es zudem riesige Überlieferungslücken bei den Großsäugerfossilien. Nach Hünemann [1987, 151] klafft in der Schweiz eine große Dokumentationslücke zwischen der jüngsten Fauna im Tertiär und der ältesten Pleistozänfauna in risszeitlichen Hochterassenschottern. Nach konventioneller Datierung umfaßt diese Lücke mit mehr als zwei Millionen Jahre Dauer ca. 80 % des gesamten Eiszeitalters! Weil bezüglich der Gliederung des Eiszeitalters alles so unsicher ist, gibt es in der Paläontologie Versuche, das Pleistozän unabhängig von geologischen und paläoklimatischen Daten anhand der Entwicklungsreihen von Großsäugern zu gliedern [hierzu Kowalski 1986, 44]. Solche themenbezo-

genen Gliederungen haben bisher ebenso wie die regionalen Gliederungen wenig Klarheit in den verworrenen Ablauf des Eiszeitalters gebracht.

### 3. Die Lebensräume der mitteleuropäischen Megafauna

Entsprechend der unterschiedlichen klimatischen Anpassung der pleistozänen Megafauna kann man zwischen kalt- und warmzeitlichen Lebensräumen unterscheiden. Nach vorsichtiger Schätzung haben waldfreie kaltzeitliche Vegetationstypen während des Eiszeitalters mindestens dreimal länger das Bild in Mitteleuropa beherrscht als warmzeitliche Wälder [Frenzel 1987, 101]. Die verschiedenen Kaltzeiten (Glaziale) werden von den heutigen Quartärgeologen allerdings nicht mehr als einheitliche Periode extremer Kälte angesehen, sondern es soll auch während der großen Vereisungen einen häufigen Wechsel zwischen kälteren und wärmeren Phasen (Stadiale und Interstadiale) gegeben haben. Anhand von Sauerstoffisotopen-Untersuchungen in marinen Tiefseebohrkernen und pollenfloristischen Befunden unterscheidet man seit dem Beginn des Pleistozäns vor rund 2,5 Millionen Jahren nicht weniger als 100 kältere und wärmere Phasen, die sich auf ca. 28 Kalt- und Warmzeiten verteilen [vgl. Eissmann 1997, 9f].

Über die tatsächliche Gliederung des Eiszeitalters besteht allerdings - wie bereits in Pkt. 2 erläutert - keine Einigkeit, da diese Feingliederung nicht mit den Ergebnissen der klassischen Quartärforschung übereinstimmt. So geht die klassische Quartärforschung aufgrund der Anzahl der pleistozänen Schotterterrassen und Grundmoränen von einer wesentlich geringeren Zahl der Kalt- und Warmzeiten aus. Die Quartärbiologen neigen im allgemeinen dazu, sich eher an traditionellen stratigraphischen Konzepten zu orientieren. Benecke et al. [1990, 260] fordern daher unabhängig vom Ausgang der quartärgeologischen Stratigraphiediskussionen, die biostratigraphische Beurteilung von Fundstätten mittels geborgener Großsäuger vorsichtiger zu betreiben.

Die Auswertung von Großsäugerfunden in eiszeitlichen Sedimenten spielt eine wichtige Rolle bei der Zuordnung eines Fundortes zu einem kalt- oder warmzeitlichen Lebensraum. Wegen der gewaltigen erodierenden und akkumulierenden Kräfte des Eiszeitalters ist diese Methodik nicht unproblematisch, weil mit der Verlagerung von getöteten Großsäugern bzw. deren Fossilien über große Strecken gerechnet werden muß [vgl. Velikovsky 1983, 32ff]. Hinzu kommt die geringe Temperaturbindung von einigen



Großsäugern wie z.B. Wildpferd oder Steppenbison, die eine Zuordnung zu einem kalt- oder warmzeitlichen Lebensraum kaum möglich macht [vgl. Kowalski 1986, 51]. Hünermann [1987, 162, 169] vertritt daher die Auffassung, daß nicht der Beleg eines einzelnen Tieres, sondern nur die jeweilige Gesamtfau­na über die klimatische Situation und die Altersstellung des jeweiligen Lebensraumes verbindliche Aussagen zuläßt. Aufgrund von Säugetierfaunen aus pleistozänen Ablagerungen unterscheidet er in Mitteleuropa für das Mittel- und Jungpleistozän acht verschiedene Lebensraumtypen. Dies sind u.a. die Tundra, der subarktische Wald, der gemäßigte Wald, die warme, kontinentale Waldsteppe (Savanne) und die Lösssteppe (Mammutsteppe). Von diesen Lebensräumen werden im folgenden die Tundra und Mammutsteppe als typische Lebensräume kalter Klimate und der Wald und die Waldsteppe als typische Lebensräume gemäßigt-warmer Klimate eingehender beschrieben.

### 3.1 Der Lebensraum der kaltzeitlichen Megafauna

Lebensraum der kaltzeitlichen Megafauna war die sogenannte Mammutsteppe, die sich in den Kaltzeiten von Westeuropa über Asien und Alaska hinweg bis nach Nordostkanada erstreckte [vgl. Guthrie 1984, 259]. Wegen ihrer im Vergleich zur heutigen arktischen Tundra riesigen Ausdehnung wird sie auch als Supertundra bezeichnet. Bezüglich ihrer Ökologie darf die Mammutsteppe aber trotz gewisser Ähnlichkeiten nicht mit der Tundra gleichgesetzt werden.

Die *Tundra* ist ein feucht-kalter Lebensraum, der von Moosen, Flechten, Sumpfpflanzen und Zwergstrauchgesellschaften dominiert ist. Diese Pflanzen sind relativ nährstoffarm und können so große Tiere wie ein Mammut schwerlich ernähren [Engesser et al. 1996, 134]. Zur Überraschung der Quartärbotaniker sind arktische Tundren-Pflanzengesellschaften überzeugender Zusammensetzung während der pleistozänen Kaltzeiten nur lokal in meernahen Klimagebieten, z.B. im Nordwesten des nichtvereisten Europas vorgekommen [vgl. Frenzel 1987, 101]. Der weitaus größte Teil der unvergletscherten Gebiete wurde von der sogenannten Mammutsteppe bedeckt [vgl. Menting 1998a, 359, Abb. 2].

Die *Mammutsteppe* ist ein kaltzeitlicher Lebensraum, in der neben Vegetationselementen der arktischen und alpinen Tundren auch viele Pflanzen der trockenen asiatischen Grassteppen vorkamen. Analog zu diesen unterschiedlichen Vegetationselementen hat sich auch die Fauna der

Mammutsteppe aus Tundren- (z.B. Rentier) und Steppenelementen (z.B. Steppenbison) zusammengesetzt. Sie wird daher auch *Steppentundra* genannt. Guthrie [1984, 259] bezeichnet die eigentümliche, aus heutiger ökologischer Sicht disharmonische Mischung der Faunen- und Florenelemente als einen kuriosen Aspekt der Mammutsteppe. Frenzel [1987, 103] betrachtet die heutigen Tundren als warmzeitliche Vegetationstypen kalter Klimate, deren Feuchte und Schneeschutz sich deutlich von den trocken-kalten Standortverhältnissen der kaltzeitlichen Steppentundren unterscheidet. Auch für ihn ist die Mammutsteppe allerdings ein Lebensraum, der hinsichtlich seines Arteninventars und seiner Ökologie noch viele Rätsel birgt.

Die Steppentundra oder Mammutsteppe gilt bei den Quartärbiologen als ein artenreicher Lebensraum, der durchaus in der Lage war, selbst herdenbildende Großsäuger zu ernähren. Das Nahrungsangebot der Steppentundra versucht man aus dem Pollenniederschlag und aus fossilen pflanzlichen Großresten in eiszeitlichen Sedimenten zu rekonstruieren. Pflanzliche Großreste und Pollen haben sich darüber hinaus im Mageninhalt von Mammuten und anderen Großsäugern erhalten, die man im sibirischen Dauerfrostboden gefunden hat. Nach verschiedenen Berichten konnten im Mageninhalt tiefgefrorener Mammute die jungen Triebe verschiedener Nadelhölzer (u.a. Lärche), die Zweige, Rinde und Blätter von Laubgehölzen und (Zwerg-)Sträuchern - u.a. Weiden, Birken, Erlen - sowie Kräuter, Gräser, Seggen, Moose und Farne identifiziert werden [Vereshchagin/Baryshnikov 1984, 490; Ukraintseva 1986, 233].

Nach Engesser et al. [1996, 134] sind die Sträucher und Bäume in den niedrigeren, feuchteren Gebieten vorgekommen, während die Gräser und Kräuter vor allem in den trockeneren, etwas höher gelegenen Regionen der Mammutsteppe wuchsen. Dieser Einschätzung der Standortverhältnisse widerspricht, daß die Steppentundra vergleichbar der heutigen Tundra aus mächtigen Dauer- oder Permafrostböden bestand. Solche Böden neigen selbst bei geringen Niederschlägen zur Vernässung, weil im Sommer nur die oberen Bodenschichten auftauen und das Regen- oder Bodenwasser nicht versickern kann. Auf durchnässten Böden können Steppenpflanzen aber nur schwer wachsen.

Nach üblicher Auffassung versucht man das Vorhandensein steppenartiger Elemente in der Mammutsteppe damit zu erklären, daß die Kaltzeiten gegenüber heutigen Verhältnissen extrem niederschlagsarm waren. Die kaltzeitliche Niederschlagsmenge soll weniger als 50 % des heutigen Nie-

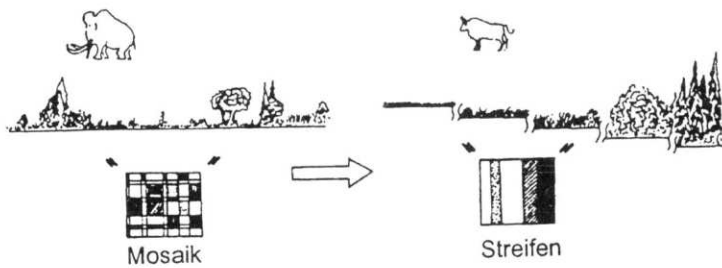
derschlags betragen haben [vgl. Eissmann 1990, 28]. Die Annahme extrem trockener Verhältnisse während der Hochglaziale steht aber in erheblichem Widerspruch zur gleichzeitig stärkeren Ausdehnung der Gletschermassen [vgl. Lang 1994, 299]. Voraussetzung für einen positiven Massenhaushalt von Gletschern sind nämlich neben großen Winterschneemengen vor allem feucht-kühle Sommer [Patzelt 1977, 253]. Die aus Stratigraphien eiszeitlicher Sedimente abgeleiteten Vorstellungen vom Vorrücken der Gletscher stehen somit im Widerspruch zu den Klimaverhältnissen, die für den Steppencharakter der unvergletscherten Bereiche erforderlich sind.

Besser vereinbar sind die klimatischen Verhältnisse der Mammutsteppe mit der von Velikovsky [1983, 148ff] vertretenen Auffassung, daß die Bildung der großen Eisdecken nicht in jahrtausendelangen Zeiträumen, sondern eher plötzlich durch eine Verdampfung großer Wassermengen der Weltmeere und anschließender Kondensation der Dämpfe über dem Festland verursacht wurde. Nachdem so die Bildung der großen Eisdecken innerhalb kurzer Zeiträume abgeschlossen war, können daran anschließend die für die Ökologie der Stepentundra erforderlichen kalt-trockenen Verhältnisse geherrscht haben.

### 3.2 Der Lebensraum der warmzeitlichen Megafauna

Der Lebensraum der warmzeitlichen Megafauna Mitteleuropas waren gemäßigte Laubmischwälder und an besonders begünstigten Standorten warme savannenartige Waldsteppen und Steppen. In jüngster Zeit wird von einigen Quartärbiologen die Auffassung vertreten, daß sich die Struktur der interglazialen Wälder erheblich von den heutigen Wäldern der gemäßigten Zone unterschieden hat. Diese Auffassung hat sich im Modell der "Natur-Weidelandschaft" niedergeschlagen, das vornehmlich von Autoren entwickelt wurde, die dem Naturschutz nahestehen [u.a. Beutler 1996; Bunzel-Drücke 1996; Geiser 1997]. Gemäß diesem Modell sollen die interglazialen Wälder aufgrund der Beweidung durch eine Vielzahl von großen Landsäugetieren einen offeneren Charakter gehabt haben. Das Modell der "Natur-Weidelandschaft" hat gegenüber bisherigen Modellen von der Naturlandschaft (z.B. Klimax- oder Mosaik-Zyklustheorie) den Vorzug, daß erstmals der Einfluß der großen Landsäugetiere auf die Landschaft berücksichtigt wird.

Nachteilig auf die Beweisführung wirkt sich bei diesem Modell allerdings der Überschuß an Gewißheit aus, mit dem es von einigen Autoren dargestellt wird [z.B. Geiser 1997]. Von den eher traditionell orientierten



**Abb. 3:** Klima-Hypothese für Nordamerika: Mosaikartige Landschaft im Pleistozän begünstigt Habitatgeneralisten. Streifenartige Landschaft im Holozän begünstigt Habitatspezialisten [nach Guthrie (1984) aus Bunzel-Drüke 1996, 171]

**Abb. 4:** Romantisch-verklärtes, in der wissenschaftlichen Literatur noch weit verbreitetes Bild von der Steinzeitjagd; hier: 'furchtloser Wildrindjäger der Mittelsteinzeit' [aus Probst 1991, 175]; Pfeil und Bogen als Distanzwaffen sollten den "Overkill" ermöglichen.

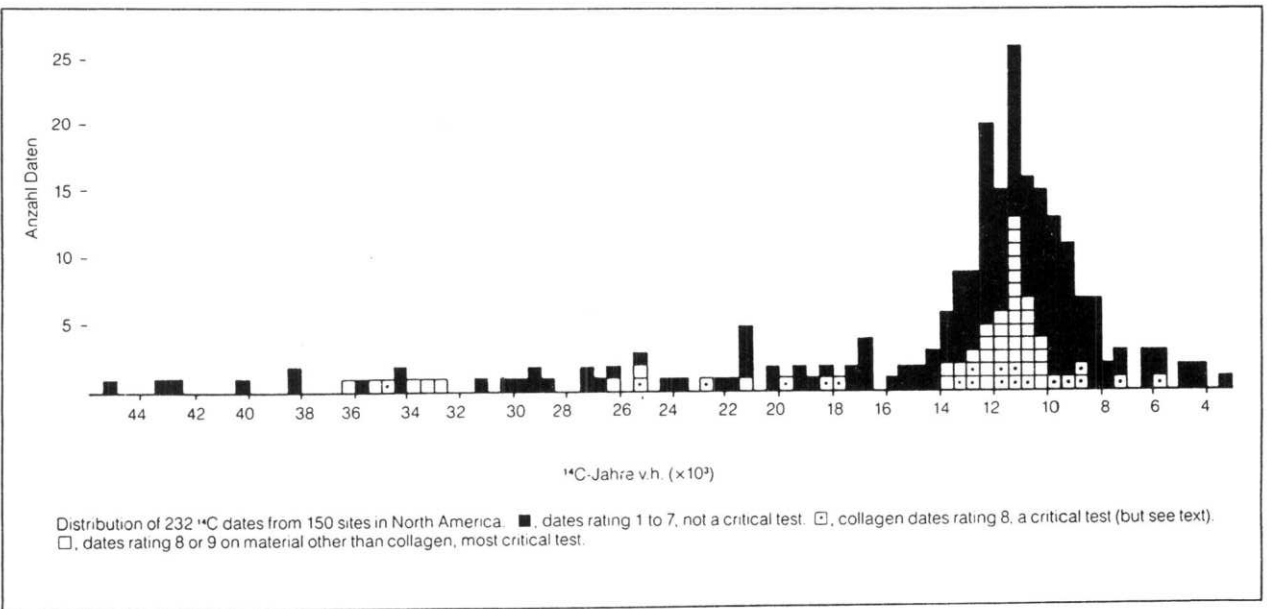
etablierten Vegetationskundlern wird das Modell zwischenzeitlich zwar zur Kenntnis genommen, aber mit Skepsis betrachtet [z.B. Ellenberg 1996, 149ff]. Sie stützen sich dabei auf pollenanalytische Untersuchungen, die bisher wenig Hinweise auf eine weniger dichte Bewaldung während der Interglaziale geben [Pott 1997, 11]. Von Seiten der Verfechter des Modells der Natur-Weidelandschaft wird die pollenanalytische Argumentation eher gemieden und bezweifelt, ob sich ein höherer Gras-, Kräuter- und Hochstaudenanteil angemessen im Pollenniederschlag widerspiegelt [z.B. Geiser 1997]. Eine relativ ausgewogene Darstellung der Problematik, in der insbesondere auch die Bedeutung von Vegetationsbränden für die Bewaldungsdichte diskutiert wird, findet sich bei May [1993].

Im Unterschied zur Bewaldungsdichte besteht zumindest bezüglich der klimatischen Verhältnisse der letzten beiden Interglaziale eine weitgehende Einigkeit. So wird aus dem Vorkommen des Flußpferdes, des Wasserbüfels und der Sumpfschildkröte in Mitteleuropa sowie dem gemeinsamen Auftreten immergrüner Pflanzen wie Stechpalme, Efeu, Buchsbaum und Mistel geschlossen, daß es während der Holsteinwarmzeit ( $\approx$  225.000-200.000 BP) und Eemwarmzeit ( $\approx$  125.000-110.000 BP) um ein bis drei Grad wärmer als im Holozän war [vgl. Hünemann 1987, 160f; Eissmann 1997, 63, 84; Lang 1994, 277f].

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier eingeschoben, daß von mir sämtliche 'offiziellen' Daten angezweifelt werden, die älter als 3.500 BP ("before present") sind.

Die Zusammensetzung der Vegetation in den jeweiligen Warmzeiten wird aus Pollen- und Großrestfunden in interglazialen Ablagerungen rekonstruiert. Kennzeichnend für Pollendiagramme aus den letzten beiden Interglazialen ist neben dem häufigeren Vorkommen der wärmeliebenden Eibe die fast völlige Abwesenheit der im Holozän dominierenden Buche. In der Eemwarmzeit wird die Rolle der Buche als die natürliche Sukzession abschließende Schattholzart von der Hainbuche übernommen. Dies wird von den Verfechtern des Modells der Natur-Weidelandschaft ebenso wie das häufigere Vorkommen der Eibe durch das vermehrte Vorkommen großer Pflanzenfresser während der Interglaziale erklärt. So gilt die Buche im Unterschied zur Hainbuche als sehr verbißempfindlich, und die giftige Eibe soll während der Interglaziale vom Konkurrenzdruck durch Verbiß profitiert haben [vgl. Beutler 1996, 203f].

**Abb. 5:** Konzentration nordamerikanischer C14-Daten für das Aussterben von Großsäugern auf einem relativ kurzen Zeitraum um 11.000 BP [nach Melzer/ Mead (1983) aus Röhlsberger 1986, 313]



Von Seiten der etablierten Vegetationsgeschichtler werden für die holozäne Dominanz der Buche eher evolutionsbiologische und das Einwanderungsverhalten aus den Glazialrefugien betreffende Ursachen diskutiert [vgl. z.B. Lang 1994, 290f]. Das vermehrte Vorkommen der Eibe wird auch mit dem wärmeren Klima der Interglaziale erklärt [May 1993, 163]. Bisher haben wir uns mit den Arten und den Lebensräumen der pleistozänen Megafauna beschäftigt und bereits feststellen müssen, daß die meisten Auffassungen dazu mit erheblichen Zweifeln behaftet sind. Jetzt kommen wir zu der noch erheblich strittiger diskutierten, zentralen Frage nach dem rätselhaften Verschwinden der pleistozänen Megafauna.

#### 4. Das große Sterben der pleistozänen Megafauna

Das Aussterben einer großen Zahl von Landsäugetieren gegen Ende der letzten Eiszeit ist bis heute ein weitgehend ungelöstes paläontologisches Rätsel. Allgemein gehen die Paläontologen davon aus, daß es im Tertiär und Pleistozän mehrere Aussterbewellen gegeben hat, deren jüngste in der letzten Eiszeit vor ca. 40.000 Jahren begann und vor etwa 11.000 Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Über die Ursachen der letzten Krise wird kontrovers diskutiert, weil im Unterschied zu den vorhergehenden Krisen erstmals der 'moderne' Mensch auf dem Schauplatz des Untergangs vorhanden war:

"Die Frage ob Klimaveränderungen oder menschliche Eingriffe (hauptsächlich Jagd) die Hauptursache für dieses letzte Aussterben waren, ist Gegenstand heftiger Debatten" [Stanley 1989, 212].

Das charakteristische Merkmal dieser letzten Aussterbewelle besteht darin, daß ihr fast ausschließlich große Landsäugetiere zum Opfer gefallen sind. In Nord-Eurasien starben im Spätpleistozän 40 % aller Pflanzenfresser mit einem Körpergewicht von mehr als 100 kg aus, aber nur eine Kleinsäugetierart. In Nordamerika verschwanden 70 % aller Säugetierarten mit einem Körpergewicht von mehr als 40 Kilogramm, aber nur 6 % der Kleinsäugetiere mit einem Körpergewicht von weniger als einem Kilogramm [vgl. Stuart 1991, 512, 525, 545]. Das selektive Verschwinden der großen Landsäugetiere hat in fast allen Kontinenten zu einer enormen Verarmung der nachpleistozänen Fauna geführt (vgl. Abb. 2). Der amerikanische Paläontologe Hibben hat das große Sterben am Ende der letzten Eiszeit in einer prägnanten Formulierung beschrieben:

"Die Eisklippen im Hintergrund sind zusammengeschmolzen. Die trompetenden Mammutherden und die stampfenden Hufe der anderen Tiere sind nicht mehr" [Hibben 1951, zit. nach Velikovsky 1983, 236].

Nur in Afrika ist der Artenrückgang mit einer Aussterberate von nur 7 % aller spätpleistozänen Großsäuger weit weniger spektakulär ausgefallen [vgl. Stuart 1991, 545]. Es kommt uns daher wie ein Zoo vor, weil dort noch fast alle Tierarten - Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Wasserbüffel, Löwen, Antilopen und viele andere - vorhanden sind, die bis vor wenigen Tausend Jahren noch weite Teile der übrigen Welt bevölkerten [Eldredge 1997, 68].

Als Ursache für das Aussterben der Fauna des Eiszeitalters wurden von den Paläontologen vor allem die Klima-Hypothese und die Overkill-Hypothese formuliert. Diese Hypothesen werden im folgenden vorgestellt und diskutiert. Daran anschließend wird untersucht, inwieweit das von dem Neokatastrophisten Velikovsky [1983] in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts entwickelte, erdgeschichtliche Krisenszenario geeignet ist, eine plausible Erklärung für das Großsäugersterben zu liefern.

#### 4.1 Die Klima-Hypothese

Die *Klima-Hypothese* besagt im wesentlichen, daß die ausgestorbenen Großtierarten Klimaveränderungen zum Opfer fielen, die sich negativ auf die Lebensbedingungen der Großsäuger ausgewirkt haben sollen. Die Verschlechterung der Lebensbedingungen kann sowohl die Verfügbarkeit von Wasser und hochwertigem Futter, als auch die Veränderung bestimmter jahreszeitlicher Klimaabläufe betreffen, die für den Lebenszyklus (z.B. Tragzeiten) von Großsäugern relevant sind [vgl. Marshall 1984, 801f].

Hierzu seien einige Beispiele angeführt: In Nordamerika sollen klimatische Veränderungen des Jahreszeiten-Regimes am Ende der letzten Eiszeit dazu geführt haben, daß sich die abwechslungsreiche, mosaikartige Landschaft in eine zonierte, streifenartige Landschaft verwandelt hat, in der nur noch Habitatspezialisten einen Lebensraum finden konnten, während Habitatgeneralisten, die abwechslungsreiches Futter benötigen, ausstarben (vgl. Abb. 3). Zu den Habitatgeneralisten zählt man ausgestorbene Nichtwiederkäuer wie Mammot oder Mastodon, zu den Habitatspezialisten werden Wiederkäuer wie Bison oder Hirsch gezählt, die das pleistozäne Massensterben überlebt haben [vgl. Guthrie 1984, 266ff].

Für Australien vermutet man, daß Klimaänderungen während des letzten Hochglazials zu extremen Dürreperioden und zu einer außergewöhnlich



starken Ausdehnung arider Flächen geführt haben. Infolge des ausgeprägten Wassermangels sollen zahlreiche große Landsäugetiere ausgestorben sein [vgl. Horton 1984, 677f].

In Sibirien soll das Aussterben des kaltzeitlichen Faunenkomplexes (u.a. Mammut, Wollnashorn, Pferd) durch eine Zunahme des warm-feuchten Klimas gegen Ende der letzten Eiszeit verursacht worden sein. Dabei soll die Zunahme feuchter und versumpfter Standorte zu einer Verschlechterung der Nahrungsqualität geführt haben [vgl. Ukraintseva 1986, 231ff].

All diesen Erklärungen ist gemeinsam, daß die Ursache für das Aussterben der Großsäuger in allmählichen Klimaveränderungen gesehen wird, die zu einer allmählichen Verschlechterung der Lebensbedingungen und in der Folge zu einem fortschreitenden Aussterben der Großsäuger geführt haben. Auch wenn sich die Veränderungen nicht in Jahrtausenden, sondern in Jahrtausenden vollzogen haben sollen, haben wir es bei der Klima-Hypothese auf der metatheoretischen Ebene mit einem typischen Beispiel für den naturhistorischen "Allmählichismus" [Heinsohn 1996, 24] zu tun.

Die Klima-Hypothese beinhaltet somit keine sich weltweit auswirkenden klimatischen Katastrophen, wie sie insbesondere von Velikovsky [1983] als Erklärung für das pleistozäne Großsäugersterben postuliert worden sind. Den Befürwortern der Klima-Hypothese fällt es daher schwer, plausibel zu erklären, weshalb sich das Großsäugersterben in den meisten Kontinenten auf einen relativ kurzen Zeitraum am Ende der letzten Eiszeit konzentriert; es sei denn, man akzeptiert den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß ein weltweit zufälliges Zusammentreffen unterschiedlichster Klimaphänomene, deren Gemeinsamkeit darin besteht, sich insbesondere negativ auf die Lebensbedingungen von großen Landsäugetern auszuwirken, für das weitgehende Verschwinden der Großsäuger am Ende der letzten Eiszeit verantwortlich ist.

Hinzu kommt, daß sich die Klimaphänomene, die für das Aussterben der Großsäuger auf den einzelnen Kontinenten verantwortlich gemacht werden, teilweise diametral widersprechen. So liegt in einem Modell die Ursache darin, daß das Klima am Ende der letzten Eiszeit jahreszeitlich ungleichmäßiger wurde, während in einem anderen Modell die Ursache darin gesucht wird, daß das Klima im Jahresverlauf gleichmäßiger wurde [Beispiel hierzu in Bunzel-Drüke 1996, 171].

Eine weiteres Problem der Klima-Hypothese besteht darin, das Aussterben zahlreicher Großtierarten ausgerechnet durch den Klimawechsel am

Ende der letzten Eiszeit zu erklären. Im Pleistozän hat es nämlich nach üblicher Auffassung eine Vielzahl von Kalt- und Warmzeiten gegeben, wobei der letzte Kalt-Warm-Wechsel keinesfalls als der klimatisch extremste gilt.

Die Klima-Hypothese müßte daher für jeden Kontinent eine plausible Erklärung dafür liefern, weshalb die meisten Großsäuger gerade den letzten Klimawechsel nicht überlebt haben. Plausibel bedeutet dabei, daß sich die jeweiligen Klimaphänomene nicht widersprechen dürfen und der klimatische 'Zufallismus' nicht überbeansprucht werden darf. Erklärungsbedürftig ist auch, weshalb sich die Klimaerwärmung am Ende der letzten Eiszeit nicht für viele großen Landsäugetiere als eine Verbesserung der Lebensbedingungen oder doch zumindest Vergrößerung der Lebensräume ausgewirkt hat.

"Der 'gesunde Menschenverstand' läßt erwarten, daß die Großtiere während der klimatisch anscheinend ungünstigsten Zeit ausgestorben sind, also während der maximalen Vereisung des letzten Glazials vor etwa 18.000 Jahren. Die meisten Arten in Europa verschwanden jedoch deutlich nach dem Kältemaximum, als die Temperaturen wieder stiegen und die Gletscher zurückwichen" [Bunzel-Drüke 1996, 170].

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß die in der herrschenden Lehre vertretene Form der Klima-Hypothese kaum geeignet ist, das massenhafte Sterben der großen Landsäuger zu erklären. Sie erzeugt global betrachtet und bezogen auf die Klimageschichte des Eiszeitalters zu viele Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten.

#### 4.2 Die Overkill-Hypothese

Die Overkill-Hypothese besagt, daß die Großsäuger durch steinzeitliche Jäger vernichtet wurden. Diese Jäger sollen sich mit ihren fortschrittlichen Waffen auf der Suche nach immer reicherer Beute nach und nach über die ganze Welt verbreitet haben. Die Overkill-Hypothese umfaßt auch die indirekte Ausrottung von Großsäugern durch die fortschreitende Zerstörung ihrer Lebensräume aufgrund menschlicher Aktivitäten [vgl. Marshall 1984, 798f]. Gemäß der "Blitzkrieg"-Hypothese, eines Sonderfalles des Overkill-Szenarios, sollen Jägergruppen in einigen Kontinenten (z.B. Nordamerika) "geologisch gesehen, praktisch im Handumdrehen" ganze Populationen hinweggefegt haben [vgl. Stanley 1989, 213]. In anderen Kontinenten wie z.B. Australien hätten die Ausrottungsvorgänge dagegen mehrere zehntausend Jahre gedauert.

Bei den erfolgreichen Jägern soll es sich in erster Linie um den Jetztzeitmenschen (*Homo sapiens sapiens*) gehandelt haben, der von Afrika aus alle Kontinente besiedelte und vor ca. 35.000 Jahren Mitteleuropa erreichte. Die technische Überlegenheit des Jetztzeitmenschen gegenüber dem Neandertaler soll in der Entwicklung neuer Fernwaffen wie Speerschleuder, Harpune sowie Pfeil und Bogen bestanden haben (vgl. Abb. 4). Mit diesen Fernwaffen soll er darüber hinaus weitgehend arglosen, d.h. leicht zu erbeutenden Großsäugern gegenübergestanden haben, die den Menschen nicht als gefährlichen Feind erkennen konnten. Als Folge der Ausrottung der großen Pflanzenfresser sollen dann auch die großen Fleischfresser wie z.B. Höhlenlöwe, Säbelzahnkatze oder Höhlenhyäne verschwunden sein, weil sie keine Beutetierarten mehr vorfanden.[vgl. Eldredge 1997, 258].

Der stärkste Verfechter der Overkill-Hypothese, der Paläontologe Paul S. Martin [1984] stützt seine These im wesentlichen darauf, daß es eine gute Übereinstimmung zwischen der Ausbreitung von *Homo sapiens sapiens* und den Aussterbevorgängen der Großsäuger auf den einzelnen Kontinenten geben soll. Dabei soll der Artenschwund mit der Entwicklung des Jetztzeitmenschen in Afrika vor ca. 100.000 Jahren begonnen und sich dann parallel zur Besiedlung Europas, Asiens, Australiens und Amerikas fortgesetzt haben. Nach Stanley [1989, 213] paßt dieses Modell besonders gut auf die Großsäugetiere Nordamerikas, weil sehr viele von ihnen ziemlich genau vor 11.000 Jahren, d.h. etwa zeitgleich mit der Einwanderung des Jetztzeitmenschen in Nordamerika verschwanden.

Ausgesprochen schlecht scheint das Modell auf den afrikanischen Kontinent zu passen, weil gerade dort, wo der moderne Mensch sich entwickelte, ein Großteil der Megafauna bis heute überlebt hat. Dieser offensichtliche Widerspruch wird von den Befürwortern der Overkill-Hypothese mittels einer Zusatzannahme ausgeräumt. Die großen Säugetiere in Afrika hätten - im Unterschied zu den Säugetieren der anderen Kontinente, wo der 'moderne' Mensch erst später eingewandert ist - genügend Zeit gehabt, sich koevolutiv auf den gefährlichen Zweibeiner "Mensch" einzustellen. Unterstützung versucht die Overkill-Hypothese in der zum Teil recht schnellen Ausrottung von Tieren auf Inseln zu finden, die erst in historischer Zeit von Menschen besiedelt worden sind. Als Beispiel dafür wird oft die Ausrottung der Dodos auf Mauritius durch europäische Schiffsbesatzungen angeführt [z.B. Schüle/Schuster 1996, 44]. Als weiterer Beleg für die Overkill-Hypothese gilt die Ausrottung von großen Landsäugetern (z.B. des Auerochsen) im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit.

Die Argumente, mit denen die Overkill-Hypothese bewiesen werden soll, sind durchweg umstritten. Nach Stanley [1989, 213] ist das anthropogen verursachte Aussterben von endemischen Inselfaunen in sehr starkem Maße auf das Abholzen von Wäldern und andere Formen der Lebensraumzerstörung (wie z.B. das Einschleppen fremder Tierarten) und weniger auf die Jagd zurückzuführen. Eldredge [1997, 195ff] weist bezüglich der Vernichtung von Inselfaunen darauf hin, daß besonders solche Tierarten von Aussterbevorgängen bedroht sind, deren Verbreitung sich auf geographisch kleine Areale beschränkt. Demgegenüber sind von den pleistozänen Aussterbevorgängen Arten betroffen, deren Populationen sich auf riesige Areale wie z.B. die Mammutsteppe von Eurasien und Nordamerika verteilen.

Hier muß den Aussterbeereignissen also ein erheblich größer dimensioniertes 'Unglück' als bei der Vernichtung von Inselfaunen zugrunde liegen. Tatsächlich hatten anthropogen verursachte Lebensraumveränderungen im Mittelalter und in der Neuzeit in manchen Gebieten eine Dimension erreicht, die ihnen eine wesentliche Rolle beim Aussterben von einzelnen Säugetierarten zukommen ließ. Es ist aber ausgesprochen unwahrscheinlich, daß die bescheidenen, von altsteinzeitlichen Jägerkulturen verursachten Lebensraumveränderungen einen wesentlichen Beitrag zum massenhaften Artensterben am Ende des Pleistozäns geleistet haben.

Stuart [1991, 459] weist in diesem Zusammenhang daraufhin, daß selbst im erheblich dichter besiedelten Holozän nur sehr wenige Säugetiere durch Jagd oder Lebensraumzerstörungen ausgerottet wurden. Erst in den letzten Jahrhunderten sei darüberhinaus mit dem Gewehr eine Fernwaffe eingesetzt worden, mit der die Existenz von großen Landsäugetern nachhaltig beeinträchtigt wurde. Es bestehen daher erhebliche Zweifel, ob die Zahl der eiszeitlichen Jäger ausreichte, um mit ihren primitiven Fernwaffen riesige, auf mehrere Kontinente verteilte Großsäugerpopulationen innerhalb kurzer Zeiträume bis hin zum letzten Exemplar auszurotten.

Der Urgeschichtler Rust [1976, 3] schätzt z.B., daß sich zu Beginn des Spätglazials in ganz Schleswig-Holstein "allsommerlich nicht mehr als fünf Familien" weit verstreut aufhielten. Diese wenigen Jäger waren wohl kaum in der Lage, die Existenz einer regionalen Großsäugerpopulation zu gefährden. Jenseits aller Vorstellungskraft erscheint in diesem Zusammenhang, daß altsteinzeitliche Jäger es geschafft haben sollen, die riesigen Herden eiszeitlicher Großsäuger in den noch dünner besiedelten Weiten Sibiriens auszurotten.

Es wird hier nicht in Frage gestellt, daß große Landsäugetiere von steinzeitlichen Jägern gejagt wurden. Grundsätzlich ausgeschlossen werden kann dies nur für die sehr frühen Hominiden wie z.B. den grazilen *Australopithecus africanus*. Selbst von diesem frühen Hominiden wird allerdings manchmal spekuliert, daß er ein "unangenehmer kleiner Jäger" oder gar "Killeraffe" war, der großen Landsäugetieren gefährlich werden konnte. Tatsächlich waren die frühen Hominiden aber wohl eher "Gejagte als Jäger" und haben sich hauptsächlich von Früchten und Pflanzen ernährt [hierzu Eldredge 1997, 231f]. Große Pflanzenfresser gehörten vermutlich erstmals seit dem *Homo erectus* und mit Sicherheit seit dem Neandertaler zu den wichtigen Nahrungs- und Rohstofflieferanten der Hominiden [hierzu Koenigswald 1987, 176ff]. Es bestehen jedoch Zweifel, ob ausgestorbene Großsäuger wie das Mammut oder der Waldelefant bevorzugt bejagt wurden, weil sie - wie Schüle/Schuster [1996, 46] vermuten - den Jägern ein höheres Ansehen als der Fang von Hasen verschafften. Insbesondere die amerikanische Archäologin Olga Soffer hat das prähistorische Bild vom "Steinzeit-Macho" (vgl. Abb. 4) als "furchtlos-wilden Mammutkiller" kritisiert und die Frage gestellt, ob die Kleintierjagd mit "Netzen" (bei der auch Frauen Beute machten) nicht eine ebenso bedeutende Rolle wie die Großtierjagd mit Speeren gespielt hat [Der Spiegel 1998, 200ff]. Auch nach Auffassung von Engesser et al. [1996, 72] sollen die Steinzeitjäger das schmackhaftere Fleisch kleinerer Pflanzenfresser bevorzugt haben. Sie schließen dies aus der Zusammensetzung der 'Küchenabfälle' von späteiszeitlichen Bewohnern des berühmten Kesslerloches im schweizer Kanton Schaffhausen. Hier wurden neben 1.000 Schneehasen, 500 Rentieren, 170 Schneehühnern und 50 Wildpferden nur 10 Mammut verspeist. Es gibt allerdings auch Fundstätten, die auf eine ausgeprägte Jagdspezialisierung auf bestimmte Großsäuger hinweisen [hierzu Kowalski 1986, 121; Müller-Karpe 1998, 56ff].

Der relativ hohe Anteil kleinerer Pflanzenfresser am Speiseplan der steinzeitlichen Jäger kann auch dadurch bestimmt sein, daß große Pflanzenfresser von den primitiv bewaffneten Steinzeitjägern nur schwer erbeutet werden konnten, weil die Jagd auf wehrhaftes Großwild gefährlich ist. Erst der Einsatz von 'Feuerwaffen' hat - bedingt durch ihre ungleich bessere Durchschlagskraft und höhere Zielgenauigkeit - für den Großwildjäger das Risiko gesenkt, selbst zum Gejagten zu werden. Diese Einschätzung steht im direkten Widerspruch zu der bereits im Zusammenhang mit dem Überleben der Megafauna Afrika erwähnten Ansicht verschiedener Overkill-

Autoren, daß die altsteinzeitlichen Jäger wehrhafte Großsäuger leicht töten konnten, weil diese außerhalb Afrikas 'genetisch' arglos waren und den Menschen nicht als tödliche Bedrohung erkannten:

"Genetisch arglose Megaherbivoren kann man leicht töten, indem man ihnen einen langen, geraden, am dünnen Ende angespitzten Hartholzspeer in die Weichteile rennt. [...] Unerläßliche Voraussetzung für diese einträgliche Möglichkeit, auf einen Schlag zu überreichlicher Nahrung zu gelangen, ist freilich, daß der Megaherbivore weder angreift noch wegläuft" [Schüle/Schuster 1996, 46].

Diese geradezu idyllische Ausmalung der Großsäugerjagd steht im auffälligen Widerspruch zu steinzeitlichen Höhlenmalereien, die "ungestüm springende oder anrennende Einzeltiere" zeigen, die von den Speeren steinzeitlicher Jäger verwundet worden sind. Die Jagd auf Wildrinder und Wisente stand dabei an Gefährlichkeit der Jagd auf große Dickhäuter kaum nach [Müller-Karpe 1998, 62]. Es fällt hier schwer, den Gedanken zu unterdrücken, daß Schüler/Schuster mit solch naiver Gewißheit über das Verhalten der pleistozänen Großsäuger spekulieren, weil sie ihre These nicht selbst testen müssen.

Tatsächlich haben Untersuchungen an amerikanischen Elchpopulationen, die seit einiger Zeit keinem Feinddruck mehr durch Wölfe oder Bären ausgesetzt waren, gezeigt, daß wenige Generationen ausreichen, um Änderungen des Instinktverhaltens gegenüber Raubtieren herbeizuführen [vgl. Carganico 1998, 44]. Die von den Overkill-Autoren postulierte, mehrere zehntausend Jahre erfordernde Koevolution zur Verhaltensprogrammierung erscheint damit sehr unwahrscheinlich. Aber selbst wenn man sich auf diese abwegige Argumentation einläßt, bleibt erklärungsbedürftig, weshalb die Großsäuger beim Eintreffen des Jetztzeitmenschen in Europa noch 'genetisch' arglos waren. Eine Reihe von alt- und mittelpaläolithischen Fundplätzen zeigt nämlich, daß große Landsäuger schon lange vor dem Eintreffen des modernen Menschen in Europa vom Homo erectus und Neandertaler gejagt wurden [vgl. z.B. Kowalski 1986, 117f]. Nicht nur in Afrika, sondern auch in Europa hätten die pleistozänen Großsäuger somit genügend Zeit gehabt, sich 'genetisch' auf den gefährlichen Zweibeiner "Mensch" einzustellen.

Wie steht es nun um die archäologischen Befunde für den Beweis des pleistozänen Overkillszenarios? Die zentrale Annahme der Overkill-Hypo-

these besteht darin, daß sich das pleistozäne Aussterben nachweislich parallel zur Ausbreitung des modernen Menschen vollzogen haben soll. Als Musterbeispiel für den Ausrottungsvorgang wird von den Overkill-Autoren der nordamerikanische Kontinent angeführt, weil das bisher geltende Datum für die Besiedlung Nordamerikas durch Paläoindianer ziemlich genau mit dem Höhepunkt des pleistozänen Großsäugersterben vor ca. 11.000 Jahren korrelierte. Nun deuten neue archäologische Funde und sprachgenetische Forschungen amerikanischer Wissenschaftler darauf hin, daß es mindestens drei oder vier große Einwanderungswellen aus Asien gab, deren erste vermutlich schon vor 40.000 Jahren stattgefunden hat [Anonymus 1998, 34].

Aber nicht nur das Besiedlungsdatum für Nordamerika, sondern auch die Einwanderungsdaten des Jetztzeitmenschen für die anderen Kontinente haben einen bisher wenig stabilen Forschungsstand erreicht [hierzu Heinsohn 1996, 37ff]. Die zentrale Annahme der Overkill-Hypothese hat damit aus archäologischer Sicht kein tragfähiges Fundament. Die Overkill-Autoren lassen sich jedoch davon nicht beeindrucken, sondern verschanzen sich hinter der Zusatzhypothese, daß Jetztmenschen, die vor dem pleistozänen Großsäugersterben in die Kontinente eingewandert sind, einfach keine erfolgreichen Großwildjäger waren [vgl. z.B. Martin 1984, 363; Haynes 1984, 351; Bunzel-Drücke 1996, 182].

Ein weiteres gravierendes Problem der Overkill-Hypothese besteht darin, daß bisher keine ausreichende Anzahl großer Jagd- und Schlachtplätze gefunden wurde, mit denen ein massives Abschichten der pleistozänen Großsäuger archäologisch belegt werden könnte. Bei den wenigen größeren 'Mammutfriedhöfen', die man z.B. auf dem europäischen Kontinent in Polen, in der Tschechischen Republik und in der Ukraine gefunden hat, ist sogar oft umstritten, ob die Mammutknochen ausschließlich von getöteten oder von bereits tot gefundenen Tieren stammten. Dies betrifft auch die bekannten osteuropäischen Fundplätze mit kreisförmigen Ansammlungen großer Mengen von Mammutknochen, die man als Überreste von paläolithischen Hüttenkonstruktionen deutet.

Nach Vereshchagin/Baryshnikov [1984, 492] können diese fossilen Knochenansammlungen nicht als Beleg für eine intensive Jagd auf Großsäuger gedeutet werden, weil an den Knochen keine Spuren von Stößen mit Waffen zu finden sind. Bezüglich seiner russischen Heimat, wo noch heute massenhaft Mammutfossilien gefunden werden, stellt der Leiter der Paläontologischen Abteilung in St. Petersburg, Gennadij Baryshnikov fest, daß

"ihm in ganz Sibirien noch nicht ein einziges Mammutteil begegnet [ist], das unzweifelhaft menschliche Jagdspuren trägt" [zit. nach Meister 1993, 143].

Die fast vollständige Abwesenheit von Jagdplätzen ist auch für Australien kennzeichnend, wo gemäß der Overkill-Hypothese das große Abschichten vor ca. 30.000 Jahren mit der Ankunft steinzeitlicher Großwildjäger begonnen haben soll, ohne allerdings irgendwelche Spuren zu hinterlassen. Der Prähistoriker Bowdler hat das Auseinanderweichen von Theorie und Empirie bei der Anwendung der Overkill-Hypothese in Australien auf den Punkt gebracht: "In Australia we have an overkill hypothesis, but we are still waiting for a kill site" [zit. nach Martin 1984, 379].

Selbst in Nordamerika, dem Musterbeispiel für die Overkill-Hypothese, sind nur wenige Fundstätten entdeckt worden, an denen paläoindianische Kulturspuren von Großsäugerresten begleitet werden.

"Dies waren aber zumeist Bisons, die bis heute erhalten geblieben sind, selten Elefanten und nur ausnahmsweise andere Arten fossiler Pflanzenfresser" [Kowalski 1986, 126].

Der offensichtliche Mangel an Jagd- oder Schlachtplätzen wird von den Anhängern der Overkill-Hypothese nicht bestritten [z.B. Martin 1984, 359f; Bunzel-Drücke 1996, 188]. Um den Widerspruch zwischen der Overkill-Hypothese und archäologischen Belegen auszuräumen, ist von dem Paläontologen Martin für den nordamerikanischen Kontinent schon früh das Blitzkrieg-Modell entwickelt worden. (Eine kritische Darstellung dieser Hypothese findet sich bei Grayson [1984, 811ff].) Ein Blitzkrieg ist nach Martin dadurch gekennzeichnet, daß die Ausrottung großer Landsäugetiere durch plötzlich einwandernde Jäger schnell und weitgehend spurlos verläuft. Mit dieser Zusatzannahme hat Martin die Overkill-Hypothese gegen widersprechende archäologische Befunde immunisiert. Als Nebenwirkung hat er ihr allerdings auch die Möglichkeit eines empirischen Beweises geraubt.

In diesem Zusammenhang fällt auf, daß in vielen Veröffentlichungen zum Großsäugersterben fast beschwörend auf die "Speerspitze von Clovis" oder den "Eibenspieß von Lehringen" hingewiesen wird, um von dem Mangel an archäologischen Belegen abzulenken [z.B. Bunzel-Drücke 1996; Schüle/Schuster 1996; Eldredge 1997]. Die "Speerspitze von Clovis" wurde in den USA zwischen den Rippen eines spätglazialen Bisons, der "Eibenspieß von Lehringen" in Nordwestdeutschland zwischen den Rippen eines Waldelefanten aus der Eemwarmzeit gefunden [vgl. Stanley 1989, 213; Jacob-Friesen 1956, 16ff]. Die Fundplätze dieser Artefakte belegen aber nur, daß der



Mensch des Eiszeitalters große Landsäugetiere gejagt und keinesfalls, daß er sie ausgerottet hat.

Mehr psychologische als archäologische Unterstützung erfährt die Overkill-Hypothese aus der verbreiteten Vorstellung, die eiszeitlichen Jäger hätten ganze Großsäugerherden über Felsklippen hinuntergetrieben. Auch solche eher wild-romantischen Vorstellungen, die vielfach noch in populärwissenschaftlichen Darstellungen oder in älteren fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen zu finden sind - sogar Präsident Mitterand wollte beim einschlägig berühmten Felsen von Solutré bestattet werden -, halten einer näheren Überprüfung meistens nicht stand [hierzu Engesser et al. 1996, 148]. Abschließend bleibt festzuhalten, daß die Overkill-Hypothese ebensowenig wie die Klima-Hypothese geeignet ist, das massive Großsäugersterben am Ende des Eiszeitalters plausibel zu erklären.

#### 4.3 Velikovskys Theorie des pleistozänen Großsäugersterbens

Velikovsky hat sich in seinem 1956 erschienen Buch "Erde in Aufruhr" [1983 = V] ausführlich mit dem Aussterben der Megafauna am Ende des Eiszeitalters beschäftigt. Er vertritt die Auffassung, daß altsteinzeitliche Jäger kaum in der Lage waren, eine große Zahl von Tierarten so gründlich auszurotten, ohne auf den riesigen Kontinenten auch nur ein einziges Paar übrig zu lassen. Dies würde schon an der primitiven Bewaffnung der eiszeitlichen Jäger und ihrer beschränkten Mobilität bei der Verfolgung von Großwild scheitern [V 236].

Zur archäologischen Untermauerung seiner These führt er eine Reihe von Fundplätzen mit gewaltigen Mengen fossiler Knochen und Zähne an, die keinesfalls im Rahmen menschlicher Jagdtätigkeit, sondern als Folge von Naturkatastrophen abgelagert wurden. Allgemein bekannt sind in diesem Zusammenhang die von Velikovsky [V 18] erwähnten sibirischen Elfenbeinvorkommen, die seit altersher für kommerzielle Zwecke genutzt werden. In den Schelfgebieten des Nordpolarmeeres sind Mammutstoßzähne in so großer Menge vorhanden, daß sie immer wieder in Fischernetzen heraufgeholt werden oder nach arktischen Stürmen verstreut an Stränden liegen [V 20]. Der Quartärpaläontologe Kahlke [1994, 28] zitiert eine Vorratschätzung, derzufolge in den Schelfgebieten der ostsibirischen See ca. 550.000 Tonnen Mammutelfenbein liegen. Weitere 150.000 Tonnen "natürlich" abgelagertes Mammutelfenbein sollen in den Dauerfrostböden der sibirischen Tieflandzonen enthalten sein.

Weniger bekannt und in der wissenschaftlichen Literatur kaum zitiert sind die von Velikovsky angeführten mehrere Meter mächtigen, oft kilometerlangen "Muck"-Schichten in den Flußtäälern Alaskas. Diese Schichten bestehen aus gefrorenen Schlammassen, die gewaltige Mengen von Knochen ausgestorbener Tiere und von zerfetzten Bäumen enthalten [V 15f]. Vergleichbare Ablagerungen wurden auch auf einigen nordsibirischen Inseln im Nordpolarmeer gefunden, deren Oberflächen in erheblichem Umfang aus einem Gemisch von fossilen Knochen, Mammutstoßzähnen und verkohlten Holzstämmen bestehen, das im eisigen Sand einzementiert ist [V 24].

Große Mengen fossiler Knochen und Zähne von diversen pleistozänen Tierarten wurden auch in Kies- und Lehmsedimenten verschiedener englischer Höhlen gefunden. In der bekannten Kirkdale-Höhle in Yorkshire fand man Knochen von Flußpferd und Hirsch zusammen mit Überresten von Rentier und Moschusochse, d.h. Überreste von Großsäugern warm-gemäßigter Klimate sind zusammen mit solchen extrem kalter Klimate abgelagert worden [V 32f]. Velikovsky sieht als einzige mögliche Erklärung für diese Schichten, daß gewaltige Wirbelstürme und Flutwellen Großsäuger und Wälder von ihren ursprünglichen Standorten fortrissen und in den Flußtälern Alaskas, auf den Inseln im Nordpolarmeer oder in den Höhlen Englands ablagerten. In den "Muck"-Schichten Alaskas wurden neben den fossilen Knochen auch Ablagerungen von vulkanischen Aschen gefunden. Velikovsky schließt daraus, daß die Flut- und Klimakatastrophen ebenso wie die Vulkanausbrüche durch tektonische Umwälzungen in der Erdkruste ausgelöst worden sind [V 17].

Weiterhin wertet Velikovsky die im sibirischen Dauerfrostboden gefundenen, außergewöhnlich gut erhaltenen Körper tiefgefrorener Mammuts als eindrucklichen Beleg dafür, daß sich die klimatischen Umwälzungen am Ende des Eiszeitalters in einer abrupt eintretenden Naturkatastrophe vollzogen haben müssen [V 21]. Der Zeitpunkt der gewaltigen Katastrophen, die zugleich das Ende des Eiszeitalters einleiten, wird von ihm in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends datiert. Dies leitet er u.a. aus Berechnungen über die Erosionstätigkeit der Niagarafälle, die Wachstumsrate von Ablagerungen des Mississippidelta und die Lebensdauer des großen Agassiz-Eisrandsees ab [V 171ff]. Zusammenfassend hat Velikovsky die katastrophalen Umweltbedingungen am Ende des Eiszeitalters, durch die so viele große Säugetierarten ausgelöscht wurden, wie folgt beschrieben:

"Brennende Wälder, hereinstürzende Seen, ausbrechende Vulkane, überschwemmte Länder forderten die meisten Opfer; erschöpfte Felder und niedergebrannte Wälder boten den verängstigten und abgesonderten Überlebenden keine verheißungsvollen Bedingungen und forderten ihren eigenen Anteil am Werk der Vernichtung" [V 238].

Velikovskys Erklärung für den Untergang der pleistozänen Großsäuger wird durch eine Reihe von Untersuchungsergebnissen jüngerer Datums bestätigt. Mead/Meltzer [1984, 440ff] haben anhand einer Zusammenstellung C14-datierter Großsäugerfossilien festgestellt, daß sich das Großsäugersterben in Nordamerika auf einen kurzen Zeitraum vor 11.000 Jahren konzentriert (vgl. Abb. 5). Der Schweizer Gletscherforscher Röthlisberger [1986, 314] belegt anhand einer Zusammenstellung außergewöhnlicher Naturereignisse, "daß die Zeit zwischen 12.000 und 10.000 Jahren v.h. tektonisch, geologisch, klimatisch und ökologisch ausgesprochen aktiv war". Darüber hinaus stellt er sich die Frage,

"ob nicht alle erwähnten Geschehnisse zwischen 12.000 und 10.000 Jahren v.h. einem Großereignis zuzuschreiben sind, das globale Auswirkungen hatte, jedoch durch methodische Probleme der C14-Datierung bei Analysen unterschiedlichen Probenmaterials und durch die Verzerrung der Zeitskala infolge Veränderungen des C14-Gehaltes zu einzelnen Klimaschwankungen von 500 bis 1000 Jahren aufgebläht wird".

Röthlisberger [1986, 314] führt in diesem Zusammenhang noch ein weiteres, durch weltweite Gletschervorstöße gekennzeichnetes klimatisches Großereignis um 4.600 v.h. an, das kurioserweise in eine Zeit datiert ist, in der pollenanalytische Untersuchungen ein Klimaoptima anzeigen. Blöss/Niemitz [1998, 580f] greifen diesen Widerspruch auf und entwickeln die interessante These, daß die beiden aufgrund ihrer C14-Datierung über 5.000 Jahre auseinanderliegenden Großereignisse ursächlich zusammenhängen bzw. sogar identisch sind. Die Diskrepanz bei der Datierung dieser Gletschervorstöße erklären sie damit, daß der Aufprall eines großen Himmelskörpers auf die Meeresoberfläche zu einer nachhaltigen Depression der atmosphärischen C14-Konzentration geführt hätte. Die abrupte Absenkung des C14-Gehaltes bewirkt als Konsequenz eine erhebliche meßtechnische Überalterung postkatakastrophistischer, d.h. einem singulären Großereignis folgender Funde.

Das von Blöss/Niemitz gewählte Erklärungsmodell fügt sich hervorragend in die von Velikovsky postulierten planetaren Katastrophen als Ur- und

che für die erdgeschichtlichen Kataklysmen ein. Ferner wird die von ihm geforderte drastische Verkürzung der Nacheiszeit durch die sich auf Artefakte und stratigraphische Befunde aufbauenden Untersuchungen von Illig [1988] und Heinsohn [1991; <sup>2</sup>1996] gestützt. In beiden Untersuchungen wird das Ende der Altsteinzeit und damit des Eiszeitalters in das -2. Jtsd. gerückt. Auch meine eigenen Untersuchungen zur nacheiszeitlichen Waldgeschichte [1998a, 1998b] haben zum Ergebnis, daß die nach üblicher Auffassung ca. 15.000 Jahre dauernde Spät- und Nacheiszeit bei unbefangener Betrachtung um mindestens 10.000 Jahre zu kürzen ist.

## 5. Resümee

Velikovskys Darstellung des Untergangs der pleistozänen Großsäuger muß über 40 Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung wegen ihrer bis heute ungebrochenen Erklärungskraft als einzigartiger Geniestreich bezeichnet werden. Auch wenn Velikovskys Erklärungsmodell die offizielle Anerkennung durch die Mainstream-Wissenschaftler bisher versagt geblieben ist, wird es doch durch viele Forschungsergebnisse bestätigt. Von den Anhängern der Klima-Hypothese werden zwischenzeitlich sogar zeitweilig die ganze Erde umfassende Katastrophen als Ursache des abrupten Verschwindens von Tiergruppen nicht mehr ausgeschlossen:

"Es ist möglich, daß der Absturz großer Meteorite gewaltige, kurzwährende Verschlechterungen der klimatischen Verhältnisse verursachte, was zur völligen Vernichtung zahlreicher Tierarten sowohl an Land als auch im Meer führen konnte" [Kowalski 1986, 124].

Der Durchbruch von Velikovskys kataklystischem Szenario für das Ende des Eiszeitalters scheint hier nur noch daran zu scheitern, daß den Quartärpaläontologen neben dem dramatischen Großsäugersterben zuwenig klimatische und geologische Indizien für katastrophale Veränderungen am Ende des Eiszeitalters bewußt sind. Insbesondere Forschungsergebnisse neueren Datums geben allerdings Anlaß zu Hoffnung, daß mittelfristig die Irritationen gegenüber der Verdrängung die Oberhand gewinnen werden. Anknüpfungspunkte für einen wissenschaftlichen Paradigmenwechsel bietet vor allen Dingen die Klima-Hypothese.

Im Unterschied zur Klima-Hypothese muß die Overkill-Hypothese als eine wenig ausbaufähige, wissenschaftliche Sackgasse bezeichnet werden. Dieser Schluß wird auch in wissenschaftstheoretischen Untersuchungen

gezogen [vgl. Grayson 1984, 821]. Wenn von mir trotzdem die Overkill-Hypothese bedeutend intensiver als die Klima-Hypothese diskutiert wurde, liegt dies einzig an der unkritischen Akzeptanz, mit der diese Hypothese in jüngster Zeit von einigen Autoren aufgegriffen worden ist [vgl. Suchantke 1996, 247].

Diesen Autoren ist gemeinsam, daß sie dem professionellen Milieu des Naturschutzes verbunden sind und die Overkill-Hypothese als eine ideale wissenschaftliche Legitimation für gewisse, zwischenzeitlich kontrovers diskutierte Ziele und Praktiken des Naturschutzes entdeckt haben. Es handelt sich bei dieser Auseinandersetzung um die Frage, ob der Naturschutz in 'seinen' Gebieten durch aufwendige und kostspielige Pflegemaßnahmen die natürliche Sukzession, d.h. die natürliche (Rück-)Entwicklung zu Wald verhindern soll. Mit dem Rückenwind der Overkill-Hypothese rechtfertigt der Naturschutz seine umstrittene Praxis neuerdings damit, daß er mit der Offenhaltung von Landschaften nur die Funktion der ausgerotteten Großsäuger ersetze.

Die Attraktivität der Overkill-Hypothese verstärkt sich noch dadurch, daß sie eine weitere Dimension des Naturschutzes anspricht, nämlich seinen Pessimismus hinsichtlich des Umgangs des Menschen mit der Natur. Dieser tiefverankerte Pessimismus, der sich parallel mit dem Aufstieg der Industriegesellschaft entwickelt hat, wird von den Naturschützern einfach auf unsere altsteinzeitlichen Vorfahren projiziert, die damit allesamt zu Großsäugerkillern degradiert werden. Die Overkill-Hypothese ist damit eine für den Naturschutz im hohen Maße emotional befriedigende und professionell verwertbare Hypothese. Dies erklärt, weshalb dem Naturschutz verbundene Autoren kein Argument zu 'spekulativ' ist, um die Overkill-Hypothese gegen plausible Erklärungsmodelle zu verteidigen.

Mit dem Artikel von Geiser [1997] ist die Leitbilddiskussion des Naturschutzes wegen ihrer naturgeschichtlichen Aspekte in das *Zeitensprünge*-Bulletin geraten. Von Seiten seiner Leser ist bisher kein Widerspruch laut geworden, daß in diesem Artikel abschließende Erklärungen zu den Ursachen des pleistozänen Großsäugersterben abgegeben wurden, ohne den Namen Immanuel Velikovsky auch nur zu erwähnen. Einen erheblichen Teil der Motivation für meinen Beitrag habe ich daraus bezogen, diese intellektuelle Lücke zu schließen und damit die reichlich vorhandenen, realen Lücken in der Naturgeschichte wieder sichtbar zu machen.

## Literatur

- Anonymus (1998): "Kamen die Siouxindianer aus Südamerika? Bericht über den 150. Jahrestag der amerikanischen Wissenschaftsgesellschaft (AAAS)"; in *Welt am Sonntag* vom 22.2.1998, 34
- Benecke, Norbert/ Böhme, Gottfried/ Heinrich, Wolf-Dieter (1990): "Wirbeltierreste aus interglazialen Beckensedimenten von Gröbern und Grabschütz"; in *Altenburger Naturwissenschaftliche Forschungen*; (5) 231-281
- Beutler, Axel (1996): "Das Weidelandchaftsmodell: Versuch einer Rekonstruktion der natürlichen Landschaft; in Gerken/Meyer (Hg. 1997) 194-206
- Blöss, Christian/ Niemitz, Hans-Ulrich (1998): "'Postglaziale' Gletschervorstöße. Kritik der Altersbestimmungsmethoden für das Quartär III"; in *ZS X (4)* 568
- Bunzel-Drüke, Margret (1996): "Klima oder Übernutzung - Wodurch starben Großtiere am Ende des Eiszeitalters aus?"; in Gerken/Meyer (Hg. 1997) 152
- Bunzel-Drüke, Margret/ Drüke, Joachim/ Vierhaus, Henning (1994): "Quaternary Park - Überlegungen zu Wald, Mensch und Megafauna"; in *ABUinfo 4/93*, 1/94, 4-38, Soest
- Carganico, Christian (1998): "Invasion der Elche. Bericht über die Untersuchungen der amerikanischen Biologen Joel und Carol Berger über das Instinktverhalten der Elche"; in *Welt am Sonntag* vom 8. 11. 1998, S. 44
- Der Spiegel (1998) = "Der verzichtbare Mann"; in *Der Spiegel* (15) 200-204
- Eissmann, Lothar (1997): "Das quartäre Eiszeitalter in Sachsen und Nordostthüringen"; in *Altenburger Naturwissenschaftliche Forschungen* (8)
- (1990): "Das mitteleuropäische Umfeld der Eemvorkommen des Saale-Elbe-Gebietes und Schlußfolgerungen zur Stratigraphie des jüngeren Quartärs"; in *Altenburger Naturwissenschaftliche Forschungen* (5) 11-48
- Eldredge, Niles (1997): *Wendezeiten des Lebens. Katastrophen in Erdgeschichte und Evolution*; Frankfurt a. M.
- Ellenberg, Heinz (1996): *Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen in ökologischer, dynamischer und historischer Sicht*; Stuttgart
- Engesser, Burkart/ Fejfar, Oldrich/ Major, Pavel (1996): "Das Mammut und seine ausgestorbenen Verwandten"; in *Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Basel* Nr. 20
- Firbas, Franz (1949): *Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen*; Bd. 1: Allgemeine Waldgeschichte; Jena
- Frenzel, Burghard (1987): "Grundprobleme der Vegetationsgeschichte Mitteleuropas während des Eiszeitalters"; in *Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern* XXIX 99-122
- Geiser, Remigius (1997): "Das Modell der Natur-Weidelandchaft"; in *ZS IX (3)* 320-329

- Gerken, Bernd/ Meyer, Christiane (Hg., 1997): *Natur- und Kulturlandschaft*, Heft 2; Höxter
- Grayson, Donald K. (1984): "Explaining Pleistocene Extinctions: Thoughts on the Structure of a Debate"; in Martin/Klein (Hg.) 807-823
- Groß, Michael (1999): "Hitzeschockprotein hilft der Evolution auf die Sprünge"; in *Spektrum der Wissenschaft* (2) 12-16, Heidelberg
- Guthrie, R. Dale (1984): "Mosaics, Allelochemicals and Nutrients. An Ecological Theory of Late Pleistocene Megafauna Extinctions"; in Martin/Klein (Hg.) 259-298
- Haynes, C. Vance (1984): "Stratigraphy and Late Pleistocene Extinction in the United States"; in Martin/Klein (Hg.) 345-353
- Heinsohn, Gunnar (1996): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit; Gräfelfing
- Hünemann, Karl Alban (1987): "Faunenentwicklung im Quartär"; in *Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern* XXIX 151-171
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt a. M.
- Jacob-Friesen, K.H. (1956): "Eiszeitliche Elefantenjäger in der Lüneburger Heide"; in *Jahrb. Röm. Germ. Zentralmuseum* III 1-22
- Kahlke, Ralf-Dietrich (1994): "Die Entstehungs-, Entwicklungs- und Verbreitungsgeschichte des oberpleistozänen Mammuthus-Coelodonta-Faunenkomplexes in Eurasien (Großsäuger)"; in *Abhandlungen der Senckenberg. Naturforsch. Gesellschaft*, 546, Frankfurt a.M.
- Koenigswald, Wighart v. (1987): "Frühe Jäger im Eiszeitalter Mitteleuropas"; in *Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern* XXIX 173-191
- Kowalski, Kazimierz (1986): *Die Tierwelt des Eiszeitalters*; Darmstadt
- Lang, Gerhard (1994): *Quartäre Vegetationsgeschichte Europas*. Methoden und Ergebnisse; Stuttgart
- Marshall, Larry G. (1984): "Who killed Cock Robin? An Investigation of the Extinction Controversy"; in Martin/Klein (Hg.) 785-806
- Martin, Paul S. (1984): "Prehistoric Overkill: The Global Modell"; in Martin/Klein (Hg.) 354-403
- Martin, Paul S./ Klein, Richard G. (Hg., 1984): *Quaternary Extinctions. A Prehistoric Revolution*; Tucson
- May, Thomas (1993): "Beeinflussten Großsäuger die Waldvegetation der pleistozänen Warmzeiten Mitteleuropas? Ein Diskussionsbeitrag"; in *Natur und Museum* CXXIII (6) 157-170, Frankfurt a.M.
- Mead, Jim I./ Meltzer, David J. (1984): "North American Late Quaternary Extinctions and Radiocarbon Record"; in Martin/Klein (Hg.) 440-450
- Meister, Martin (1993): "Mammuts. Eine Legende taut auf"; in *GEO - Das neue Bild der Erde* (1) 114-143, Hamburg

- Menting, Georg (1998a): "Ist die spät- und postglaziale Waldgeschichte zu lang?"; in *ZS X* (3) 352-382
- (1998b): "Der Einfluß des Menschen auf die nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas"; in *ZS X* (4) 536-568
- Müller-Karpe, Hermann (1998): *Geschichte der Steinzeit*; München (<sup>1</sup>1974)
- Patzelt, G. (1977): "Der zeitliche Ablauf und das Ausmaß postglazialer Klimaschwankungen in den Alpen"; in B. Frenzel (Hg.): *Dendrochronologie und postglaziale Klimaschwankungen in Europa*; 249-259, Wiesbaden
- Pott, Richard (1997): "Von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft - Entwicklung und Gestaltung mitteleuropäischer Kulturlandschaften durch den Menschen"; in *Verhandlungen der Gesellschaft für Ökologie XXVII* 5-26
- Probst, E. (1991): *Deutschland in der Steinzeit - Jäger, Fischer und Bauern zwischen Nordseeküste und Alpenraum*; München
- Röthlisberger, Friederich (1986): *10.000 Jahre Gletschergeschichte der Erde. Ein Vergleich zwischen Nord- und Südhemisphäre*; Frankfurt a. M.
- Rust, Alfred (1976): "Die sakrale Ausdeutung der eiszeitlichen Kulturreste aus dem Ahrensburger Tunneltal"; in *Stormarer Hefte* (3) 1-59, Neumünster
- Schüle, Wilhelm/ Schuster, Sabine (1996): "Anthropogener Urwald und natürliche Kultursavanne. Paläowissenschaftliche und andere Gedanken zu einem sinnvollen Naturschutz"; in Gerken/Meyer (Hg. 1997) 22-55
- Stanley, Steven M. (<sup>2</sup>1989): *Krisen der Evolution: Artensterben in der Erdgeschichte*; Heidelberg
- Stuart, Anthony J. (1991): "Mammalian extinctions in the late Pleistocene of Northern Eurasia and North America"; in *Biological Reviews of the Cambridge Philosophical Society LXVI* 453-562
- Suchantke, Andreas (1996): "Kritische Anmerkungen zu einigen Beiträgen des Sammelbandes 'Wo lebten Pflanzen und Tiere in der Naturlandschaft und der frühen Kulturlandschaft Europas'"; in Gerken/Meyer (Hg. 1997) 245-247
- Tode, Alfred (1954): *Mammutjäger vor 100.000 Jahren*; Braunschweig
- Ukrainitseva, Valentina V. (1986): "On the composition of the forage of the Large Herbivorous Mammals of the Mammoth Epoch: Significance for Palaeobiological and Palaeogeographical Reconstruction"; in *Quartärpaläontologie VI* 231-238, Berlin
- Velikovskiy, Immanuel (1983): *Erde in Aufruhr*; Frankfurt a. M. (engl. 1956)
- Vereshchagin, Nikolaj K./ Baryshnikov, Gennadij F. (1984): "Quaternary Mammalian Extinctions in Northern Eurasia"; in Martin/ Klein (Hg.) 483-516

Dipl.-Geograph Georg Menting 59558 Lippstadt Leipziger Ring 55



# Das Netz der Sonnwendlinien

Keltische Oppida und Messhöfe im süddeutschen Raum

Peter Amann

## Auf einem Sonnenpfad dem Frühlingspunkt entgegen

Schaut man sich eine sehr spezielle Landkarte Süddeutschlands an, wie sie im Atlas spätkeltischer Viereckschanzen zu finden ist, mit ihren rund 220 eingetragenen Schanzen und 14 Oppida, dann kann man, was die Viereckschanzen betrifft, erkennen, daß es 'Ballungsräume' und fast 'leere Räume' gibt, und daß sich die 14 Oppida über das gesamte Gebiet Süddeutschlands nahezu gleichmäßig verteilen. Haben nun die "Schanzen", deren nichtmilitärischer Charakter ja seit langem bewiesen ist, Bezug zum geologischen Untergrund, insbesondere zu Quellen, oder erklärt sich ihre Lage aus der Besiedlungsstruktur der jeweiligen Gegend und liegen die Oppida nur an wichtigen Handelswegen (Manching) oder strategisch günstig (Kleiner Gleichberg) oder gibt es vielleicht noch andere Gesichtspunkte, die speziell Kelten wichtig gewesen sein könnten?

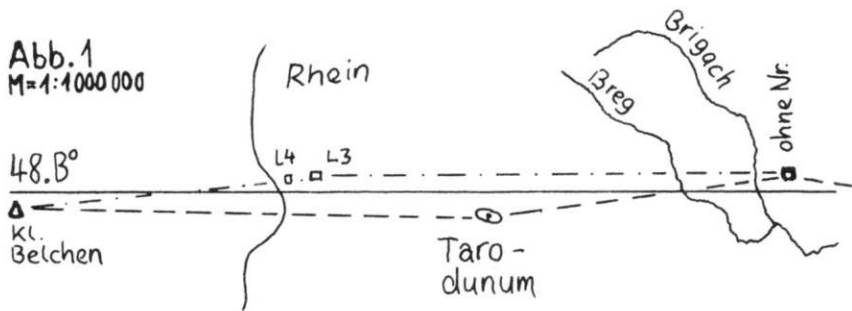
Den ersten Aufsatz hatte ich mit einem Zitat aus V. Krutas Buch "Die Kelten" beendet: "Sie kamen aus der Mitte Europas und folgten dem Pfad der Sonne". Nur eine poetische Formulierung? Mitnichten. Wie beharrlich und zielbewußt sie dies taten und wie deutlich dabei die religiöse Verehrung der Sonne auch praktische Anwendung fand, das will ich nun versuchen darzustellen (Abkürzungen und Maßangaben finden sich am Artikelende).

Eigentlich sind vier von der Natur gegebene Pfade der Sonne vorhanden und nicht nur einer: die der beiden Sonnwendlinien und die der beiden Tag- und Nachtgleichen. Der mögliche Ausgangspunkt solchen Ausschärmens entlang der Sonnenpfade kann der Sundgau gewesen sein, eingebettet zwischen Vogesen, Schweizer Jura, Schwarzwald und Kaiserstuhl.

Den Pfaden der Sonne folgen ist in zwei Hauptrichtungen möglich: nach Osten in Richtung der Sonnenaufgänge und nach Westen in Richtung der Sonnenuntergänge. Da Süddeutschland der Gegenstand meiner Forschung ist und östlich des Sundgaues liegt, beschränke ich mich auf die Pfade, die zu den Sonnenaufgängen führen.

Identisch mit der geographischen Lage des Sundgaues ist das - auch von mir schon beschriebene [1-97] - Belchen-System am Oberrheingraben. Ein Sonnenbeobachtungs-System mit der Besonderheit: Die west-östlich orien-

Abb. 1  
M=1:4000 000



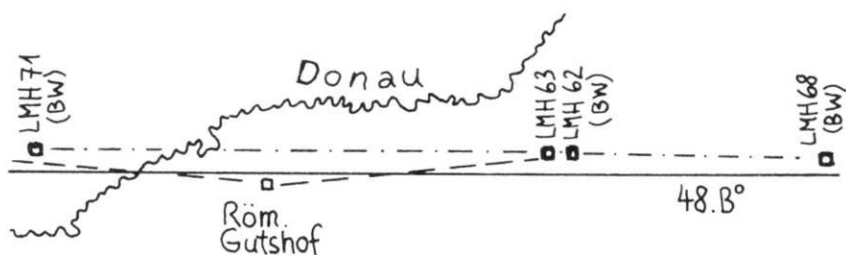
tierten Elsässer- und Schwarzwälder Belchen sind - bis auf wenige hundert Meter - 74,15 km, das entspricht dem Längengradabstand auf  $48^\circ$  n.B., voneinander entfernt. Diese Visurlinie des 21. März liegt 19,6 km südlich des 48. Breitengrades. Ich nenne sie die "Belchen-Linie". Sie und der  $48.^\circ$  wurden von den Kelten in der Landschaft, quer durch Süddeutschland, gut markiert. Beschreiben möchte ich jetzt den 48. Breitengrad, der, noch vor dem Kaiserstuhl, den Sundgau nach Norden begrenzt (s. Abb. 8).

So ein Breitengrad, was ist das schon, werden manche denken, jedenfalls etwas sehr Abstraktes, Künstliches, womöglich Willkürliches, gegenüber einer zackigen Gebirgskette oder einem mäandernden Fluß. Das dachte ich früher auch. Aber es lassen sich speziell am  $48.^\circ$  zwei Phänomene festmachen, die doch wieder mit der Natur zu tun haben.

Erstens: 'Die Weißen Nächte'; nördlich des  $48.^\circ$  sind die Hochsommernächte zu hell (zu weiß) zur Beobachtung des Sternhimmels. Eine nächtliche Orientierung ist nicht mehr möglich.

Zweitens: Zum Zeitpunkt der Sommersonnwende kommt es nahe des  $48.^\circ$  zu einem Verhältnis von 16 Tag- zu 8 Nachtstunden. Dieses Ereignis findet präzise auf  $47^\circ 45'$  statt, rund 28 km südlich des 48sten und damit nur etwa 8 km von der "Belchen-Linie" entfernt. Hier sei mir eine kurze Zwischenbemerkung gestattet: Die Umkehrung des Verhältnisses von Tag- zu Nachtlänge erfolgt zum Zeitpunkt der Wintersonnwende, aber  $3^\circ$  nördlicher, bei  $50^\circ 45'$ , was der geographischen Breite von Aachen gleichkommt.

Wie kommen wir nun auf elegante Weise von der "Belchen-Linie" auf den 48. Breitengrad? Zum Beispiel so: Vom Elsäßer Belchen führt die Visurlinie des 21.6. zum Kleinen Belchen, der nur 2 km südlich des  $48.^\circ$  liegt. Und peilt man von hier aus in Richtung Osten den Frühlingspunkt an, findet sich 10 km östlich von Freiburg und 3,5 km südlich des  $48.^\circ$  die Keltenstadt Tarodunum, eines der 14 aufgezeichneten Oppida im Atlas von Klaus Schwarz.



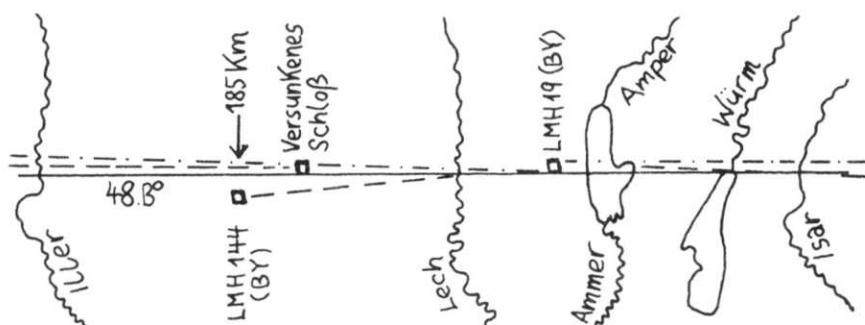
Bei der Erforschung des keltischen "Licht-Meßsystems" fiel mir bald auf, wie stark der 48.°, der ja auch ein Sonnenpfad in Richtung zum Frühlingspunkt ist, mit Viereck"schanzen", die ich ihrem Charakter nach Licht-Meßhöfe (LMH) nenne, bestückt ist. Sie liegen sowohl direkt am Breitengrad, als auch bis zu 3 km nördlich und südlich davon. Dem Eindruck eines fast regelmäßigen Mäanderns um den 48.°, wie die Schlange um den Äskulapstab, kann ich mich dabei nicht verschließen.

Nur die letzten beiden "Schanzen", in 349 km und 370 km Entfernung von Tarodunum, fallen etwas aus dem Rahmen. Sie liegen 5,5 km bzw. 5,25 km südlich des 48.°. Aber der östlich der Salzach liegende LMH 210 (BY) ist definitiv ein Endpunkt: östlicher und in beschriebener Nähe zum 48. Breitengrad gibt es keine solchen Bauwerke mehr.

### Beschreibung des 48.° als keltischer Sonnenpfad des 21. März

Als nächstes fällt ins Auge, daß die 12 beteiligten Objekte auf der 370 km langen Strecke gleichmäßige Entfernungen von etwa 40 km aufweisen. Die 12 Objekte bestehen aus 7 nummerierten "Schanzen" (der Landesdenkmalämter Baden-Württemberg und Bayern) und einer Schanze ohne Nummer. Eine Anlage wird als Burgstall, mit dem Flurnamen "Versunkenes Schloß" geführt. Eines ist das ehemalige Kloster Rott am Inn, wobei es rechnerisch auch sein kann, daß der Fluß selbst das Objekt ist. Gleiches würde dann auch für LMH 68 (BW), nahe der Iller, gelten. Und eines ist ein römischer Gutshof - ich glaube sagen zu können, daß römische und klösterliche Bauten keltische Objekte auf Visurlinien hin und wieder getilgt haben. Und als Besonderheit: Tarodunum, das keltische Oppidum.

Allerdings kommt es in der Mitte bei Kilometer 185 zu einer 'Rhythmusüberschneidung'. Der erste Intervall reicht von Tarodunum bis zu "Versunkenes Schloß" bei Bad Wörishofen, nur 0,2 km nördlich des 48.°.



Das zweite Intervall springt um 7 km zurück, genau auf Kilometer 185, und dort befindet sich LMH 144 (BY), der 2,75 km südlich des 48sten liegt. Das letzte Teilstück zwischen LMH 21 (BY) westlich des Waginger Sees und 5,5 km südlich des 48sten und dem 'Schlußlicht' LMH 210 (BY) ist dann nur noch 21 km lang. Warum dann eine Strecke von 370 km, wenn ohnehin nicht ohne Rest durch 40 teilbar? Weil 370 km am 48.° genau dem Abstand von 5 Längengraden entsprechen. Wem aber dieser mäandrierende Sonnenpfad ein Dorn im Auge ist - Sonnenstrahlen mäandern nicht - dem kann geholfen werden. In den letzten zwei Jahrzehnten sind durch die sogenannte Luftbildarchäologie weitere Schanzen entdeckt worden, so auch in der Oberrheinischen Tiefebene. Durch das Hinzukommen zweier Anlagen, mit den Nummern L3 und L4 (L für Luftbild) durch Otto Braasch [1990], ergibt sich ein völlig neues Bild, das den Kelten eine große Präzision ihrer Meßtechnik bescheinigt.

Dafür gehen wir zurück zum Kleinen Belchen (Le Petit Ballon) mit seinem Ausblick über die Oberrheinische Tiefebene. Peilt man von hier den Punkt der Herbst-Tagundnachtgleiche an, ergibt sich zum Frühlingspunkt eine Abweichung von 5° [1-97, 17; Abb. 4]. Auf dieser Visurlinie, in 40 km (!) Entfernung zum Kl. Belchen, wurde L3 installiert, 4 km östlich des Rheins und 1,4 km nördlich des 48.°. Hier, dem Fluß nahe, fängt eine Vermessungslinie an, die mit circa 2/3 einer Leuga nördlich des 48sten beginnt, sich nicht weiter als 1 und 1/3 Leugen von ihm entfernt und dabei bis auf eine Ausnahme nördlich von ihm bleibt (Kloster St. Mang bei Altenmarkt liegt 0,025 km südlich des 48.°). Das Intervall beträgt nun nicht mehr 40 km, sondern in etwa 74 km, wie die Tabelle zeigt:

L3 ← 71(BW) – 62(BW) – "Vers. Schloß" – 26(BY) – Kloster St. Mang  
 73 km    71 km    74 km                    74 km    72 km



Das ergibt eine Strecke von 364 km, ein Minus von 6 km. Erweitert man aber die Strecke von L3 zum Rhein, was legitim ist, wird sie um 4 km länger. Soviel zu diesem keltischen Sonnenpfad, der den Frühlingspunkt in der Landschaft markiert.

Und nun zu den Pfaden der beiden Sonnwenden. Auf die Asymmetrie ihrer Azimutwinkel habe ich ebenfalls schon hingewiesen [1-97, 14ff].

### Die Pfade der Sonnwenden

Meine nun folgenden Ausführungen werden zeigen, daß der gesamte süddeutsche Lebensraum der Kelten mittels der beiden Sonnwend-Linien und der Linie der Frühlings-Tagundnachtgleiche vernetzt war. Dabei entsteht ein geometrisches Muster, das aus sich selbst heraus Visurlinien in regelmäßigen Abständen erzwingt. Zunächst sei nur so viel gesagt, daß die Abstände der Sonnwend-Linien untereinander rund 40 km betragen, entsprechend den 12 'mäandernden' Objekten am 48.°. Welche Maße an diesen Rauten (s. Abb. 2) noch auftreten und wie sie entstehen, dazu später mehr.

Die nun folgenden Sonnwend-Linien sind jeweils von 1 bis 8 nummeriert, wobei diesen Zahlen keine weitere Bedeutung zukommt, als der einer von mir gewählten Möglichkeit einer klaren Strukturierung von West nach Ost. Vorausgeschickt sei noch: Wenn vom Anfang oder Ende von Sonnwendlinien die Rede sein wird, dann heißt das nicht, daß diese Begrenzung auf die Kelten zurückgeht. Vielmehr habe ich das so für meine Zwecke bestimmt, ohne Anspruch auf 'europäische' Vollständigkeit. Außerdem werden in diesem regelmäßigen Netz keltischer Licht-Meßaktivitäten auch Orte aus vorkeltischer Zeit berührt.





## Die Pfade der Sommersonnwende

Beginnen möchte ich mit dem Odilienberg (Mont Saint-Odile) in den Vogesen, ein Bergsporn, der einen umfassenden Blick über die Oberrheinische Tiefebene zuläßt. Auf ihm finden sich zahlreiche vorgeschichtliche Denkmäler, vor allem ein Ringwall von 10,5 km Länge. Das Ganze stellt kein keltisches, wie lange angenommen, sondern ein römisches Oppidum von 100 ha dar [Großer Brockhaus]. Kelten haben jedoch auch ihre Spuren auf dem Odilienberg hinterlassen. Unsere *erste Visurlinie* überquert den Rhein und führt über Iffezheim zum Rastätter Schloß. Von hier bis Ettlingen läuft sie parallel zu einer Römerstraße. Dann trifft sie auf den sogenannten Märchenring im Karlsruher Stadtteil Rüppurr, eine vorgeschichtliche Wallanlage in Form eines riesigen U. Sie ist auf drei Seiten von Bächen umflossen. Dieses U erinnert an Stonehenge, dessen Altarbezirk ebenfalls ein U ausformt. Beide öffnen sich mittig zum Sonnenaufgangsort am 21. Juni, nur: Der Märchenring mißt 440 x 520 m und hat damit die Dimensionen der beiden Riesen"schanzen" von Deisenhofen, südlich von München am 48.° [1-97, 26]. Das U von Stonehenge mißt etwa 15 x 18 m.

Die Visurlinie trifft nach 5 km auf den Marktplatz von Durlach, der genau auf dem 49.° liegt. Die Altstadt ist aus zwei U's gefügt, wovon eines nördlich und das andere südlich des Breitengrades liegt. Die mittelalterlichen Abmessungen Durlachs betragen 240 x 360 m, um eine Relation zu Rüppurr herzustellen.

Nach Durlach führt die Linie durch das Kraichgau über LMH L17 (1983 entdeckt von R. Gensheimer). An der Burgruine Steinsberg zieht sie 800 m nördlich vorbei. Jenseits des Neckars führt sie zwischen zwei römischen Siedlungen mitten hindurch, die eine einfache römische Schrittmeile voneinander entfernt liegen.

Danach folgt die Eberstadter Tropfsteinhöhle und als Endpunkt der Linie die Feste Marienberg und der Main; und drüben, auf der anderen Flußseite, Würzburg. Die Stadt hat ein keltisches Oppidum, Segodunum, aufzuweisen [Cunliffe 39].









Die *zweite Linie* beginnt in Belfort, das genau südlich des Elsässer Belchens liegt. (Gemeinsam ist ihnen die indogermanische Wurzel *bhel* - leuchtend, hell, weiß - Belenos ist die keltische Sonnengottheit [Alecmei 35]. Gleich nach Belfort trifft die Linie bei Denney auf ein Oppidum. (Dieses Kenntnis verdanke ich Ch. Pfister [4-97, 651].) Dann durch den Sundgau zur



## Legende zu Abb. 2

Aa	Achalm, Burgruine	Pst	Predigtstuhl, Berg
Ab	Amberg	Rb	Regensburg
AbRh	Altenburg/Rheinau, Oppidum	Rbg	Rothenburg ob der Tauber
Ags	Aggenstein, Berg	RK	Römerkastell/Burgus
Ah	Allerheiligen, Berg	Rpr	Rüppurr, Märchenring
Bb	Burgberg, mutmaßl. Oppidum	Rst	Rastatt
Bg	Bogenberg	Rw	Rottweil
Bl	Balingen	Sb	Salzburg
Bu	Bussen, Burg	SchG	Schwäbisch Gmünd
Db	Dinkelsbühl	Sh	Schaffhausen
Dl	Durlach	Stb	Steinsberg
Fb	Fentbach, Oppidum	Sth	Steinheim
Fg	Freising	StW	St. Wolfgang
FMB	Frühmeßbogen	Td	Tarodunum, Oppidum
GP	Garmisch-Partenkirchen	Tl	Treuchtlingen
GrB	Groß-Bottwar	Vg	Villingen
HAp	Hohenasperg	Vh	Vilgertshofen
Hg	Heidengraben, Oppidum	VS	"Versunkenes Schloß"
Hgl	Haigerloch	Wb	Würzburg
HKr	Hohenkrähen	Wbg	Wellenburg, Schloß
HTw	Hohentwiel	Wgg	Wolfegg
HS	Hallstatt-Siedlung	Ws	Waldsee, Bad
Hüs	Hünersedel, Berg	Z	Zürich
Hz	Hohenzollernburg		
Kd	Kinding		
Kh	Kelheim		
KIHb	Kleine Heuneburg		
KNd	Kloster Niederaudorf		
Kr	Karlsruhe		
Kst	Kaiserstuhl		
KWb	Kloster Weltenburg		
Lb	Leuchtenberg, Burgruine		
Mg	Manching, Oppidum		
Mk	Meßkirch		
MStO	Mont-St-Odile, Oppidum		
Nb	Nürnberg		
Pb	Peißenberg, Berg		
Pfh	Pforzheim		

### Zeichenerklärung

	Meßhof (Viereckschanze)
	Oppidum
	Ort
	Stadt
	Stadt mit bedeut. Kirche,
	Wallfahrtsk.
	Kloster
	Burg, Schloß (geg. Ruine)
	Berg

Zeichnungen: Peter Amann

höchsten Erhebung des Kaiserstuhles, zu einer Schanze (ohne Nr.) bei Weil der Stadt und zum Hohenasperg. Sie trifft im alten Ortskern von Großbottwar auf den 49.°. Nach 76 km ist das Oppidum von Finsterlohr an der Tauber erreicht. Der Pfad führt noch über die Tauber hinüber, bis hin zu zwei "Schanzen", nur 2/3 Leuga auseinanderliegend, die eine Besonderheit darstellen. Die erste (BY101) ist nicht nur sehr groß, sie mißt 255 x 130 m, sie besteht zudem aus drei asymmetrischen Räumen, west-östlich ausgerichtet. Die andere (BY102) ist normal groß, hat aber zwei ganz unterschiedlich große Räume, die nord-südlich liegen.

Die *dritte Sonnwend-Linie* beginnt im Stadtgebiet von Basel. Dort wurde bei Abbrucharbeiten des Gaswerkes ein keltisches Oppidum entdeckt. Kurz nach Überschreitung des 48.° berührt die Visurlinie ein keltisches Fürstengrab (Keltische Hügelgräber und Nekropolen auf keltischen Visurlinien [1-97, 19ff].) Kurz danach die Zähringerstadt Villingen, ebenfalls aus zwei U's zusammengesetzt. Rottweil bleibt um eine Winzigkeit westlich liegen, dann Balingen. Es folgen die Burg Hohenzollern, der Dreifürstenstein am Albtrauf, die Achalm bei Reutlingen, mit der Burg Hohenneuffen wird gerade noch der äußerste Rand des keltischen Oppidums Heidengraben gestreift. Der Hohenstaufen bleibt östlich liegen, dann Schwäbisch Gmünd und kurz danach der Limes, dann Dinkelsbühl und in der Ferne die Kaiserburg von Nürnberg. J.M. Möller [186] nennt sie "Hohenzollernlinie".

Die *vierte Linie* hätte ich mit dem Oppidum Altenburg/Rheinau, süd-südwestlich des Rheinfalls, beginnen lassen. Wieder durch Ch. Pfisters Aufsatz [4-97, 628] erfahre ich von einem weiteren keltischen Oppidum in der Aareschleife nördlich von Bern. Und es stellt sich heraus, daß Brenodurum auf der gleichen Sonnwend-Linie liegt. Also nimmt die Visurlinie schon dort am 47.° ihren Anfang. Nach Altenburg/Rheinau stößt die Linie auf den Hohentwiel mit seiner riesigen Burganlage.

Sodann überquert die Linie die Donau und trifft auf die Kleine Heuneburg, einen frühkeltischen Fürstensitz. Hier muß innegehalten werden, denn hier ist ein besonderer Platz: Im Bereich einer Gehmeile (6 km) befinden sich vier Licht-Meßhöfe, die benachbarte Baumburg, die Große Heuneburg, römische Mauerreste, ein ehemaliges Kloster und eine ebensolche Burg, diverse keltische Grabhügel und der Hohmichele - dieses bedeutende Grabmal einer keltischen Fürstin. Er liegt auf einer parallelen Sonnwend-

Linie, die vom Hohenkrähen, einem weiteren Hegauvulkan, herkommt, 3,75 km nördlich des Hohentwiels.

Der Hohenkrähen spielt in diesem Netz keltischer Visurlinien eine bedeutsame Rolle, die erst beim nächsten Thema angesprochen werden kann. Der Krähen liegt nämlich südlich nahe der Belchen-Linie. Noch größere Genauigkeit war aber offenbar erwünscht, hat man ihm doch im Norden, auf Belchen-Höhe, einen Licht-Meßhof gebaut (Nr. 55 BW). So gibt es hier auf engem Raum, parallel zu den Sonnwend-Linien der beiden Vulkane, eine dritte Visurlinie für das gleiche Ereignis. Sie soll nun vorrangig beschrieben werden:

Über eine Hügelkette mit dem wunderschönen Namen Guldelloh geht es bei Meßkirch über den 48.°, kurz darauf über die Donau, um exakt im rechten Winkel zu Hohmichele den LMH 36 (BW) zu erreichen. Nach 19 km folgt LMH 52 (BW) und auf der Höhe von Ulm LMH 72 (BW). Über LMH 49 (BW) und LMH 147 (BY) wird am südöstlichen Rand des Nördlinger Rieses das mutmaßliche Oppidum Burgberg erreicht. Nach 6 Leugen (13,3 km) wird LMH 120 (BY) erreicht. Ich möchte wieder kurz innehalten, denn im Süden von ihm befindet sich ein LMH (ohne Nr.) in 3 Leugen Entfernung, was der Strecke Hohentwiel-Krähen-LMH 55 gleichkommt. Und so ist es auch: Die SSW-Linie, die vom Twiel aus die Heuneburg streift, läuft über den markanten Bussen (zwischen ihm und der 13 km entfernten Heuneburg bestand Sichtkontakt), LMH 115 (BY), Kloster Maria Medingen auf diesen LMH ohne Nummer zu. Die beiden Meßhöfe liegen östlich des Rieses in der Fränkischen Alb.

Zurück zur SSW-Linie, die über den LMH 120 führt. Bei Treuchtlingen wird die Altmühl überquert, wo sich eine ausgedehnte vorgeschichtliche Anlage befindet. Kurz nach dem 49.° quert eine Römerstraße, die just hier urplötzlich durch einen scharfen Knick ihre Richtung ändert. Am Knick der Straße und auf der keltischen Sonnwend-Linie befindet sich ein römischer Burgus.

Nächste Station ist der LMH 100 (BY) bei Thalmässing. Und in der Ferne von 63 km liegt St. Martin und der Mariahilf-Berg von Amberg, der alten Residenz der Oberpfalz. Sie läßt sich noch über den Böhmerwald hinweg bis nach Heiligenkreuz (Chodsky Ujezd) in Tschechien verfolgen.

Und die bei einem Meßhof ohne Nummer verlassene Hohentwiel-Linie? Sie läuft ohne für mich erkennbare Besonderheiten brav parallel, aber 32 km hinter Amberg erreicht sie die markante, weithin sichtbare Burgruine Leuchtenberg und nach weiteren 7 km Vohenstrauß mit seinem Renais-

sanceschloß Friedrichsburg, wo ich die Linie enden lasse. Warum? Weil von hier eine Visurlinie zum Sonnenuntergang der Herbst-Tagundnachtgleiche führt, über Tauberbischofsheim und Worms zum keltischen Oppidum Donnersberg, 318 km entfernt von Vohenstrauß.

Wir haben hier eine doppelt und dreifach ausgelegte Sommersonnwend-Linie von 465 km Länge gefunden, mit drei echten Oppida und einem mutmaßlichen. Anmerkung: Die mittlere der drei Sonnwend-Linien habe ich bewußt nur vom Krähen bis zum Hohmichele beschrieben. Ihre weitere Darstellung macht in einem anderen Zusammenhang mehr Sinn. Nur ganz kurz ihre Gegenrichtung: Nach 5 Leugen wird eine Hallstatt-Siedlung passiert und dann der alte Kern Schaffhausens erreicht.

Die *fünfte Linie* ist nicht dreifach, aber doppelt ausgelegt. Die kurze Schilderung beider Linien ist lohnend. Die nördliche beginnt mit Schloß Wolfegg in Oberschwaben, welches exakt auf der Belchen-Linie liegt. Die erste wichtige Station ist LMH 114 (BY) mit dem Flurnamen "Die Brennburg"! Dann geht es nach Oberhausen bei Augsburg, wo sich ein römisches Legionslager befand, anschließend werden Wertach und Lech am Ort ihres Zusammenfließens gekreuzt. Auf der Höhe von Manching berührt sie das römische Kastell von Oberstimm. Danach erreicht sie präzis die Stelle, wo südlich von Kloster Weltenburg auf der linken Donauseite der Limes beginnt und eine dem Hadrian gewidmete Säule - aus dem 19. Jh. - steht. Und als 'Endpunkt' der Linie: das Oppidum von Kelheim.

Die südliche startet auf der geographischen Breite des Hohenkrähen, etwa 3,3 km südlich von Schloß Wolfegg. Nach Kloster Marienau streift sie Wellenburg, das Schloß der Fugger, südwestlich von Augsburg gelegen. Dann führt die Linie mitten hinein in das berühmte Oppidum von Manching, dessen fast kreisförmiger Wall den Durchmesser einer keltischen Leuga (2,224 km) hat. Danach folgt das römische Legionslager Eining, der zum Oppidum Kelheim gehörende "Keltenwall" auf der Weltenburger Seite der Donau und als Schlußpunkt der LMH 52a (BY) im Kelheimer Industriegebiet. Augsburg selbst bleibt von beiden Linien unberührt.

Die *sechste Linie* beginnt mit dem sogenannten Früheißbogen; dieser Begriff ist keine Erfindung von mir, aber dieser Flurname entspricht sehr genau meiner Interpretation. Er liegt im Denklinger Rotwald, 12 km südlich des 48.° und 15 km östlich von Kaufbeuren. Ich habe ihn bereits als 'Mondobservatorium' beschrieben [1-98, 50f].

So, wie in seinem Bogen ein Stück geraden Weges angelegt ist, das zur nördlichen Großen Mondwende zeigt, so ist auf der östlichen Lechseite ein gerades Straßenstück im Winkel der Sommersonnwende vorhanden. Es zeigt mit dem einen Ende auf den Frühmeßbogen, mit dem anderen auf die Wallfahrtskirche von Vilgertshofen. Das könnte Zufall sein, wenn dieses gerade Stück Straße nicht genau eine keltische Leuga lang wäre.

Nach dem 48.° wird der LMH 20 (BY) passiert; westlich von Gilching erreicht die Visurlinie ein von mir so genanntes LMH-System, welches auf engstem Raum 4 Meßhöfe vereint. Die beiden östlichen, LMH 32 und 33 (BY) werden tangiert. Ihr geringster Abstand voneinander beträgt gerade mal 425 m. Nächste Station ist der Dom von Freising. Nach 90 km wird jenseits der Donau der Bogenberg mit seiner Wallfahrtskirche erreicht, nach weiteren 18 km der 1024 m hohe Predigtstuhl am 49.°.

Die *siebente Linie* beginnt auf der Durchfahrtsstraße von Garmisch-Partenkirchen, die in einem Teilstück zur Sommersonnwende ausgerichtet ist. Am Südufer des Kochelsees liegt die "Große Birg", ein felsiger Hügel, eingeklemmt zwischen See und Moor. Eine kontinuierliche Besiedelung in der Urnenfelderzeit konnte nachgewiesen werden.

Danach über Tölz zum keltischen Oppidum Fentbach, hoch über der Mangfall. Von dort über den LMH 36 (BY) westlich von Wasserburg, über Soyen nach Gars am Inn, wo sich ein Burgstall und eine Klosterkirche befinden, und weiter zur Klosterkirche von Au am Inn. Die Linie schließt ab mit dem LMH 23 (BY), der zwischen Isen und Inn liegt, nördlich von Mühlendorf.

Die letzte und *achte Linie* der Sommersonnwende spare ich noch auf, da ihr Startpunkt auch der Endpunkt einer spektakulären Visurlinie der Wintersonnwende ist.

#### Die Pfade der Wintersonnwende

Auch hier beginnt die *erste* zu schildernde *Linie* fast am Odilienberg. Genaues Messen erbringt den 2 km nördlich gelegenen Elsberg mit seinen Ruinen-Objekten mir unbekannter Art. Ist das nun ein Lapsus? Ich meine nein, denn der Elsberg liegt bis auf 0,7 km auf der Breite von Chartres' Kathedrale, welche 1,3 km nördlicher als der Odilienberg liegt (Kaminski [45] zieht auf dieser Breite eine seiner vier nicht unproblematischen West-

Ost-Linien). Chartres ist selbst wiederum Ausgangspunkt einer bedeutsamen Visurlinie der Sommersonnwende, die über Rambouillet und Versailles zur Kathedrale von St-Denis läuft. Aber ich schweife ab.

Auf der badischen Rheinseite liegt LMH L18 (von R. Gensheimer 1984 entdeckt). Über den Schwarzwald hinweg und zur Breg immer 'parallel', von der Quelle bis zur Mündung bei Donaueschingen in die Brigach, um ab hier gemeinsam als Donau weiter zu fließen. Danach ein weiterer Vulkan des Hegau, der Hohenhewen, und - sozusagen im 'Kreuzfeuer' der Sonnenpfade - der Hohenkrähen!

Dann durchschneidet die Linie der Länge nach den Zeller See, in dem die Insel Reichenau liegt, und erreicht am Schweizer Ufer des Untersees, bei Ermatingen, die dortige Pfahlbausiedlung aus der Bronzezeit.

Die *zweite Linie* beginnt 3 km östlich von Hagenau im Elsaß. Dort befindet sich ein spätkeltischer Meßhof. Wieder über den Schwarzwald hinweg und auch über den Neckar, trifft die Linie auf Haigerloch. Nicht auf das Schloß, sondern auf den Platz am gegenüberliegenden Ufer der Eyach, den einmal Haigerloch seinen jüdischen Bürgern zum Siedeln wie für den Friedhof zugewiesen hatte.

Weiter über den Heiligenkopf am Albrauf bei Bisingen; kurz vor Erreichen der Donau: der Grabhügel Hohmichele, 80 m im Durchmesser und 11,5 m hoch, 70 m östlich davon LMH 7 (BW). Wie der Hohenkrähen liegt dieses Grabmal auf dem Achsenkreuz der Sonnwendlinien. Über die 2 km entfernte Baumburg (ein Ringwall?), die nun durch die Linie vom Hohentwiel her auch zum Achsenkreuz wird, zum LMH 63 (BW) bei Saulgau und über Bad Waldsee zum Aggenstein in den Allgäuer Alpen.

Die *dritte Linie* beginnt auf einem geschichtslosen Berg des Pfälzer Waldes, dem Weisenberg. Der ist aber über zwei keltische Meßhöfe - bei Hagenau und L13 (BW) bei Kehl am Rhein (1981 entdeckt von O. Braasch) - mit dem Schwarzwälder Belchen genordet. So gibt der Name seine Funktion preis.

Ein "Roter Berg" liegt auf dem Weg der Visurlinie zum Karlsruher Schloß, das mit Rüppurr und Durlach geomantisch verbunden ist. Winkelmaß (Dreieck) und Zirkel sind die unübersehbaren Symbole im Grundriß von Karlsruhe. Der äußere Zirkelschlag um das Schloß hat den Durchmesser einer keltischen Leuga, ist also so groß wie der Wall ums Oppidum von Manching.

Nun geht es über Pforzheim und seine ehemalige römische Siedlung Portus zum LMH 39 (BW) und der angegliederten Nekropole bei Stuttgart-Echterdingen. Über Fildern und Neckar zum LMH 50 (BW) bei Nürtingen. Dann die Alb hinauf zum größten von Kelten abgeriegelten Areal, dem Oppidum Heidengraben, auch Elsachstadt genannt, mit inneliegendem LMH 9 (BW).

Quer über die Alb geht es zum LMH 20 (BW) bei Ringingen. Weiter über Donau und Iller zum schon erwähnten "Versunkenen Schloß". Von dort zum ebenfalls schon erwähnten "Frühmeßbogen", der nun, wie der Hohenkrähen, Brennpunkt beider Sonnwendlinien ist.

Desgleichen gilt für unsere nächste Station, die "Große Birg"; sie liegt ebenfalls auf einer Sommersonnwend-Linie und ist schon beschrieben worden. Und nun geht es zum ersten Mal in die Alpen hinein: Über die Isar hinweg erreicht die Linie das zwischen Achensee und Inn gelegene Sonnwend-Gebirge (!) mit dem Hochiß [mundartlich für: Hoch ist sie (die Sonne)!].

Diese 355 km lange Linie ist vom Weisenberg aus in der Gegenrichtung durchaus verlängerbar. Im Hunsrück liegt bei Otzenhausen der sogenannte Hunnenring, ein riesiger keltischer Ringwall. Auf der anderen Seite des Hunsrück, 105 km (!) vom Weisenberg entfernt, liegt Trier. Die keltischen Treverer unterhielten dort eine Ufersiedlung. Nahebei der gallo-römische Tempelbezirk der keltischen Quellgöttin Xulsigiae und des Lenus Mars.

Die *vierte Linie* beginnt 42 km nördlich vom Weisenberg und 32 km westlich von Worms. Hier befindet sich der 687 m hohe Donnersberg, auf ihm das keltische Oppidum und in diesem eine "Schanze" mit der Nummer 207a, die K. Schwarz ihm gegeben hat. Bei Brühl geht es über den Rhein, um nach Wiesloch die Burgruine Steinsberg bei Sinsheim zu erreichen. Jens M. Möller [155] sagt, sie sei ein bedeutender Bezugspunkt vieler "Steinkreuzlinien" im nordbadischen Raum.

Bei Lauffen über den Neckar und über den 49.° nach Welzheim. Danach kommt Schwäbisch Gmünd, das wie Hohmichele, Hohenkrähen und Frühmeßbogen im Achsenkreuz zweier Sonnwendlinien liegt. Auf der Alb geht es durch das Steinheimer Becken und weiter nach Wellenburg, südwestlich von Augsburg, zum Schloß der Fugger.

Nun wird das uns bereits bekannte LMH-System bei Gilching erreicht, LMH 32 tangiert. Somit liegt das LMH-System auf einem weiteren Achsenkreuz. Der 48.° wird überschritten und LMH 44 (BY) erreicht. Er ist

einer der 6 Meßhöfe, die an der keltischen Mondstraße beteiligt sind [1-98, Abb. 10]. Nr. 44 ist auch einer von drei Meßhöfen, in deren Areale Kirchen stehen. Endpunkt ist das Oppidum Fentbach über der Mangfall. So ist ein erneutes Kreuz aus Sonnwend-Linien entstanden.

Die *fünfte Linie* beginnt mit der Eberstadter Tropfsteinhöhle, die schon auf der Linie Odilienberg - Würzburg vorkam. Über die Hohenloher Ebene zum LMH 35 (BW) bei Langenburg an der Jagst und weiter zu jenem LMH ohne Nummer, der auf der 'Hohentwiel-Linie' liegt.

Hinweg über das Donaumoos - nicht nach Freising, aber nach Weihestephan. Dann wird LMH 9 (BY) erreicht, der in der nach Nordosten verlängerten keltischen "Mondstraße" zu finden ist [1-98, Abb. 10]. Weiter geht es über St. Wolfgang nach Gars am Inn mit Kloster und Burgstall. Hinter der Alz wird der 48.° überschritten und LMH 21 (BY) westlich des Waginger Sees erreicht. Südlich von Salzburg, bei Schloß Goldenstein und einer Örtlichkeit namens Elsbethen (!) endet die Linie.

Die *sechste Linie* beginnt mit LMH 24 (BW), unweit der Linie Odilienberg-Würzburg, zwischen Tauber und Main gelegen. In der Fränkischen Alb folgt LMH 100 (BY), der wiederum auf einem Kreuzungspunkt beider Sonnwend-Linien liegt.

Nach einer Leuga trifft die Linie eine Nekropole, und genau auf dem 49.° die Kirchenburg von Kinding und die Altmühl. Danach folgt wieder ein Grabhügelfeld, dann auf der Höhe des Oppidums Kelheim ein römisches Feldlager und der Limes. Noch vor der Donau läuft sie zwischen zwei Meßhöfen hindurch, LMH 87a und 89 (BY). Für den Rest der Strecke von 115 km bis zum Inn ist sie für mich momentan undefinierbar.

Die *siebente Linie* beginnt im Steigerwald mit dem LMH 104 (BY). Nach 40 km werden die Aisch und LMH 89a (BY) erreicht. In der Fränkischen Alb bei Lauterhofen befindet sich LMH 81 (BY). Auf der Höhe von Regensburg geht es mit Überschreiten des 49.° neben der Donau her, und nach insgesamt 105 km taucht LMH 46 (BY) auf. Auch zwischen LMH 104 und LMH 81 liegen 105 km. (Diese Distanz gliedert sich in 2 x 42 und 1 x 21 Kilometer, kommt öfter vor und wird noch zu erklären sein.) Weiter geht es rechter Hand der Donau bis zum LMH 69 (BY), dem östlichsten Licht-Meßhof im süddeutschen Raum, kurz vor dem Zusammenfluß von Inn und Donau.



Die *achte und letzte Linie* beginnt am Oberlauf des Mains mit dem keltischen Oppidum Staffelberg. Nach 58 km wird bei Thurndorf ein Kalvarienberg mit Waldkapelle erreicht. Danach wird das militärische Sperrgebiet Grafenwöhr durchquert. Zwischen den Flößchen Cham und Weißer Regen liegt als Schlußpunkt der 'einsamste' aller Meßhöfe, LMH 79 (BY), 'tief drinnen' im Böhmerwald.

Von ihm aus führt eine Visur-Linie, diesmal zum Sonnenuntergangsort des Herbst-Äquinoktiums, durch ganz Süddeutschland. Und zwar nach 105 km über LMH 80 (BY) und weiteren 105 km über LMH 35 (BW) zum Weisenberg im Pfälzer Wald. Insgesamt ist diese Linie des 23. September 362 km lang. Man könnte nun fragen, warum nicht ebenfalls 370 km wie am 48. Breitengrad? Sind diese fehlenden 8 km ein Meßfehler der Kelten?

Nein. Der Grund ist der, daß der Abstand zwischen den Längengraden sich gegen Norden stetig verringert. 138 km nördlich des 48.° ist der Abstand um 1,6 km kleiner, was sich bei fünf Längengraden auf 8 km summiert. Das heißt nichts anderes, als daß die Kelten in der Lage waren, über weite Distanzen die genaue Nordrichtung einzuhalten.

Es fehlt noch die Beschreibung der *achten Sommersonnwend-Linie*. Zu diesem Zweck wird die Wintersonnwend-Linie vom Weisenberg zum Sonnwend-Gebirge in (geistiger) Lichtgeschwindigkeit nochmals durchgemessen, denn Ausgangspunkt dieser achten Linie ist das Sonnwend-Gebirge.

Von seinem höchsten Berg aus, der 2260 m hohen Rofanspitze, geht es zum Kloster Niederaudorf am Inn, zur Schlechtenberger Kapelle, zur Kampenwand, südlich entlang des Chiemsees, und wieder ist LMH 21 am Waginger See Schlußpunkt. Eine Parallel-Linie, 1,5 km und damit rund eine m.p. nördlich ist noch auszumachen. Sie ist kürzer, beginnt erst am Brunnstein (1619 m) und führt zum Kranzhorn (1366 m) und nach Hohenaschau. Über den Chiemsee hinweg und 3 km hinter Chieming wird der LMH 34 erreicht.

### Spezialitäten bei den Vermessungen

Jetzt möchte ich noch auf eine Besonderheit kommen, die in diesem Netz aus Sonnwend-Linien steckt: Ch. Pfister [4-97, 651] habe ich zu verdanken, daß ich im Bereich keltischer Licht-Meßaktivitäten auf so etwas Abstraktes wie Komplementärwinkel aufmerksam wurde.

Ch. Pfister hat im Umland von Bern drei Visur-Linien für das Datum Beltene/Walpurgisnacht eingemessen. An ihnen ist eine keltische Viereckschanze beteiligt, nahe den Aare-Schleifen der sogenannten Engehalsinsel nördlich von Bern, auf der das Oppidum Brenodurum liegt. Unter Zuhilfenahme des Komplementärwinkels von Beltene hat Pfister nun das keltische Oppidum Brenodurum mit dem von Denney bei Belfort in Verbindung gebracht.

Mir ist nun aufgefallen, daß das Oppidum Finsterlohr im Taubergrund, welches auf derselben Linie wie Oppidum Denney liegt, und das mutmaßliche Oppidum Burgberg am Ries, welches auf der gleichen Linie wie Oppidum Brenodurum liegt, ebenfalls mit einem solchen Ergänzungswinkel zu Beltene verbunden sind. Dabei wird Rothenburg ob der Tauber mit Jakobskirche berührt (s. Abb. Nr. 3).

Also 4 keltische Oppida auf 2 Sonnwend-Linien und rein gedanklich, abstrakt, untereinander verbunden. Nicht durch den dazugehörigen Komplementwinkel der Sommersonnwende, sondern mit dem der Walpurgisnacht. Rätselhaft - aber schön.

Ergänzend sei noch gesagt, daß Ch. Pfister die Verbindungslinie zwischen den Oppida Denney und Brenodurum weiter bis nach Thun, zum dortigen Burghügel gezogen hat.

Die Sommersonnwend-Linie von Thun paßt zwar nicht zum Rhythmus all der anderen geschilderten Linien, ist aber interessant genug: Sie führt über den Zürichsee zur Heidenburg (oder -schanze) von Uster (Thun-Uster = 105 km!). Dann über den Bodensee nach Allerheiligen am Gehrenberg und weiter zum LMH 10 (BW), nördlich von Weingarten. Dann trifft sie auf Bad Waldsee, den Endpunkt der zweiten Wintersonnwend-Linie.

Dieser Viereckschanze unweit von Brenodurum [Pfister 1997, Abb. VI, S. 652] kommt nun mehr als regionale Bedeutung zu, denn sie markiert den Beginn dieser bedeutenden, vierten Sommersonnwend-Linie, die vier Oppida verbindet (eines nur gemutmaßt). Im Bereich der Engehalsinsel berührt sie folgende Objekte: Burg Bremgarten, Wallspuren im Zehndermätteli und die Hauptachse des gallorömischen Vicus [ebd., Abb. I, S. 630].

Zur Markierung dieses Gitters aus 16 Sonnwend- und 2 Tagundnachtgleiche-Linien fanden 56 von rund 220 Meßhöfen Verwendung. Zur doppelten Verwendung kamen 3 und zur dreifachen Verwendung einer.

Ich hoffe, damit erneut unter Beweis gestellt zu haben, daß die soge-



nannten spätkeltischen Viereckschanzen Einrichtungen eines Landschaftskalenders einerseits und Anlagen der Orientierung und Vermessung andererseits waren. Daß diese Bauwerke gleichzeitig und gleichrangig religiösen Zwecken dienten, kommt durch kleine Tempel und Kultschächte in den Anlagen zum Ausdruck. Viereck"schanzen" sind Merkmale einer "heiligen Ordnung des geographischen Raumes" [Kruta 114].

Der Beweis wird durch die zahlreichen sprechenden Namen wie Brennburg, Guldloh, Leuchtenberg oder Weisenberg bekräftigt.

Damit wird außerdem weiteres Beweismaterial geliefert, daß die Epochen der europäischen Frühgeschichte viel dichter aufeinanderfolgen, als gemeinhin vertreten wird. Aus dieser Sicht heraus ist plausibel, daß selbst die Latène-Zeit viel rascher in die gallo-römische bzw. römische Zeit einmündet, als bislang gelehrt [Illig 1995].

### Das Entstehen des Netzes

Ich bin noch die Entstehungsgeschichte dieses Netzes aus Großraumlinien schuldig. Dazu muß ich mich der geometrischen Darstellung bedienen und in etwa der entsprechenden Terminologie.

Das Grundmuster ist ein Dreieck, gebildet aus zwei Sonnwend- und einer Tagundnachtgleiche-Linie und den Maßen, wie sie am  $48^\circ$  auftreten: Von einem Punkt A führt eine 74,15 km lange Gerade von West nach Ost zu Punkt B. In B wird eine Senkrechte in beide Richtungen gezogen.

Nun wird in A nach oben der Winkel für die SSW von  $39^\circ$  und nach unten der Winkel für die WSW von  $35^\circ$  abgetragen. Der Schenkel für die SSW = a, schneidet die Senkrechte auf B in C, und der Schenkel für die WSW = b schneidet die Senkrechte in D. Nun wird zu Schenkel a (A-C = SSW), durch Punkt B eine Parallele gelegt. Desgleichen geschieht mit Schenkel b (A-D = WSW), der auch durch Punkt B eine Parallele erhält.

Durch die Asymmetrie der Winkel von SSW und WSW beträgt der Abstand der Parallelen von Schenkel a nach Punkt B 46 km und der Abstand der Parallelen von Schenkel b nach Punkt B 42 km (s. Abb. 4).

Das sind die Werte, die aus der reinen Geometrie entstehen. Draußen, in der Landschaft, geht man nicht wegen ihr an einem hervorragend geeigneten Peilberg vorbei. Mein momentaner Eindruck ist, daß die Kelten nicht Meßfehler begingen, sondern daß sie eben Rücksicht auf topographische Besonderheiten nahmen. Der durchschnittliche Abstand aller 16 Großraum-

M = 1:2000000

Abb. 5

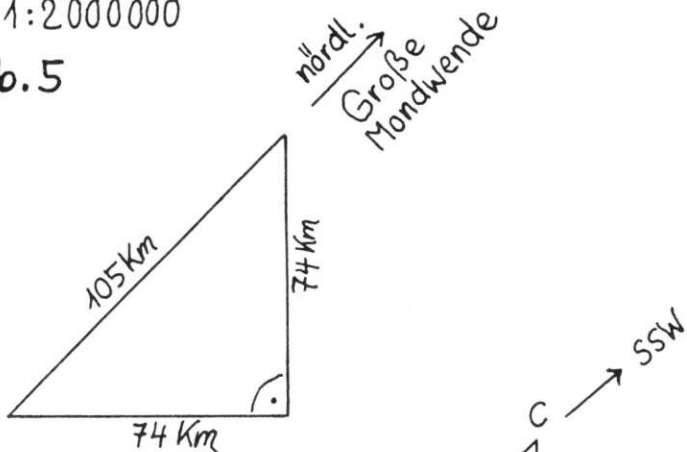


Abb. 4

M = 1:1 000 000

linien beträgt rund 42 km. Warum von den Kelten ein 42 km- und kein 46 km-Raster gewählt wurde, werde ich in einem weiteren Aufsatz darstellen.

Und - erinnert der Wert 42 Kilometer nicht auch an etwas sehr Besonderes? Genau! An die Marathon-Distanz mit ihren 42,195 km. Zufall oder hat die Marathonstrecke hier am  $48.^\circ$  im keltischen Meßsystem ihre Wurzeln? Sicher nicht, denn dahinter steht ein übergeordnetes Prinzip. Aber immerhin sind keltische Leuga und griechisches Stadion kompatibel: 12 Stadien ergeben eine keltische Leuga. 19 Leugen oder 228 Stadien ergeben die Marathonstrecke. Allerdings mit einem Überschuß von etwa 74 Metern. Die hätte der Läufer mit der Siegesbotschaft von -490 noch nachzuholen.

Erklärt sein will auch noch die 105 km-Distanz, die ich oben schon in  $2 \times 42$  und  $1 \times 21$  km zerlegt habe, also in 2 ganze und eine halbe Marathonstrecke. Ich habe gezeigt, auf welche Weise die 42 km-Distanz zwangsläufig entsteht. So ist der letzte Streckenabschnitt am  $48.^\circ$  von Beispiel 1 auf Abb. 1 ein 105 km-Intervall: Von LMH 26 über Kloster Rott am Inn zum LMH 21 bis LMH 210. Eine zweite Erklärung zeigt Diagramm Nr. 5: Errichtet man auf einer Strecke A-B von rund 74 km in B eine Senkrechte gleicher Länge nach C, so ist die Strecke A-C gleich 105 km. Dieses Modell kommt zehnmal kleiner im süddeutschen Raum vor und zeigt mit der Hypotenuse im Winkel von  $45^\circ$  auf die nördliche Große Mondwende, die alle 18,6 Jahre erreicht wird [s. Mondobservatorien, 1-98 passim].

Abbildung 6 zeigt im Maßstab 1:3 Mio. als reine geometrische Projektion das, was Kelten als Meß- und Orientierungssystem in der süddeutschen Landschaft verwirklichten und was in Abb. 2 im Maßstab 1:1 Mio. zu sehen ist.

Das Erstaunlichste an diesem Bezugssystem aus keltischen Fürstentzen und -gräbern, aus Meßhöfen und Oppida ist, daß sich die Oppida in dieses Netz einfügen, dessen Maschenweite mit den geometrischen Verhältnissen am  $48.^\circ$  korrespondiert. Die keltischen Meßhöfe wurden dort gebaut, wo sie rechnerisch liegen mußten, ohne Rücksicht auf die Topographie. Die Oppida sollten aber Schutz bieten und zu verteidigen sein; dazu bedarf es entsprechender landschaftlicher Merkmale. Dennoch liegen sie, wenn auch nicht alle, auf den 16 skizzierten Sonnwend-Linien. Vielleicht ebenso erstaunlich ist, daß diese 16 Großraumlinien nicht nur Objekte einer einzigen Epoche verbinden, sondern von spätkeltisch bis in die Urnenfelderzeit zurückreicht. Beispiel: die große Birg am Kochelsee.

Schema des Keltischen  
Orientierungssystems  
zwischen  $47^\circ$  und  $50^\circ$  n.B.

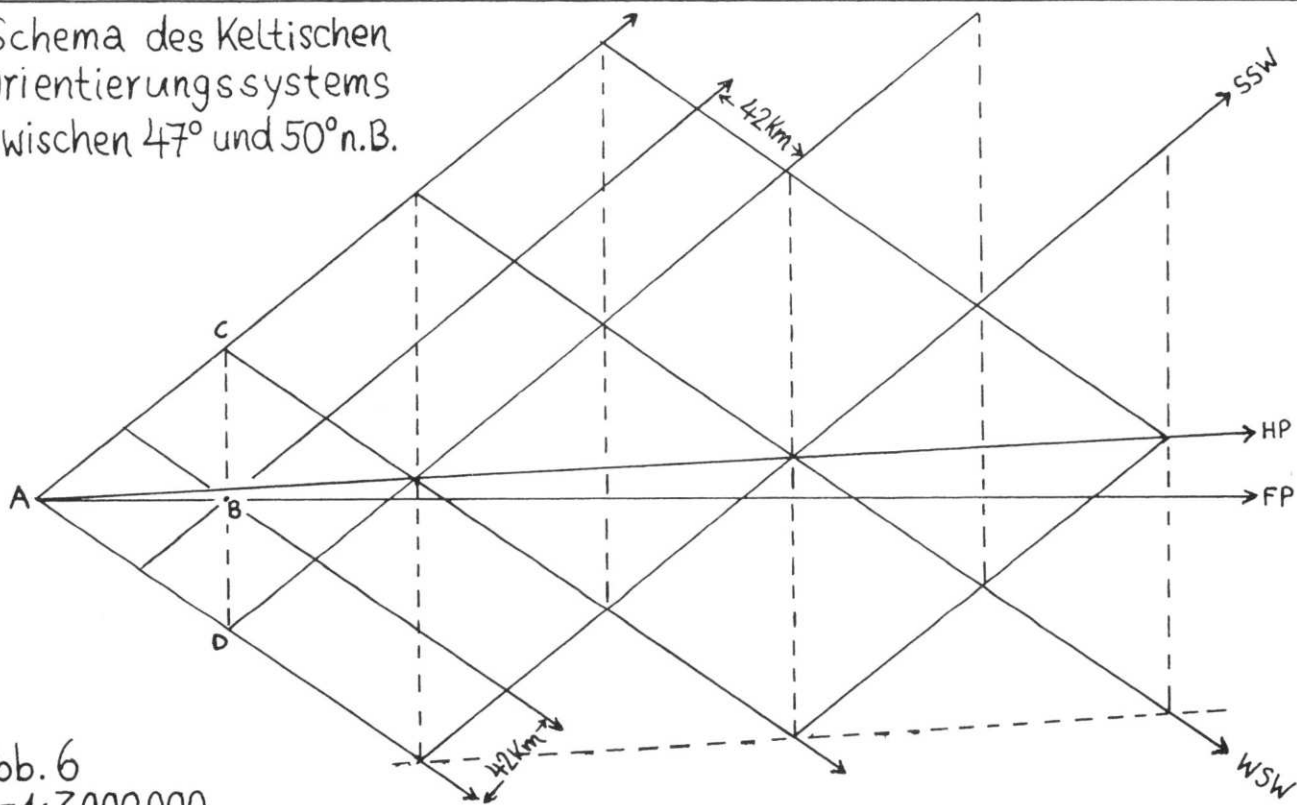


Abb. 6  
M=1:3000000

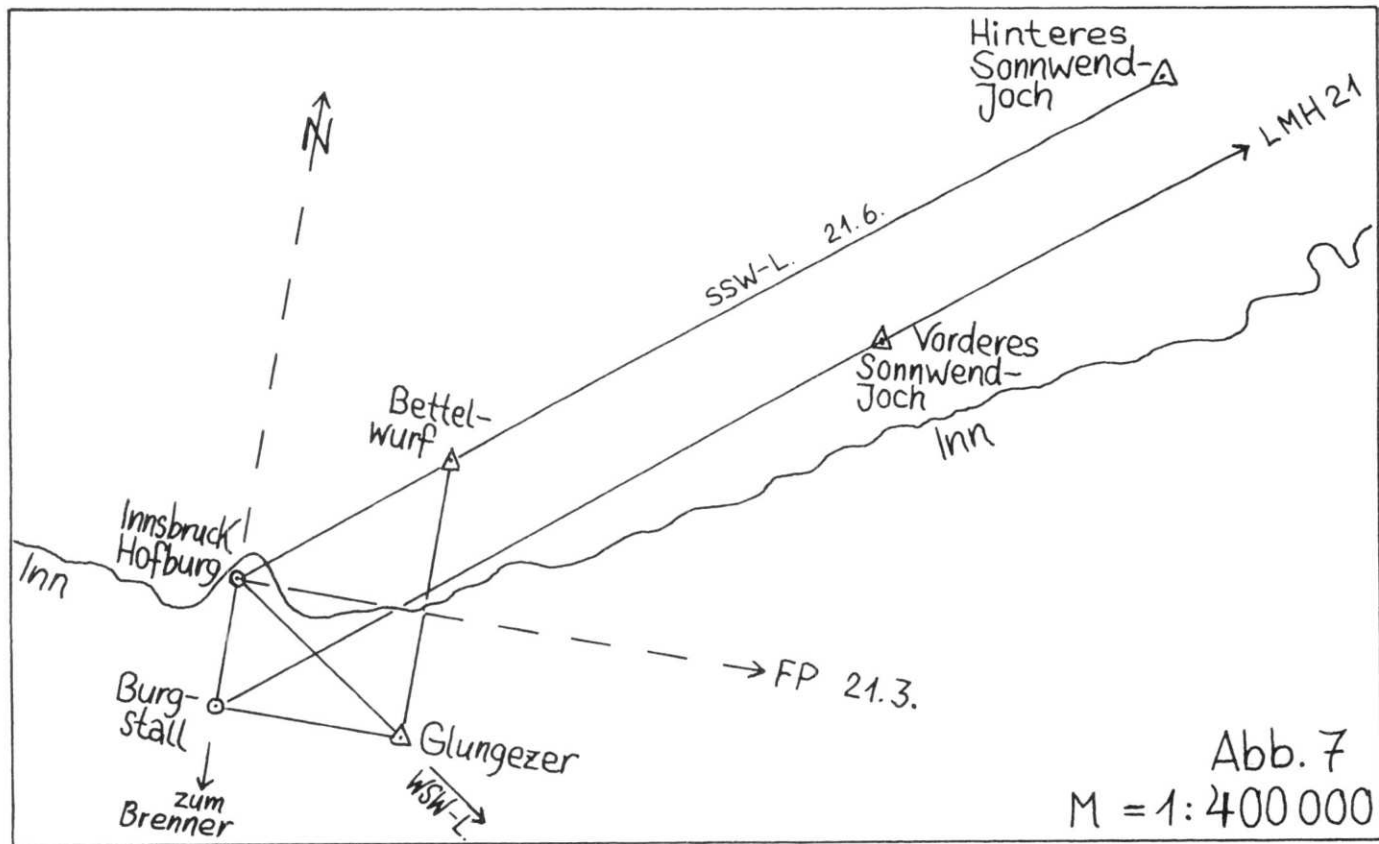


Abb. 7

M = 1:400 000



So, wie Stonehenge mehrere Bauphasen hatte, die sich zeitlich ziemlich hinzogen, so ist das wohl auch mit den sogenannten spätkeltischen Viereckschanzen. Klaus Schwarz hat 1957/58 bei der Untersuchung von LMH 41 bei Holzhausen im Landkreis Wolfratshausen die Erdwälle anschneiden lassen und darunter die hölzernen Reste einer Palisadenwand gefunden.

Ich wage den Schluß, daß in allen Viereckschanzen, ältere, hölzerne Vorläufer-Bauwerke stecken. Anderes Beispiel: Die Luftaufnahme einer untertägigen, spätkeltischen Schanze in Langwied bei München zeigt, daß sich in ihrem Areal ein kleineres Vorläufer-Modell aus der Hallstattzeit befindet. Somit ist dieses in Abb. 2 gezeigte System aus Visurlinien kein spezifisch spätkeltisches System, denn es trägt auch die Merkmale der Hallstatt-Ära (Beispiel Fürstensitz Kleine Heuneburg) und der Urnenfelder-Ära in sich. Was wir heute noch von diesen "Schanzen" oder Meßhöfen sehen, ist nur ihre letzte Ausbauphase kurz vor Einmarsch der Römer, die da und dort ein Kastell draufsetzten.

### **Das so genannte Sonnwendgebirge ist das Sonnwend-Gebirge!**

Zu guter Letzt möchte ich noch eine wichtige Entdeckung schildern und sie, als Leckerbissen, gerade im Rahmen dieses Aufsatzes unterbringen. Und ich will damit eine Lanze für den Begriff "Sonnwend-Gebirge" brechen, bevor er aus unser aller Gedächtnis verschwunden ist, weil neuere Karten es nur nach seinem höchsten Berg "Rofan-Gebirge" benennen - ich aber, zum Glück, noch einen alten Atlas besitze.

Im Sonnwend-Gebirge ist der eigentliche Peilberg, neben dem Hochiß, das Vordere Sonnwend-Joch. Von hier 'startet' die 8. SSW-Linie, wie oben beschrieben. Wo ein Vorderes Sonnwendjoch vorhanden ist, muß auch ein Hinteres vorhanden sein. Jedoch liegt es keineswegs im Sonnwend-Gebirge, sondern 20 km nordnordöstlich an der bayrisch-tirolerischen Grenze. Jahrelang konnte ich mir darauf keinen Reim machen. Bis ich von Frau Dr. Johanna Felmayer angeregt wurde, mir Gedanken über die geographische Lage von Innsbruck zu machen.

Am Eingang des Wipp-Tales, welches zum Brenner führt und damit zur wichtigsten Nord-Süd-Verbindung gehört, entdeckte ich einen Burgstall, über den die Innsbrucker Hofburg genordet ist, und eine WSW-Linie führt von ihr zum Glungezer. Von diesem Burgstall aus, zwischen Unterberg und Patsch gelegen, findet über dem Vorderen Sonnwend-Joch die Sommer-sonnwende statt. Und nun rückt alles an seinen Platz:

Die vom Kleinen Burgstall 7 km entfernte Hofburg erhält mittels Parallelverschiebung eine eigene SSW-Linie: über die nahe Bettelwurf-Spitze zum 55,5 km entfernten Hinteren Sonnwend-Joch! Und wie seltsam: Der Abstand dieser beiden Sonnwend-Linien ist gleich dem der beiden aus der 4. SSW-Linie geschilderten - wie auch der Abstand vom Twiel über Krähen zum LMH 55, gleich dem Abstand zwischen Kleinem Burgstall und Hofburg ist (s. Abb. 7).

Und rund 40 km sind es vom Kleinen Burgstall zum Vorderen Sonnwend-Joch. Also setzt sich der aus dem süddeutschen Raum vorgegebene Rhythmus fort, und Innsbruck ist mit ihm, Inn abwärts, via Sonnwendgebirge verbunden.

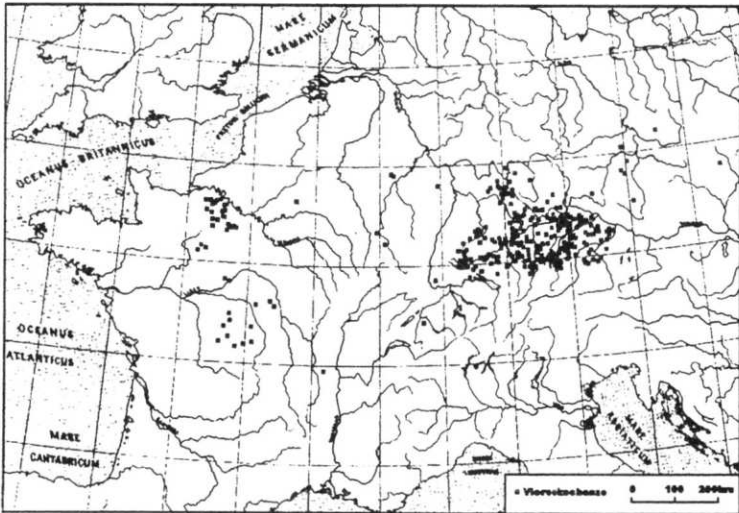
Und noch eine allerletzte Schlußbemerkung: Nun hat es sich während der Arbeit an diesem Aufsatz doch gezeigt, daß es sehr wohl eine 1. Linie, eine echte Basislinie gibt, eine bevorzugte aus der Kategorie der Wintersonnwend-Linien. Ich will sogar so weit gehen und sie mit der modernen Grundlinien-Vermessung vergleichen, wie zum Beispiel die Strecke von Schloß Solitude zum Ludwigsburger Schloß, für Baden-Württemberg der Ausgangspunkt für die Landesvermessung. Darauf möchte ich ausführlich im Zusammenhang mit dem Thema: "Keltische Längengrade und ein keltisches Greenwich" eingehen.

### Abkürzungen und Maße

48. °, 48ster	der 48. Breitengrad nördlicher Breite
LMH	Licht-Meßhof (anstatt Viereckschanze)
(BW), (BY)	Baden-Württemberg, Bayern
FP / HP	Frühlingspunkt / Herbstpunkt
SSW / WSW	Sommersonnwende / Winternsunnwende
keltische Leuga	in Gallien und Germanien in Gebrauch; entspricht 3 einfachen römischen Schrittmeilen bzw. 2224,72 Metern [Gr. Brockhaus]
m.p.	römische Doppelschrittmeile von rund 1483 Metern bzw.
milia passuum	zweimal eine einfache röm. Schrittmeile bzw. 2/3 einer keltischen Leuga bzw. 8 griechische Stadien zu 185,38 Metern.

## Literatur

- Amann, Peter (1997): "Die Landschaft als keltischer Kalender"; in *ZS IX* (1) 8  
 - (1998): "Blauen-Berge und eine keltische Mondstraße. Mondobservatorien zur Landvermessung?"; in *ZS X* (1) 40
- Bittel, Kurt/ Schiek, Siegwalt/ Müller, Dieter (1990): *Keltische Viereckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg*; Stuttgart
- Cunliffe, Barry (1980): *Die Kelten und ihre Geschichte*; Bergisch Gladbach
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/Main
- (1995): "Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze"; in *ZS VII* (3) 269
- Kaminski, Heinz (1995): *Sternenstraßen der Vorzeit*; München · Essen
- Kruta, Venceslas (1986): *Die Kelten. Die Herren des Westens*; Herrsching
- Möller, Jens M. (1991): *Geomantie in Mitteleuropa*; Braunschweig
- Pfister, Christoph (1997): "Brenodurum - Bern und die Entdeckung einer keltischen Landvermessung im Berner Mittelland"; in *ZS IX* (4) 628
- Schwarz, Klaus (1959): *Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen Bayerns*; München



**Abb. 8:** Keltische Viereckschanzen in Europa; mitten durch ihre Massierung läuft der 48.° [nach K. Schwarz: *Die Geschichte eines keltischen Temenos im nördlichen Alpenland*"; in *Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz* (1975): *Ausgrabungen in Deutschland*, Teil I, Mainz; S. 326]

# Auf 100 Jahre kommt's nicht an

Rezensionen zu Babyloniern und Hethitern  
von Andreas Birken

Zwei Archäologen (Gasche und Armstrong), ein Spezialist für babylonische Inschriften (Cole) und ein Astronom (Gurdzadyan) haben sich zusammengesetzt, um die Eroberung Babylons durch die Hethiter um 100 Jahre zu verschieben. Nun kommt es den Zeitenspringern in dieser Sache auf 100 Jahre nicht an, denn damit werden die wesentlichen chronologischen Probleme nicht gelöst, aber da das Vorgehen des Teams methodisch sehr interessant ist, soll ihr Buch hier vorgestellt werden.

H. Gasche, J.A. Armstrong, S.W. Cole and V.G. Gurdzadyan: *Dating the Fall of Babylon, a reappraisal of second-millennium chronology (a joint Ghent-Chicago-Harvard project)*, Mesopotamian history and environment, series II, memoirs IV, Gent/Chicago 1998, 104 Seiten, 4 Faltblätter mit Abbildungen und Tabellen.

Ausgangspunkt für die Neuberechnung des Datums war die Feststellung der Archäologen, daß die Keramik aus der Zeit vor dem Fall Babylons (bislang -1595) jener aus dem -14. Jh. (also der Zeit der Amarna-Briefe) viel zu ähnlich sei, als daß dazwischen zwei volle Jahrhunderte liegen könnten. Zu diesem Schluß kamen sie durch den Vergleich der Entwicklung von Form und Technik von Keramik-Gefäßen ("goblets") von einem guten Dutzend Fundstellen der Region aus der Zeit zwischen -1700 und -1200. Die Autoren akzeptieren die konventionelle Chronologie für die Zeit nach -1400, da sie die assyrischen Königsdaten dieser Periode, die sich auf die Sonnenfinsternis von -763 stützen, für ausreichend gesichert halten. Sie halten auch einen Block von 500 Jahren, der mit dem Fall von Babylon bzw. dem Tode des Königs Samsuditana endet, für in sich stimmig. Die Zeit zwischen diesen 'sicheren' Perioden leidet unter schlechter Quellenlage.

Die Autoren gehen für ihre Untersuchung aus von der sogenannten mittleren Chronologie, von der sie sagen, sie sei die meistkritisierte aber auch meistgebrauchte. Diese gibt für den Fall Babylons das Jahr -1595 an. Die Fragestellung lautet nun: Können die vorhandenen Quellen anders als bisher auch so interpretiert werden, daß sich der fragliche Zeitraum um

etwa 100 Jahre verkürzt, und gibt es für die in Quellen genannten astronomischen Ereignisse entsprechende Daten?

Ähnliche Unsicherheiten wie bei den schriftlichen Quellen ergeben sich bei den stratigraphischen Befunden. Diese zeigen nämlich, daß die 1. Dynastie von Babylon schon seit etwa 140 Jahren vor ihrem dramatischen Ende die Kontrolle über die entfernteren Teile des Reiches verloren hatte. Gleichzeitig sind offenbar durch Veränderung des Wasserflusses in Mesopotamien einige wichtige Euphratarme trockengefallen. Jedenfalls sind einige Städte in Mittel- und Südbabylonien wie Ur, Uruk und Larsa von ihrer Bevölkerung aufgegeben worden, einige Zeit später sogar Isin und Nippur. Während der Regierung Samsuditanas sind dann schließlich auch Städte im Nordwesten aufgegeben worden. Die Grabungen in Nippur und Tell ed-Dêr haben jedenfalls eine deutliche Trennschicht zwischen der altbabylonischen und der kassitischen Schicht ergeben. Der kürzeste Hiatus wurde in Tell ed-Dêr diagnostiziert. Daraus ergibt sich als weitere Fragestellung: Wie lange hat es gedauert, bis die verlassenen oder zerstörten babylonischen Städte und insbesondere Babylon selbst wiederaufgebaut wurden. Die Situation der Archäologie wird so charakterisiert [13]:

"Bis heute hat die Analyse archäologischen Materials aus Babylonien fast keine Rolle in der Diskussion über die Chronologie des 2. Jahrtausends gespielt. Dies war so teils wegen des Übergewichts schriftlicher Quellen für Datierungszwecke und teils wegen der Unzulänglichkeit der verfügbaren archäologischen Daten.

Die archäologischen Daten waren unzureichend, weil die relevanten Perioden häufig in den Ausgrabungsstätten nicht vertreten waren und weil die allgemein im Südirak angewendeten archäologischen Techniken bis vor kurzem nicht geeignet waren für eine klare Trennung des Materials aus verschiedenen stratigraphischen Zusammenhängen. Solche Techniken sind aber die Vorbedingung für die Entwicklung stichhaltiger, auf Stratigraphie basierender Argumente. Jüngere Ausgrabungen im Südirak haben begonnen, die früheren Unzulänglichkeiten zu berücksichtigen und weisen häufiger bessere stratigraphische Kontrolle aus und legen auch Wert auf die Sicherung und Registrierung von so viel archäologischen Befunden wie möglich - insbesondere der Keramik, wobei nicht nur ganze Gefäße, sondern auch Scherben, nicht nur feine und verzierte Objekte, sondern auch Alltagsware berücksichtigt wird. So sind nun Daten gesichert worden, die es erlauben, die

schrittweise Entwicklung der Formen der Gefäße und der Herstellungstechnik zu beobachten, insbesondere jener, die in großen Mengen hergestellt worden sind."

Die drei Fragenkomplexe (Textinterpretation, Astronomie und Stratigraphie) werden wie folgt beantwortet:

Bei den Textquellen geht es in erste Linie um die assyrischen Königslisten - d.h. um die Dauer der Regierung der einzelnen Könige. Hierzu wird festgestellt, daß anders als bisher angenommen in der fraglichen Zeit kein Sonnen-, sondern das Mondjahr anzusetzen sei. Das kürzt das Intervall um drei Jahre pro Jahrhundert.

Die Angaben der Regierungsjahre einiger Könige sind in den Quellen verderbt; in einem Fall handelt es sich um einen Druckfehler in der Publikation. Die Korrekturen ergeben zusammen 29 Jahre weniger.

Die Zählung der Regierungsjahre durch die Könige bezieht sich auf Kalenderjahre. Wenn z.B. ein König im letzten Monat eines Jahres die Regierung antrat, zählte er im zweiten Regierungsmonat das Jahr 2. Dies ergibt eine Reduktion von 1 Jahr pro König.

Weitere Reduktionen ergeben sich durch die Revision der Daten für zwei Könige (Assur-rabi I. und Assur-nadin-achche I.), für die keine Regierungsdaten in den Königslisten überliefert sind, und des Startdatums der Liste mit Hammurabi.

Unter Berücksichtigung aller plausiblen Varianten ergibt sich ein Zeitraum zwischen -1507 und -1491 anstelle von -1595 für den Fall Babylons.

Bei den Astronomischen Daten, die in den Quellen angesprochen sind, werden die Venuskonstellationen nur am Rande diskutiert, weil diese sich so regelmäßig wiederholen, daß sie praktisch jede Argumentation stützen. Es gab aber zwei Mondfinsternisse, die sich auf das Ende von Ur und den Tod des Königs Schulgi beziehen, zwei Ereignisse, die mit Hilfe mehrerer Synchronismen mit dem Fall Babylons verknüpft sind. Die Finsternisse sind in den Quellen in ihrem Verlauf beschrieben und fanden im Abstand von 41 Jahren und 9 Monaten statt. Hierzu wird nachgewiesen, daß es solche Finsternisse gegeben hat, die sogar besser in das neue Schema passen als die bisher angenommenen in das alte. Auf diese Weise kann der Fall von Babylon - unabhängig von den anderen Überlegungen - auf das Jahr -1499 datiert werden.

Bei der Leküre dieser Argumentationskette kommt dem Zeiteinspringer natürlich der dringende Wunsch nach einer vollständigen Liste solcher astronomischen Ereignisse, die für die Chronologie wichtig sind, einschließlich aller Alternativen auch für solche Jahrhunderte, die auf den ersten Blick unwahrscheinlich erscheinen!

Zur dritten Frage wird über die neueren Ausgrabungen von Tell Muhammad bei Bagdad berichtet. Dort werden sieben Schichten unterschieden. Schicht I wird als kassitische betrachtet, II bis VII als "altbabylonisch" bezeichnet (*Anführungszeichen von Gasche*). Die in den Schichten II und III gefundene Keramik läßt sich durch Vergleich mit den entsprechenden Funden in Tell ed-Dêr (= Sippar-Amnanum südlich von Bagdad), die 30 Jahre vor dem Fall Babylons enden, in eine klare zeitliche Folge bringen, die dank der Funde in Schicht I bis in die kassitische Zeit reichen. In dieses zeitliche Gerüst lassen sich nun die dort gefundenen Keilschrifttexte einordnen. In diesen Texten fanden sich zahlreiche Jahresformeln. Die in Schicht III haben nur lokalen Bezug ("Jahr in dem Silla-Adad, der Sohne des Schumma-ilu, getötet wurde"), jene in Schicht II (der letzten "altbabylonischen") beziehen sich außer auf lokale Ereignisse auch auf Babylon, und zwar werden die Jahre nach der Wiederbesiedlung Babylons gezählt. Eine dieser Jahresformeln lautet: "Jahr 38 nach der Wiederbesiedlung von Babylon, als der Mond unsichtbar wurde."

Nun folgt eine etwas wackelige Argumentationskette. Es wird gesagt: Die Einführung des Bezugs auf Babylon in den Texten von Schicht II muß bedeuten, daß Tell Muhammad wieder unter der Herrschaft oder Oberhoheit Babylons gekommen war, was nach Lage der Dinge nur die Herrschaft oder Oberhoheit der Kassiten bedeuten konnte. Wenn man aber den Kassiten genügend Zeit für die folgende Ausbreitung ihrer Herrschaft über Mesopotamien lassen will, muß man nach einer Mondfinsternis suchen, die zwar mehr als 38 Jahre nach dem Fall Babylons liegt, aber doch möglichst früh. Dies war offenbar keine schwierige Aufgabe; Gurdzadyan konnte drei solcher Finsternisse für die Jahre -1447, -1451 und -1458 ausrechnen. Wenn man sich für "möglichst früh" entscheidet, heißt das -1458. Wenn Babylon aber -1499 gefallen ist, wurde es nach dieser Argumentation drei Jahre später wiederaufgebaut.

Die kürzeste Schicht-Unterbrechung aller bislang publizierten Ausgrabungen weist, wie schon gesagt, Tel ed-Dêr auf. Der Hiatus beginnt im Jahr 18 des vorletzten altbabylonischen Königs Ammisaduqa (jetzt 1550-1530) und endet "in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts", dauert also etwa 100 Jahre.

Für Babylon aber machen die Autoren es wirklich eng. Allerdings nur deshalb, weil sie sich selbst in die Enge treiben, indem sie das Ende der von ihnen untersuchten Periode festhalten und den Anfang herabziehen. Wenn sie Recht haben - und dafür spricht einiges - wird es allerdings für andere noch enger. Sie selbst sprechen das am Ende so an [92]:

"Zum Schluß dürfen wir nicht unterlassen zu betonen - zumindest kurz -, welche Folgen unsere vorgeschlagenen neuen Daten für frühere Dynastien haben; denn sie verlangen nicht nur eine Kürzung der Daten für alle babylonischen Dynastien bis zurück zum Anfang von Ur III (= -2018), sondern auch für Regierungsdaten vor dieser Zeit. Wenn wir dem von W.W. HALLO (1957-71: "Gutium", Reallexikon der Assyrologie und vorder-asiatischen Archäologie, 3, S. 708-20) vorgeschlagenen Schema folgen, müßte die Dynastie von Akkad ungefähr zum Beginn von Ur III geendet haben, und ihr Beginn wäre auf etwa -2200 festzulegen.

Darüber hinaus muß jeder Befund von historischer Bedeutung aus dem Nahen Osten, der in das frühe -2. Jtsd. gehört und mit Bezug auf die babylonische Chronologie datiert ist, angepaßt werden. Dazu gehören, ohne darauf begrenzt zu sein, Befunde zu den wichtigen elamitischen Dynastien, für das Alte Reich der Hethiter und die Levante der mittleren Bronzezeit. Die Auswirkungen sind also weitreichend. Ihre Analyse liegt allerdings außerhalb unserer gegenwärtigen Untersuchung ebenso wie die der chronologischen Beziehungen zwischen den Taten von Tuthmosis I. und Mursili I. in Syrien und die Zahl und Länge der Generationen zwischen Mursili I. und Tudhaliya I."

Um zu sehen, wie es zur Zeit mit letzteren steht, werfen wir einen Blick in die neueste Gesamtdarstellung der hethitischen Geschichte:

Trevor Bryce: *The Kingdom of the Hittites*, Oxford 1998, 464 Seiten, 4 Karten.

Dort finden wir folgende



## Liste der Hethiterkönige:

### *Altes Königreich*

Labarna	-1650	
Hattusili I.	1650-1620	Enkel?
Mursili I.	1620-1590	Enkel, Adoptivsohn
Hantili I.	1590-1560	Schwager
Zidanta I.	} 1560-1525	Schwiegersohn
Ammuna		Sohn
Huzziya I.		Bruder v. Ammuna's Schwieger-
Telipinu	1525-1500	Schwager /tochter
Alluwamna	} 1500-1400	Schwiegersohn
Tahurwaili		Usurpator
Hantili II.		Sohn von Alluwamna?
Zidanta II.		Sohn?
Huzziya II.		Sohn?
Muwatalli I.		Usurpator

### *Neues Königreich*

Thudaliya I./II.	} 1400-1360	Enkel von Huzziya II.?
Arnuwanda I.		Schwiegersohn, Adoptivsohn
Hatusili II.		Sohn?
Tudhaliya III.	1360-1344	Sohn?
Suppiluliuma I.	1344-1322	Sohn
Arnuwanda II.	1322-1321	Sohn
Mursili II.	1321-1295	Bruder
Muwatalli II.	1295-1272	Sohn
Urhi-Tesub	1272-1267	Sohn
Hattusili III.	1267-1237	Onkel
Tudhaliya IV.	1237-1228	Sohn
Kurunta	1228-1227	Cousin
Tudhaliya IV.	1227-1209	Cousin, 2. Regierungszeit
Arnuwanda III.	1209-1207	Sohn
Suppiluliuma II.	1207-	Bruder.

Dazu die Anmerkung von Bryce:

"Alle Daten gelten näherungsweise. Wenn es nicht möglich ist, auch nur näherungsweise Daten für zwei oder mehr Könige einer Folge zu nennen, wird die Periode auf der Basis von 20 Jahren pro Regierungszeit gerechnet. Da offensichtlich einige Regierungszeiten länger und andere kürzer sind als dies, wird dieser Durchschnitt vermutlich innerhalb einer vertretbaren Marge liegen."

Der Rezensent stellt dagegen fest, daß diese 20 Jahre sich jedenfalls nicht auf die oben vorgestellten Könige des Neuen Reiches beziehen, sondern offenbar dazu dienen, einen vorgesteckten Zeitrahmen auszufüllen. Die Chronologie des Hethiterreiches hat es nämlich in sich! Es gibt zwar reichlich schriftliche Quellen, insbesondere seit den allerjüngsten Ausgrabungen in Hattusa, aber es gibt keinerlei Chroniken oder auch nur Königlisten. Deshalb besteht auch keine in sich gesicherte relative Chronologie. Die Königsnamen sind in den Quellen nicht mit Nummern versehen, und bei vielen Königen sind die verwandtschaftlichen Beziehungen unbekannt. Deshalb ist die Anzahl der Tudhaliyas oder Hattusilis in keiner Weise gesichert.

Das Zeitgerüst der Hethiter ist ein ganz und gar externes, eine Art Chitinpanzer aus Synchronismen. Dies sind vor allem die Eroberung von Babylon, die Amarna-Briefe, die Schlacht von Kadesch und der Bericht Ramses II. über den Untergang des Hethiterreiches.

Die Eroberung Babylons wird Mursili I. zugeschrieben. Der entsprechende Bericht stammt aber nicht von ihm und nicht einmal aus seiner Zeit, sondern von Telipinu, der fast hundert Jahre später gelebt hat. Bryce [103] schildert den Vorgang so:

"In der Tat markiert die Eroberung Babylons den Höhepunkt der militärischen Erfolge in der Geschichte des Alten Reiches. Sie bedeutet zugleich das Ende einer ruhmreichen Ära der babylonischen Geschichte, denn der Untergang der Dynastie Hammurabis ist mit ihr verbunden. Eine babylonische Chronik nimmt Bezug auf die Offensive der Hethiter: »In der Zeit Samsuditanas zog der Mann aus Hatti gegen Akkad.« (*Babylonian Chronicle 20, Zeile 11. Ed. Grayson, 1975: 156*). Samsuditana war der letzte seiner Dynastie, und die hethitische Eroberung muß etwa zur Zeit seines Todes stattgefunden haben, der gewöhnlich auf -1595 datiert wird (Anmerkung: Je nach dem, welcher Chrono-

logie man folgt, kann das Datum um bis zu 60 Jahre erhöht oder verringert werden.)."

Ob nun diese 60 Jahre oder die 96 von Gasche, offenbar würde es keine großen Schwierigkeiten machen, sie aus der Geschichte des Alten Reiches herauszukürzen. Es würde völlig genügen, die unbekanntesten Regierungszeiten von 20 auf 5 zu verkürzen sowie den einen oder anderen Zidanta oder Huzziya zu streichen, und schon paßt alles wieder bestens.

Den Zeiteinsparungen können solche Spielchen nicht befriedigen. Denn das Problem der Geschichte der Hethiter liegt für sie ganz wo anders. Ihr Motto lautet: "Ach viel zu früh!" Die Hethiter tauchen mit ihrem indogermanischen Idiom viel zu früh in Anatolien auf, und niemand weiß so recht woher; und sie verschwinden viel zu früh in der Versenkung, und niemand weiß so recht warum oder wohin. Die Hethiter sind sicherlich das Volk, das am dringendsten der Erlösung durch die Zeiteinsparungen bedarf. Die zentrale Frage dabei ist die Datierung der Amarna-Briefe, denn sie stellen den Synchronismus, der Hethiter, Ägypter, Babylonier und Mitanni miteinander verbindet.

Eine schwere Last hat allerdings Bryce den Hethitern nun abgenommen: Er befreit sie von der Unterstellung, sie hätten Eisenverhüttung und Stahlverarbeitung erfunden. Noch bei Friedrich Cornelius [*Geschichte der Hethiter*, Darmstadt 1973, S. 243] lesen wir über Hattusili III.:

"So von der Gefahr an der Südgrenze entlastet, war Chattusilis auch mächtig genug, um den Assyrer vom Angriff abzuschrecken. Auch mit ihm gab es Verhandlungen. Der Assyrerkönig wünschte durch Handel 'gutes Eisen', d.h. Stahl, zu erlangen. Offenbar war es eine neue Erfindung der jüngsten Jahre, das Eisen zu härten, ein Fabrikgeheimnis der Hethiter. Chattusilis lehnte mit Ausflüchten ab: Zur Zeit seien keine Vorräte vorhanden. Er wollte natürlich seinen gefährlichsten Feind nicht selbst mit Waffen versehen."

Davon bleibt bei Bryce nichts mehr übrig. Es ist nur noch die Rede von seltenem und wertvollem Meteor-Eisen [Bryce 31, 33, 41] und abschließend in Zusammenhang mit dem Untergang des Hethiter-Reiches [375]:

"Eine weitere Theorie, wonach die Einführung der Technik der Eisenverarbeitung den anatolischen Rebellen eiserne Waffen in die Hand

gab, die es ihnen ermöglichte, die bronzezeitlichen Königreiche zu überwältigen, ist zu Recht verworfen worden."

Er bezieht sich hier auf die Arbeiten von R. Drews [*The End of the Bronze Age*, Princeton 1993], N.K. Sandars [*The Sea Peoples*, London 1985] sowie J.D. Muhly u.a. [*Iron in Anatolia and the Nature of the Hittite Iron Industry*, *Anatolian Studies* 35, 67-84]. Mit anderen Worten, weder die Hethiter noch die Seevölker verfügten über eine Technik zur Erzeugung von Eisen oder Stahl, die sie in die Lage versetzt hätte, eiserne Waffen herzustellen. Damit verschiebt sich der Beginn der vorderorientalischen Eisenzeit auf eine Zeit nach -1200 konventioneller Chronologie. Hinfällig ist jedenfalls die bisherige Vorstellung, die Eisentechnologie habe sich von Anatolien über den ägäisch-mykenischen Bereich zur mitteleuropäischen Hallstattkultur ausgebreitet.

Da aber auch die bisherige Datierung der mykenischen, spätminoischen und spätkykladischen Kultur keineswegs über jeden Zweifel erhaben ist [Heinsohn/Illig, *Wann lebten die Pharaonen?*, Gräfelting <sup>2</sup>1997], wäre durchaus auch der umgekehrte Weg in Erwägung zu ziehen: Die Eisentechnologie wird von den Hallstattleuten erfunden und erreicht dann über Mykene und die Phönizier Ägypten, das erst dann in die Lage versetzt wird, Werkzeuge zur Bearbeitung von Hartstein herzustellen, denn einen überregionalen Handel mit Hämmern und Meißeln wird ja wohl niemand annehmen wollen.

Dr. Andreas Birken 22399 Hamburg Kreienkoppel 3

## **Quousque tandem...**

**Wie lange noch verschließt man sich der eindeutigen Quellenlage  
für die Festlegung des Ortes der Varusniederlage?**

**Franz Kloppenburg**

### **Vorbemerkung**

In Kalkriese-Barenau glauben Prof. Schlüter und sein Grabungsteam, endlich den Ort der verheerenden Niederlage des Publius Quintilius Varus gefunden zu haben. Umsonst also das seit Jahrhunderten angestrebte Bemühen der Forscher von ehedem und die immense Fülle von vorliegenden Forschungsergebnissen, die ganze Bücherregale füllen? Jetzt scheint es also vermessen, den Grabungsergebnissen und daraus abgeleiteten Behauptungen von Prof. Schlüter nicht vorbehaltlos zuzustimmen.

Die hier vorgetragene abweichende Meinung richtet das Augenmerk ausschließlich auf die wünschenswert gewesene Befragung und Ausleuchtung der aufschlußreichen Textstellen der antiken Schriftsteller und Historiker. Denn bei gleichzeitiger Interpretation der Berichte des Velleius, Cassius Dio und Tacitus ergibt sich ein reichhaltigeres Bild, als nur durch die einseitige Berücksichtigung greifbarer Fundergebnisse. Die Textstellen sprechen eine beredte Sprache, und hätte Schliemann seine Ilias nicht so genau gekannt und befragt, die Entdeckung des antiken Troja hätte länger auf sich warten lassen.

### **Einleitung**

Gut 20 Jahre haben römische Legionen seit dem Jahre 12 v.Chr. zunächst unter Drusus beginnend im Rahmen groß angelegter Feldzüge zum Osten hin bis zur Elbe das römische Einflußgebiet erweitert. Nach einem Reitunfall des Drusus übernahm Tiberius die Kommandogewalt mit so großem Erfolg, daß Velleius [2, 97] für das Jahr 9 v.Chr. berichten konnte:

"Er bändigte Germanien so vollständig, daß es fast zu einer tributpflichtigen Provinz wurde."

Ergänzend dazu erfahren wir von Cassius Dio [56/118] aus dem Jahr 9 v.Chr.:

"Die Römer hielten Teile Germaniens besetzt, ihre Soldaten überwinterten dort, Städte wurden gegründet, und die Barbaren waren dabei, sich

der römischen Lebensart anzupassen und Zentren für den Handel und friedliches Miteinander zu schaffen." [Wells 92]

Welche Bedeutung mit dem so gut wie nicht beachteten Wort "überwintern" verbunden ist, kann man in dem Buch "Die Zeit der ersten Christen" von Prof. Alan R. Willard [43] nachlesen. Er schreibt in dem Kapitel "Endlich Frieden", hier auf Palästina bezogen:

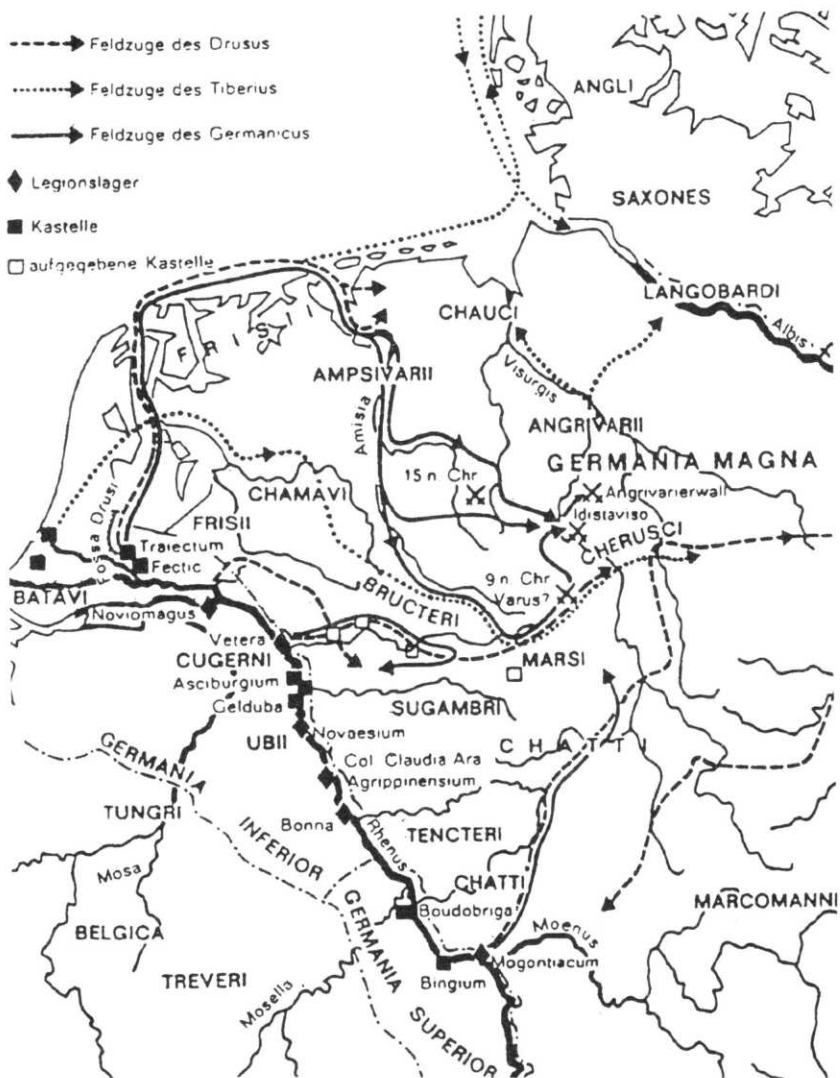
"Ein weiteres Privileg bestand in der Zusicherung, römische Legionen nicht mehr im Land überwintern zu lassen und Soldaten zu rekrutieren. Das war eine ungeheuere Erleichterung für die Bevölkerung, da die Soldaten normalerweise in Privathäusern einquartiert wurden, ohne für Kost und Logis bezahlen zu müssen."

15 Jahre später findet Varus als Germania Magna eine weithin befriedete Provinz vor. Tiberius hatte mit den Cheruskern einen Friedensvertrag abgeschlossen, germanischen Fürsten war das römische Bürgerrecht verliehen worden, Segimer, der Sohn des Segestes, hatte das herausgehobene Priesteramt in Ara Ubiorum inne und Arminius bekleidete den Rang eines römischen Ritters (Vermögensnachweis von mindestens 400.000 Sesterzen). Das alles sind Tatsachen, die Varus im Jahre 6 n.Chr. in der Eigenschaft als Legatus Augusti pro praetore in der kaiserlichen Provinz Germania Magna vorfand, um ihn mit dem Aufbau einer römischen Provinzverwaltung zu betrauen.

### **Nicht in Kalkriese ist der Ort der Varusniederlage zu suchen**

Auf der Suche nach dem Schreckensort sprechen die Textstellen des Cassius Dio und Tacitus, auch Velleius für den Saltus Teutoburgiensis mit wünschenswerter Eindeutigkeit. Aus den Beschreibungen sind der Zeitablauf des Kampfgeschehens und die Topographie in sich schlüssig und so weitgehend nachvollziehbar, daß sie gegen Kalkriese sprechen.

Nach drei Jahren angeblich zu überstürzt betriebener Administration ereilt im Jahre 9 n.Chr. das schreckliche Schicksal der Vernichtung drei Legionen, ebenso vieler Reitergeschwader sowie sechs Kohorten, in deren Gefolge sich auch Frauen und Kinder befanden [Vell. II, 117]. Noch am Abend vor dem Marsch in den Untergang tafelt der Statthalter mit den Cheruskerfürsten, nicht gewillt, dem Fürsten Segestes Glauben zu schenken, der beschwörend vom geplanten Komplott berichtet, und anstatt die



Das römische Germanien [nach Wells 88]

Verschwörer in Ketten zu legen, begleiten ihn diese am Tage darauf auf dem Marsch zu einem angeblich entfernt lebenden rebellischen Stamm. Cassius Dio beschreibt das dramatische Geschehen so:

"...da empörten sich aufgrund geheimer Verabredung einige entfernt wohnende Stämme, damit Varus, wenn er gegen diese zöge, für sie auf dem Marsche, in dem Glauben, durch befreundetes Land zu ziehen, um so leichter zu überrumpeln und nicht, wenn sich plötzlich auf einmal das ganze Land gegen ihn erhöbe, auf seiner Hut wäre.

Sie begleiteten ihn, um ihn dann zu verlassen, um Hilfe bringen zu wollen [...] ließen jeder die in seinem Gau stationierten römischen Soldaten, die sie früher von Varus erbeten hatten, niedermachen und zogen nun gegen ihn selbst, der mittlerweile in schwer passierbaren Wäldern angelangt war.

Denn das Gebirge war reich an Schluchten und ungleichmäßig gestaltet, die Bäume dicht und übergroß, so daß die Römer, schon ehe die Feinde über sie herfielen, beim Bahnen von Wegen und Anlage von Brücken, wo es das Gelände erforderte, in arge Bedrängnis gerieten.

Dabei brach ein heftiger Regen und Sturm los und zersprengte die Kolonne noch mehr, der Erdboden wurde an den Wurzeln und den unteren Stammenden der Bäume schlüpfrig, so daß sie fast bei jedem Schritte ausglitten, Baumkronen stürzten, vom Sturm zerschmettert, hernieder und brachten sie in die Verwirrung.

Während die Römer in dieser verzweifelten Lage waren, umzingelten sie die Barbaren von allen Seiten, indem sie gerade aus dem dichtesten Gebüsch - kannten sie doch jeden Weg und Steg - hervorbrachen. Denn da die Römer weder in einer bestimmten Ordnung, vielmehr mit den Wagen und dem unbewaffneten Troß bunt durcheinander marschierten, einzelne Trupps schwächer als ihre jeweiligen Angreifer waren, so hatten sie viele Verluste. Dort nun schlugen sie ein Lager auf, nachdem sie einen geeigneten Platz - soweit davon in dem waldigen Gebirge die Rede sein konnte - besetzt hatten.

Darauf brachen sie am anderen Morgen, nachdem sie die Mehrzahl der Wagen und alles übrige, was sie nicht unbedingt brauchten, verbrannt oder zurückgelassen hatten, immerhin in besserer Ordnung auf, so daß sie bis zu einer unbewaldeten Stelle vorrücken konnten. Aber ihr Abzug war nicht ohne blutige Verluste gewesen. Als sie von dort aufgebrochen waren, gelangten sie aufs neue in Wälder. Dabei wehrten sie sich zwar gegen die Angreifer, doch hatten sie gerade hierbei bedeutende Verlu-



ste. Denn wenn sie sich auf engem Raum dicht aneinander schlossen, damit Reiter und Legionäre den Feind vereint angriffen, dann kamen sie oft im Gedränge miteinander, oft auch über die Baumwurzeln zu Fall.

So brach der vierte Tag ihres Marsches an, da überfiel sie aufs neue ein Sturzregen und furchtbarer Sturm, so daß sie weder vorwärts marschieren noch festen Fuß fassen konnten. Das Wetter machte ihnen den Gebrauch der Waffen unmöglich. Der Feind, inzwischen weit in der Überzahl, daher umzingelte mit geringer Mühe die Römer und hieb sie nieder. An eine Flucht war nicht zu denken, da entschloß sich Varus und die übrigen hohen Offiziere, zumal sie bereits verwundet waren, zu einer schrecklichen, aber unvermeidlichen Tat: sie stürzten sich in ihr eigenes Schwert."

Es bleibt danach festzuhalten, daß sich das Kampfgeschehen über vier volle Tage erstreckt hat. Den Rest der verzweifelt Kämpfenden ereilt der Tod in auswegloser Lage, von einer Übermacht des Feindes eingeschlossen, in einem ebenen Gelände.

Betrachtet man die Topographie des Geländes, das die Truppen zu durchqueren hatten, so machen die Textstellen sehr deutlich, daß sich der Überfall in einem gebirgigen Gelände ereignet hat. Die Textstellen sprechen hier unmißverständlich von schwer passierbaren Wäldern und von einem Gebirge, das reich an Schluchten war, ein für Mannschaften und Troß unwegsames Gelände, das sie zum Bau von Wegen und Brücken zwang. Nicht genug damit, die beschriebenen Naturgewalten bestimmten darüber hinaus das dramatische Geschehen. In dem knapp bemessenen Bericht sind Topographie des Geländes und zeitlicher Schlachtverlauf dargestellt. An ihn knüpfte und knüpft sich die Suche nach dem Ort der Niederlage, und viele kluge Köpfe haben nicht von der Hand zu weisende Argumente parat, wenn sie den Ort des Geschehens im Raum des Saltus Teutoburgiensis vermuten, und von Kalkriese war und ist nicht im Entferntesten die Rede.

Daß Varus überdies von einem Ort an der Weser aufgebrochen und in den Untergang marschiert ist, läßt die Textstelle bei Dio "...und sie lockten ihn fern vom Rheine fort in das Land der Cherusker und an die Weser" als höchst wahrscheinlich erscheinen.

## Begründung der Gegendarstellung zur Kalkriese-Festlegung

Für die Frage, ob der Ort der Varus-Niederlage nunmehr in Kalkriese als gesichert gelten kann, ist das Jahr 15 n.Chr. von besonderer Bedeutung, weil der Bericht des Tacitus [Ann. 1, 55-68] ganz erhebliche Zweifel aufkommen läßt. Liest man den Bericht, dann gewinnt man den Eindruck, daß dieser von einem sorgfältigen Historiker verfaßt worden ist. Hier kann nur das Wesentliche daraus zur Begründung der gegenteiligen Darstellung herangezogen werden.

Germanicus kommt auf seinem Sommerfeldzug des Jahres 15 n.Chr. die Ems aufwärts gezogen durch das Land der Brukterer. Da diese vor dem anrückenden Heere all ihre Habe niederbrennend fliehen, wird L. Stertinius vorausgeschickt, um dies zu verhindern. Er führt gegen die Brukterer rasche, blutige Schläge und findet zwischen der Beute den einst verloren gegangenen Adler der 19. Legion. Der Heereszug rückt also gegen die "äußersten Brukterer" vor, das ganze Gebiet zwischen den Oberläufen der Ems und Lippe wird verwüstet,

"wobei nun ganz in der Nähe war der Saltus Teutoburgiensis, in dem die Überreste des Varus und seiner Legionen unbestattet liegen sollten."

In schnellem Marsche erreichen acht Legionen und Auxiliärtruppen den Saltus. Sie betreten die Unglücksstätte,

"gräßlich anzusehen und voll schrecklicher Erinnerung."

Tacitus wirft einen kurzen Blick zurück auf das Geschehen sechs Jahre zuvor [Ann. 62] und beschreibt die Bestattung der Gebeine von drei Legionen. Im Verlauf des weiteren Geschehens setzt Germanicus dem Arminius nach, der sich in unwegsame "Gegenden" zurückgezogen hatte. In den dort entwickelten Kämpfen geraten die Römer in Schwierigkeiten mit dem von Tacitus beschriebenen Ausgang,

"... doch ohne, daß es zu einer Entscheidung kam, trennte man sich."

Bei Tacitus heißt es dann weiter:

"Dann führte er das Heer an die Ems zurück. Caecina dagegen, der seine eigene Abteilung führte, wurde angewiesen, obgleich er auf bekannten Wegen zurückmarschierte, doch die 'langen Brücken' (pontes longi) möglichst bald zu passieren." [Ann. 63]

Die langen Brücken sind Bohlenwege über das Sumpf- und Moorgebiet, um über diese an den Rhein zu gelangen.

Caecina befindet sich - sechs Jahre nach Varus - offensichtlich mit seinen vier Legionen und Auxiliärtruppen zunächst im Flachland, in der norddeutschen Tiefebene. Dann jedoch gerät er "in dem langsam ansteigenden Waldgelände" mit Arminius in Feindberührung. Die für die Germanen günstigen örtlichen Bedingungen nutzt Arminius erneut aus, und wenn man den Schilderungen des Tacitus folgt, geraten die Römer in eine verlustreiche, an den Rand der Niederlage führende Lage.

Hochdramatisch im Stil einer Berichterstattung schildert er den Ablauf der Ereignisse. Es sind teilweise unwahrscheinliche Situationen, die die Römer in großer Bedrängnis und Verwirrung zu bestehen haben. Wie groß diese gewesen ist, verdeutlicht Tacitus mit den hier angeführten Textstellen:

"...bei den Römern glimmten nur schwache Lagerfeuer, hörte man nur abgebrochene Laute, während sie selbst zerstreut an dem Wall herumlagen, in den Zelten umherirrten, mehr weil sie nicht schlafen konnten, als weil sie wachen wollten. Den Heerführer erschreckte ein gräßliches nächtliches Traumbild: er glaubte, den blutbespritzten Quintilius Varus aus dem Sumpfgelände empor tauchen zu sehen und ihn gleichsam rufen zu hören, ohne ihm jedoch Folge zu leisten; vielmehr stieß er die ausgestreckte Hand zurück. Bezeichnend für die bedrängte Lage der Römer, nach der Arminius den Germanen den Befehl zum Angriff mit dem Ruf erteilte: 'Seht da! Varus und die wiederum dem gleichen Verhängnis verfallenen Legionen.'"

Doch erwies sich die Siegesgewißheit des Arminius als verfrüht, nachdem sich die Römer, "als es Abend wurde, in offenes Gelände und auf festen Boden herausarbeiten konnten". Dank der Umsicht und Erfahrung des Caecina erringen die Römer unter weiteren Verlusten schließlich doch den Sieg.

Der zeitliche Ablauf des Geschehens erstreckte sich über zwei Tage und zwei Nächte, begrenzt auf ein Gelände, das nicht im entferntesten vergleichbar mit der Topographie des Schlachtverlaufs im Jahre 9 n. Chr. ist. Nichts ist zu hören von hereinbrechenden Naturgewalten. Und wäre da nicht der ergrabene Plaggenwall, der im Tacitusbericht eine so bedeutende Rolle spielt, wären vielleicht noch Zweifel angebracht.

So aber ist den Autoren zuzustimmen, die nach textkritischer Interpretation des ausführlichen Tacitusberichtes zu dem Ergebnis kommen, nicht Varus, sondern Caecina mußte sich in verlustreichen Kämpfen in Kalkriese gegen Arminius behaupten.

## Schlußbemerkung

Abschließend sei eine kaum beachtete, aber bezeichnende Textstelle angeführt, in der für das Jahr 17 n. Chr. berichtet wird:

"Unter dem Konsulat des C. Caelius und L. Pomponius triumphierte Germanicus Caesar am 26. Mal über die Cherusker, Chatten und Angrivarier und die anderen Völkerschaften, die bis zur Elbe wohnen. Mitgeführt wurden erbeutete Waffen, Gefangene, Bilder von Bergen, Flüssen und Schlachten."

Dies sind Beweise, deren Tacitus sich bedienen konnte, um seine Glaubwürdigkeit in der Berichterstattung zu begründen.

Zu guter Letzt gilt es noch das Hauptargument der Anhänger der Kalkriese-Theorie zu entkräften, das sie anhand der mit dem Gegenstempel versehenen Münzen des Varus begründen. Daß die im Umlauf befindlichen Münzen bei Freund und Feind nach der Schlacht und Niederlage des Varus aus dem Verkehr gezogen worden sind, ist höchst unwahrscheinlich, denn das schon früh erwähnte Marktgeschehen war nicht mehr an den Naturaltausch geknüpft.

Frühe, seit Jahrhunderten belegte Versuche, den Ort der Niederlage festzulegen, sind immer mit reichen Streufunden an Waffen etc. im Bereich des Saltus Teutoburgiensis und darüber hinaus verbunden. Eifrig auf Funde bedachte Landesdenkmalämter gab es noch nicht, und so mancher wertvolle Fund dürfte in die Schmelztiegel der Goldschmiede gewandert sein. Zwei gefundene Aurei am Fuße des Varusberges in Oeynhausens wurden davon verschont, in dessen Nähe der Apotheker Rave aus Nieheim 1883 sehr viele Brandgräber ergraben hat. Noch 1923 führt Pfarrer Dr. Gotthardt, Pömbesen, in seinen Geschichts-Betrachtungen über Reelsen am Fuße des Eggebirges darüber Klage:

"Römische Hufeisen sind wiederholt gefunden worden und stimmen mit den als echt erkannten in den antik-römischen Museen überein. Römische Götterfiguren en miniature sind nicht minder bei Anlage von Grenz- und Drainagegräben und sonstigen Grabungen gefunden worden. Ebenso sind hier und da angebrannte Pielen und Schwertknäufel aufgestöbert worden. Bedauerlich ist nur, daß die vereinzelt aufgetretenen Funde in Privathänden bleiben."

Prof. Schlüter fordert in der Presse den Beweis des Gegenteils. Quod erat demonstrandum... was hiermit aus gegenteiliger Sicht mit gleicher Überzeugung geschehen ist.

## Empfehlenswerte Lektüre

- Capelle, (1929): *Das alte Germanien*. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller; Jena
- Stegmann, R. (1901): *Die Berichte der Schriftsteller des Altertums über die Varusschlacht und das Castell Aliso*; Detmold
- Tacitus (1964): *Annalen I - VI*, Übersetzung und Anmerkungen Walther Sontheimer; Stuttgart
- Wells, Colin (1984): *Das römische Reich*; München
- Willard, Alan R. (1990): *Die Zeit der ersten Christen*. Ausgrabungen, Funde, Entdeckungen; Gießen

\*

Ergänzung des Herausgebers:

Die *'Antike Welt'* berichtet immer wieder einmal über neue Funde im Grabungsgebiet Kalkriese oder über neue Bücher. So stellt Peter Kracht 'amtlicherseits' und unbeirrbar mit Blick auf Kalkriese fest [*Antike Welt* 3-97, 270]:

"'Handfeste' archäologische Hinweise auf die weltgeschichtlich bedeutensame Schlacht fanden sich erst im Jahre 1987: Ein britischer Offizier, der mit amtlicher Genehmigung Feldbegehungen unternahm, entdeckte exakt vor einem Jahrzehnt einige Schleuderbleie auf einem Acker in Kalkriese, in der Nähe von Osnabrück. Schleuderbleie sind nicht nur nach Auffassung der seither dort grabenden Archäologen aus Osnabrück ein sicherer Hinweis darauf, daß hier einst römische Hilfstruppen gekämpft haben."

Bei mehreren Grabungen in Kalkriese kamen "Reste von römischen Uniformen, von Waffen und Werkzeugen der Legionäre, mehrere Münzen (überwiegend 'Asse', das tägliche Kleingeld der römischen Soldaten)" zutage. Warum sie allerdings gerade für die Schlacht im Jahre 9 n. Chr. zeugen, geht aus dem Text nicht hervor.

Es gibt übrigens ein 'lapidares' Zeugnis für die Schlacht: "Die Inschrift auf dem berühmten Erinnerungsstein an den Hauptmann Marcus Caelius (gefunden im heutigen Xanten) überliefert zweifelsfrei, daß diese militärische Auseinandersetzung [...] keine Erfindung späterer Autoren war." [P. Kracht in *Antike Welt* 5-96, 432].

# Boulevard und Seminar

Diskutanten und Väter der Phantomzeit mehrten sich

Heribert Illig

Astrologen und Astronomen sind sich einig: Das Jahr 1999 enthält dramatische Himmelskonstellationen. Während die einen mit gerunzelter Noé-Stirn auf dräuende Quadrate und Oppositionen hinweisen, fiebern die anderen ihrer Jahrhundertsonnenfinsternis entgegen (11. August). Es trifft sich gut, daß beides zur selben Zeit stattfindet: "9. bis 13. August: Das schlimmste Datum überhaupt. Sonne und Mond stehen dem Uranus gegenüber, Mars dem Saturn. Am Himmel steht ein Unheilskreuz. Eine große Katastrophe ist zu befürchten. Es kann erneut zu Krieg und Terror kommen." Soweit die einschlägigen Angstmacher.

Es gäbe also für Naturwissenschaftler die Möglichkeit, aufklärend der Astrologie entgegenzutreten. Ob sie dazu in der Lage ist, werden wir bis dahin erfahren; Zweifel sind nach den jüngsten Erfahrungen, die ich schildern will, angebracht.

## An der Universität

'Im Mittelalter' steigt die Spannung gleichermaßen. Zu Leipzig trafen sich (nach Redaktionsschluß) die Karlsspezialisten, die unser aller Karlserbe ein weiteres Mal hochleben lassen, aber auch [SPIEGEL 276] über die Phantomzeit diskutieren. In Paderborn wird die karolingische Jahrtausendausstellung immer stärker in die Medien gebracht; der große Karl beschäftigt das ZDF genauso wie den SPIEGEL. Und der Boom wird bis zum Weihnachtsfest 2000 anhalten, wenn wir alle seiner Krönung und damit irgendwie der Grundlegung von Euroland gedenken sollen.

Die anstehende, doppelt zu feiernde Jahrtausendwende beschäftigt obendrein die Gemüter. So ist es kein Wunder, wenn die Aktualitätenliste so lang ist wie nie zuvor, wenn hier taggleich Hinweise auf die *yellow press* wie auf ein Oberseminar eingehen. Für mich war Bremen die wichtigste Erfahrung. Dort beschäftigt sich ein kulturwissenschaftliches Seminar mit den verschiedenen Aspekten von Zeit. Die leitenden Wissenschaftler, Stollmann und Richter, bereiteten in zwei Sitzungen ihre Studenten auch auf die Problematik erfundener Geschichtszeit vor, gaben mir den daraus erwachsenen Fragekatalog und baten mich, Rede und Antwort zu stehen.

Kaum trudelte ich zu morgendlicher Stunde in Bremen ein, gab es dank Herrn PD Rainer Stollmann ein live-Interview im Morgenkanal des Bremer Rundfunk. Dann zogen wir uns in eine Tonkabine zurück, um ein langes Gespräch zu führen, aus dem eine Rundfunksendung zusammengeschnitten wird. Von dort ging es in den brechend vollen Hörsaal, um übers erfundene Mittelalter vorzutragen. Für die ca. 170 Personen gab es sogar - wie in der guten alten Zeit - eine Unterbrechung wegen einer Studentendemo. Über das MA-Thema wurde dann eineinhalb Stunden lebhaft diskutiert, was auch den *campus radio* auf den Plan rief, einen vom Bremer Rundfunk ausgestrahlten Studentensender.

Am nächsten Morgen mobilisierte das Thema doppelt so viele StudentInnen als sonst für das Seminar. Nach kurzer Einführung hatten 120 Studierende die Möglichkeit, meine Thesen auf ihren Wahrheitsgehalt abzuklopfen. Das wurde mit Hingabe gemacht und dauerte somit dreieinhalb Stunden. Als Resultat läßt sich festhalten: Die These gibt geradezu ideale Möglichkeiten, einen wissenschaftlichen Diskurs zu führen, den kritischen Geist an ihr zu schärfen. Da die ganze Bandbreite von Fakultäten angesprochen ist, lädt die Diskussion zu Querbezügen mannigfacher Art ein und öffnet viele Fenster im Aussichtsturm nicht nur der Mediävistik, um ein Bild von Johannes Fried aufzugreifen.

### **Wissenschaftsfinsternis?**

Nicht allerorten ist eine derartige Offenheit möglich. Es gibt sogar Fakultäten, die noch immer nichts von einem erfundenen Mittelalter gehört haben oder haben wollen. Mich erreichte die Anfrage eines Studenten, dem von Dozentenseite beschieden worden war, daß man ein solches Buch nicht kenne und sich auch nicht vorstellen könne, daß irgendein Kollege auf so einen zweifellosen Unsinn reagieren würde. Als ich ihm daraufhin eine Liste der reagierenden Professoren schickte, war man in dieser - sicher efeuüberwucherten - Klausur überrascht und erfreut.

Natürlich wußte bislang niemand außer mir, wie viele Wissenschaftler sich öffentlich zum "erfundenen Mittelalter" geäußert haben. Deshalb werden viele von ihnen verblüfft sein, daß sie keinen kühnen Alleingang gewagt haben, sondern einem Kreis von derzeit 43 Personen angehören. Die Liste bildet den Anhang 1 dieses Aufsatzes.

Diesmal verdient ein Astronom unsere spezielle Aufmerksamkeit. Prof. Dieter B. Herrmann ist uns bekannt [2-97, 271]; er hat zum Weihnachtsabend 1996 festgestellt, daß der Stern von Bethlehem ein Phantom sein müsse, weil er weder als Komet noch als Supernova oder Planetenkonjunktion interpretiert werden könne. Ich habe ihn damals angeschrieben und dazu angeregt, dieselbe Suche auch rund 300 Jahre später anzustellen. Er gab mir einen kurzen Zwischenbescheid, worauf ich eineinhalb Jahre nichts mehr hörte.

Dann machte mich ein Bulletin-Abonnent darauf aufmerksam, daß es bereits in zweiter Auflage ein Buch *Der Stern von Bethlehem* gebe, in dem ich widerlegt würde. Tatsächlich widmete Herrmann mir und meiner These vier Seiten. Er hatte verstanden, daß da auch für ihn eine wesentliches Problem entstände:

"Würde man sich aber auf den Standpunkt von ILLIG stellen, so wäre der 'Stern von Bethlehem' mit den von uns vorgetragenen Argumenten durchaus noch nicht ins Reich der Phantome verwiesen. Vielmehr müßten alle Diskussionen von neuem beginnen" [Herrmann 1998, 79].

Warum er diese Arbeitsbeschaffungsmaßnahme als "unerwarteten Zuspruch" wertet, kann offen bleiben. Er formulierte ein für uns selbstverständliches Prüfkriterium:

"Gäbe es tatsächlich eine solche 'Lücke' in unserem Kalender, dann dürften sich keine verbürgten Sonnenfinsternisbeobachtungen aus jener Zeit [...] und davor finden lassen, bei denen die Daten der Beobachtungen mit den entsprechenden Daten aus himmelsmechanischen Berechnungen übereinstimmten. Wir haben jedoch in historischen Quellen auf Anheb zahlreiche Finsternisse gefunden, die inmitten von Illigs 'Phantomzeiten' liegen und bei denen diese Übereinstimmung besteht. Mit unserer Chronologie ist also alles in Ordnung" [Herrmann 1998, 80].

Auf diese Funde ging er allerdings nicht ein, sondern verwies auf eine kommende Publikation.

So hatte schließlich auch ich erfahren, daß ihn mein Brief durchaus beschäftigt hatte. Fast zwei Jahre nach meiner Anfrage kam dann zum Faschingssonntag Post von der Archenhold-Sternwarte. Prof. Herrmann steht ihr genauso vor wie dem Berliner Zeiss-Großplanetarium, betreibt also Bildung für alle Volksschichten. In dieser Eigenschaft hat er auch eine Schrift zur "Jahrhundertfinsternis" am 11.8.99 herausgegeben, die er mir nunmehr zuschickte. Es wäre vielleicht nicht unhöflich gewesen, mich ein



Jahr früher auf sein Buch zu verweisen oder wenigstens anzufragen, bevor er aus meinem einstigen Brief zitierte.

Herrmann ging nun zur Sache, indem er nach seiner Meinung den Beweis führte, daß es sich um eine "skurrile Hypothese" und um eine "exotische These" handle [Herrmann 1999, 31-34]. Ausgehend von den historisch verbürgten Sonnenfinsternissen macht er eine klare Aussage.

"Wir haben diese Finsternisse nachgerechnet und völlige Übereinstimmung zwischen Beobachtung und Rechnung in allen Fällen gefunden. Diese Tatsache allein macht die Existenz einer 'Phantomzeit' bereits extrem unwahrscheinlich. Um ILLIGS These dennoch auf Herz und Nieren zu prüfen, haben wir für die drei totalen Finsternisse von Milet (585 v. Chr.), Nicäa (29 n. Chr.) und Athen (484 n. Chr.) nachfolgende totale Finsternisse gesucht. Die Ergebnisse sind in Tabelle 2 [korrekt: 4] wiedergegeben. Wie man sieht, gibt es keine einzige Übereinstimmung in der Rhythmik dieser Finsternisse. ILLIGS These ist damit von astronomischer Seite widerlegt". [Herrmann 1999, 33]

Damit kann man Planetariumsbesuchern sicher imponieren. Seine Kollegen werden sich allerdings entsetzt an den Kopf greifen, wie man die Widerlegung ausgerechnet nach den Regeln des klassischen Zirkelschluß führen kann. Denn wo Herrmann "nachgerechnet" und "völlige Übereinstimmung" gefunden hat, da hat er lediglich die Rückrechnungen seiner Vorgänger bestätigt. Eine ebenso lobenswerte wie unnütze Fleißarbeit, die aber gar nichts darüber aussagen kann, ob und inwieweit die Rückrechnung etwas mit den jeweiligen Finsternissen der Quellen zu tun hat. Der immense Unterschied ist leicht kenntlich zu machen.

Herrmanns Liste endigt mit zwei Sonnenfinsternissen, die Gregor von Tours berichtet, und die Herrmann wie auch die Mediävisten unter 2. 10. 563 und 3. 10. 590 n. Chr. führt (Herrmann verwendet dazu noch die ein Jahrhundert alten Tafeln von Opolzer, bei denen beide Finsternisse gegenüber heutigem Wissen [Mucke 1992] einen Tag nachhinken). Doch Gregor spricht, ungeachtet seiner Unkenntnis der christlichen Zeitrechnung, keineswegs explizit von diesen Daten. Sein Text für 590 lautet vielmehr in der deutschen Übersetzung, die mir Günter Lelarge zugänglich machte:

"In der Mitte des Monats Oktober verfinsterte sich die Sonne, und ihr Licht nahm so ab, daß sie kaum so groß blieb, wie die Mondsichel am fünften Tage nach dem Neumond" [Gregor X,23].

Prüft man den lateinischen Originaltext, stellt sich der deutsche eher als Nacherzählung heraus. Auf Lateinisch ist von "mense VIII. mediante" und damit von der Mitte des 8. Monats die Rede; der Hinweis auf den Neumond ist eine freie Ergänzung zu "quintae lunae". Ich habe bereits in der EuS-Studie ausgeführt [1997, 513f], daß man den "achten Monat" als Oktober 590 interpretieren mußte, um überhaupt eine Sonnenfinsternis im Katalog der Rückrechnungen zu finden. Der ausgewählte 3. Oktober widerspricht Gregors "Monatsmitte" ganz energisch.

Ich habe 1997 die Sonnenfinsternis vom 4. 10. 897 als Gegenstück vorgeschlagen: Sie liegt genauso im Oktober und sieht aus wie der fünfte Mond, wenn man vom Vollmond aus zählt, was im Mittelalter genauso Usus war. Demnach erfüllt sie die Vorlage genauso gut oder schlecht wie die Finsternis vom 3. 10. 590.

Bei dem Datum 2. 10. 563 ist die Diskrepanz noch größer, geradezu von peinlicher Dimension. Denn Gregor schreibt im 31. Kapitel seines 4. Buches: "Einmal aber, und zwar am 1. Oktober, war die Sonne so verfinstert, daß nicht einmal der vierte Theil derselben seinen Glanz behielt: schwarz und farblos sah sie aus, wie ein Sack."

Gregor nennt nicht einmal eine Jahreszahl; wenn man im Text zurückgeht, steht im Kap. 27 die 566 am Rand. Wie kommt der Archäoastronom des 19. Jahrhunderts nun zu seiner exakten Datierung? Er sucht im Katalog rückgerechneter Sonnenfinsternisse, in welchen Jahren bei Tours oder Clermont-Ferrand beobachtbare Sonnenfinsternisse stattfanden. Dann wählt er die genehmste aus, entscheidet sich also für den 2. 10. 563 und schreibt sie Gregor zu. Dieses Datum hat nun der Astronom Herrmann in seinem Planetarium nachgerechnet und so die Rückrechnung seines alten Vorgängers Ginzel von 1888 und 1899 bestätigt. Jüngere und bessere Kataloge wie der von Hermann Mücke hätten ihn zum 3. 10. 563 geführt, was wiederum nachrechenbar gewesen wäre.

D. Herrmann hat leider keinen Gedanken daran verschwendet, warum die Finsternis der Chronik zwei Tage früher stattfand und ob sie eigentlich im richtigen Jahr liegt! Hier macht sich die sekundengenau rechnende Astronomie zu einer Karikatur ihrer selbst. Wenn Tag wie Jahr changieren können, dann läßt sich genausochlecht die ebenfalls ringförmige Sonnenfinsternis vom 18. 8. 863 nennen: Bei ihr wäre der achte Monat tatsächlich der achte Kalendermonat; mangels unbekanntem Referenzjahrs könnte sie exakt 297 Jahre später liegen, und der Tag stimmte weder da noch dort.

Nun betont Herrmann die berühmte Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 v. Chr. (-584), die Thales von Milet vorausberechnet habe, worauf Lyder und Ionier den Sieg über die Meder davontrugen:

"Eine mit Sicherheit zutreffende Sonnenfinsternisvorhersage stammt von Thales von Milet" [Herrmann 1999, 25].

Hätte er sich mit der einschlägigen Literatur befaßt, wie sie z.B. Benny Peiser [1990] längst zusammengetragen hat, dann hätte er sie auf keinen Fall heranziehen dürfen. Denn die heute geglaubten Lebensdaten von Thales entstammen nicht den Schriften von Thales, von denen wir keine Zeile kennen, sondern einem astronomisch rückgerechneten Bezug, den ein Standardlexikon so wiedergibt:

"Lebenszeit 1. H[älfte] 6. Jh. v. Chr.; den chronol. Fixpunkt gibt die Sonnenfinsternis des 28. Mai 585 (Tag der Schlacht am Halys), die Th. vorausberechnete. Mit Bezug darauf wurde vermutlich die akme des Th. auf 585/584, die Verleihung des Ehrentitels sophos auf 582/581 angesetzt." [Pauly: Thales; von Peiser herangezogen]

Daß Thales die Sonnenfinsternis am Halys vorausberechnete, wissen wir nur von Herodot [I,74], der rund 140 Jahre später schrieb, aber nichts von unserem rückgerechneten Datum wußte.

Bei der wissenschaftlichen Auswahl der passenden Finsternis mußte davon abgesehen werden, daß anno -585 die vollständige Verfinsternung erst um 18.50 Uhr, also kurz vor Sonnenuntergang eintrat, daß ihr dramatischer Effekt somit bereits in die Dämmerung fiel und um diese Uhrzeit nicht mehr schlachtentscheidend sein konnte. Wie mit dem damaligen Kenntnisstand (Stichwort Saros-Zyklus) eine - obendrein stundengenaue - Vorhersage möglich war, mußte genauso übergangen werden wie die psychologische Frage, wie man ein Heer einen ganzen Tag lang auf eine Finsternis hoffen lassen kann, die einfach nicht eintreten will.

Aus diesen und weiteren Gründen präferierte man lange die Finsternis vom 30. 9. 610. Sie ereignete sich "high noon"- wann sollte eine Schlacht besser entschieden werden? -, fügte sich aber noch schlechter mit den Chroniken zusammen, weshalb sie ausgemustert werden mußte. So schließt Peiser konsequenterweise auf einen für jegliche Datierung untauglichen "Thales-Mythos". Er kann sich dabei auf R.R. Newton und vor allem auf A. Demandt stützen, demzufolge von den 250 antiken Nachrichten über Sonnen- und Mondfinsternisse bisher (1970) bereits mehr als 200 als ungenau oder völlig falsch nachgewiesen wurden [Demandt; Peiser 91].

Solange Finsternisse um Tage, Jahre und sogar mehrere Jahrzehnte hin und her geschoben werden können, bis sie in einen Geschichtsablauf passen, den sie doch eigentlich überprüfen sollen, solange sind Herrmanns Gedanken über eine "Rhythmik dieser Finsternisse" vollkommen wertlos. So hat der Professor für Astronomie keineswegs meine These widerlegt, sondern dankenswerterweise zentrale Schwächen der Archäoastronomie aufgedeckt. Ob ihm das 'im Haus' gedankt wird, darf bezweifelt werden.

### Literatur

- Demandt, Alexander (1970): *Verformungstendenzen in der Überlieferung antiker Sonnen- und Mondfinsternisse*; Mainz
- EuS = s. vorangestellte Abkürzung des direkt nachfolgenden Anhangs 1
- Herrmann, Dieter (21998): *Der Stern von Bethlehem*. Die Wissenschaft auf der Spur des Weihnachtssterns; Berlin
- (1999): *11. August 1999. Die Jahrhundertfinsternis*; Berlin
- Mucke, Hermann/ Meeus, Jean (21992): *Canon fo Solar Eclipses -2003 to +2526*; Wien
- Pauly = *Der kleine Pauly*. Lexikon der Antike in fünf Bänden; München
- Peiser, Benny (1990): "Der Thales-Mythos oder "How to believe six impossible Things before Breakfast"; in *VFG* II (2) 85

### Anhang I

#### Liste jener Spezialisten, die sich öffentlich zur Mittelalter-These von Dr. Heribert Illig geäußert haben

Abkürzungen:

EuS = (1997) *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur* VIII (4) 481-520, Opladen: "ANFRAGE Heribert Illig: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit? STELLUNGNAHME [von 9 Wissenschaftlern] REPLIK Heribert Illig" (erschienen Januar 1998)

MDR = *Mitteldeutscher Rundfunk* (TV, 3. Pgr.) vom 19.2.97, Leipzig: 30-Min.-Film von Klaus Simmering: "300 Jahre erstunken und erlogen?" (mit acht befragten Wissenschaftlern und HI)

- Althoff, Gert, Prof. Mediävistik, Münster (EuS)
- Assing, Helmut, Prof. Mediävistik, Potsdam (Podiumsdiskussion in Brandenburg am 22.10.98)
- Becher, Matthias, Prof. Geschichtswissenschaften, Bonn (Zeitungsbefragung am 8.3.99)
- Benseler, Frank, Prof. Soziologie, Paderborn (Vortragsveranstalter an der Uni für HI; 4.6.96)
- Bergmann, Werner, Prof. Mediävistik, Bochum (EuS; MDR)
- Borgolte, Michael, Prof. Mediävistik, Berlin (EuS; einsemestr. Proseminar an der Humboldt-Uni, Sommer 1998)
- Borst, Arno, Prof. Mediävistik, Konstanz (Kritik in seinem Buch "Karolingische Kalenderreform", 1998)
- Brunner, Karl, Dr. habil. Mediävistik, Wien (Fernsehdisput in ÖR2, 11. 6.98)
- Elm, Kaspar, Dr. Mediävistik, Berlin (Radio-Interview in *Ostdeutscher Rundfunk*, Potsdam am 25.10.95)
- Erkens, Franz-Reiner, Prof. Mediävistik, Leipzig (Zeitungsbefragung am 26.2.99)
- Flachenecker, Helmut, PD Mediävistik, Eichstätt (EuS)
- Flagge, Ingeborg, Prof. Architekturgeschichte, Leipzig (Vortragsveranstalterin an der HTWK Leipzig für HI und Prof. Niemitz, 29.4.98)
- Fried, Johannes, Prof. Mediävistik, Frankfurt ('Nr. 1' der deutschen Historiker: Vortrag zur Preisverleihung durch das *Historische Kolleg*, München, 10/95; *FAZ* vom 3.4.96, *Historische Zeitschrift* 1996 Bd. 262 [2] 291)
- Fuhrmann, Horst, Prof. Mediävistik, Regensburg (ehem. Präsident der MGH; dpa-Interview, gedruckt in mehreren Zeitungen, 10/96)
- Haidacher, Christoph, Dr. Mediävistik, Innsbruck (Zeitungsbefragung durch *Tiroler Tageszeitung*, Innsbruck, 31.10.97)
- Heinsohn, Gunnar, Prof. Sozialwissenschaften, Bremen (EuS; MDR; Artikel in *Zeitenprünge*, Gräfelfing)
- Herrmann, Dieter B., Prof. Astronomie, Berlin (Kritik in seinem Buch "Der Stern von Bethlehem"; 21998; Kritik in seiner Broschüre "11. August 1999. Die Jahrhundertfinsternis"; 1999)
- Jarnut, Jörg, Prof. Mediävistik, Paderborn (Vortragsdiskussion Uni Paderborn, 4.6.96)
- Kalckhoff, Andreas, Dr. Mediävistik, Stuttgart (Karlsbiograph; Rundfunk-Interview im *Südwestfunk S2* vom 26.11.97)

- Kerner, Max, Prof. Mediävistik, Aachen (Zeitungsinterview durch *Aachener Volkszeitung* vom 21.8.93; Schmährede im Aachener Rathaus als "Uni im Rathaus" am 14.11.96, kurze Radio-Debatte im *Deutschlandfunk* vom 1.1.97; Zeitungsinterview am 10.3.99)
- Kölzer, Theo, Prof. Mediävistik, Bonn (EuS; indirekt am 13.7.98 in *Der Spiegel*)
- Kurze, Dietrich, Prof. Mediävistik, Berlin (Rundfunk-Statement im *Mitteldeutschen Rundfunk*, 23.7.96)
- Lohrmann, Dietrich, Prof. Mediävistik, Aachen (Zeitungsinterview vom 21.8.93; EuS; TV-Einblendung in *Deutsche Welle*, 12.6.98)
- Lütge, Christoph, M.A. Wirtschaftsinformatik, Braunschweig (Philosophisches Oberseminar an der TU am 13.1.99) [Internet-Ankündigung]
- Maissen, Thomas, Dr. Geschichtswissenschaften, Zürich (*NZZ*-Rezension vom 22.1.97; Podiumsdiskussion in Burgdorf bei Bern am 8.11.98)
- Meulen, Jan van der, Prof. Architekturgeschichte, USA (EuS)
- Niemitz, Hans-Ulrich, Prof. Wissenschaftsgeschichte, Leipzig (Vortragsveranstalter für HI am Berliner *Museum für Verkehr und Technik*, 16.3.95; MDR; Radio-Interviews am 17.8.95 in *Sender Freies Berlin 3*, am 13.10.95 in *Freies Berlin* und am 25.10.95 in *Ostdeutscher Rundfunk Brandenburg*; eigene Vorträge am 30.3.96 in Freiburg/Sachsen, am 14.2.98 an der Uni Halle-Wittenberg, am 29.4.98 an der HTWK Leipzig; Artikel in *Zeitensprünge*, Gräfelfing)
- Prinz, Friedrich, Prof. Mediävistik, Ottobrunn (einstündige Rundfunkdiskussion im *Südwestfunk* am 12.1.96)
- Reinhardt, Volker, Prof. Geschichtswissenschaften, Fribourg (Vortragsdiskussion an der FU Berlin am 11.6.98)
- Richter, Dieter, Prof. Literaturwissenschaften, Bremen (Diskutant und Mitveranstalter für HI an der Uni Bremen am 21.1.99)
- Riedmann, Josef, Prof. Archäologie, Innsbruck (Zeitungsbefragung am 31.10.97 in der *Tiroler Tageszeitung*, Innsbruck)
- Schieffer, Rudolf, Prof. Mediävistik, München (Präsident MGH; 1stünd. Radio-Diskussion im *Südwestfunk* am 12.1.96; MDR; Rezension in *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 10/97, 611)
- Schlosser, Wolfhard, Prof. Astronomie, Bochum (EuS; MDR)
- Schmidt, Burghard, Dr. Dendrochronologie, Köln (MDR)
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm, Prof. Philosophie, Berlin (Vortragsveranstalter für HI an der FU Berlin am 11.6.98)
- Stadler, Harald, Prof. Mediävistik, Innsbruck (Zeitungsbefragung am

- 31.10.97 in *Tiroler Tageszeitung*, Innsbruck)
- Stollmann, Rainer, PD Kulturwissenschaften, Bremen (Isemstr. Seminar über Zeit mit Behandlung von HIs These; Vortragsveranstalter für HI an der Uni Bremen am 20./21.1.99)
- Vollmer, Gerhard, Prof. Wissenschaftstheorie, Braunschweig (Philosophisches Oberseminar an der TU am 13.1.99)
- Wamser, Ludwig, Prof. Archäologie (Rundfunk-Interview im *Südwestfunk* S2 am 26.11.97)
- Weinfurter, Stefan, Prof. Mediävistik, München (Rundfunk-Interviews im *Ostdeutschen Rundfunk* am 28.8.96 und im *Südwestfunk* S2 am 26.11.97)
- Wemhoff, Matthias, Dr. Archäologie, Paderborn (MDR)
- Weninger, Bernhard, Dr. Physik, Köln (MDR)
- Widder, Ellen, Prof. Geschichtswissenschaften, Tübingen (Zeitungsbefragung am 25.2.99)

## Anhang II

### Aktuelles zum "Frühen Mittelalter"

- ♣ 4.11. *Nordbayerischer Kurier*, Bayreuth - Rezension ♣ Historischer Verein für Württembergisch Franken, Band 2 - G. Lubich: Rezension ♣ Martin Bauer: Stichwort Millennium; Heyne Taschenbuch (S. 15) ♣ 31. 12. *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen - Tobias Bolsmann: 300 Jahre im Zeitloch ♣ 31.12. *Mitteldeutsche Zeitung*, Halle - Günther Kowa: Streit über das Mittelalter - Lügen aus Stein und Bein? ♣ Gérard Serrade: "Leere Zeiten oder Das abstrakte Geschichtsbild"; Berlin (ein Buch, das die Einführung des julianischen Kalenders ohne Begründung ins Jahr 1500 verlegt) ♣ Richard Dübell: "Der Jahrtausendkaiser. Roman von der verlorenen Zeit"; München (ein Mittelalterkrimi, der den erfundenen Karl und eine Geschichtsfälschung zur Auflösung nutzt) ♣ 2.1.99 *Stuttgarter Zeitung*, Stuttgart - Stefan Schomann: In Erwartung der Jahrtausendwende (Erwähnung) ♣ 10.1. *Ostdeutscher Rundfunk*, Potsdam - Zur kommenden Jahrtausendwende (Interview mit HI) ♣ 13.1. *TU Braunschweig* - Christoph Lütge leitet im Rahmen des Oberseminars: "Zur Philosophie der Wissenschaften" von Prof. Gerhard Vollmer, Prof. Welding et al. die Sitzung zum Thema: HI - Enthält das Mittelalter erfundenen Zeit? (nach "Ethik und Sozialwissenschaften") ♣ 20.1. *Radio Bremen*,

Bremen, 9.10 Uhr - Journal am Morgen. Klaus Lage interviewt HI ♣ 20.1. *Universität Bremen* - Öffentlicher Vortrag HI: Das erfundene Mittelalter, auf Einladung von PD Dr. Rainer Stollmann ♣ 21.1. *Universität Bremen* - Im Seminar "Geschichtliche und gesellschaftliche Eigenschaften der Zeit" von PH Dr. Rainer Stollmann, zusammen mit Prof. Dieter Richter und Dr. Jörg Richard: 3,5 Stunden Befragung durch über 100 StudentInnen ♣ 23. 1. *campus radio*, Bremen, bei Radio Bremen, 15.00 - Interview mit HI ♣ 30.1. *taz*, Berlin - Walter Klier: Über Phantomzeiten. Wo Geschichtszeit um ein paar hundert Jahre aufgefüllt worden ist, lebten auch die großen Helden: Das interdisziplinäre Bulletin 'Zeitensprünge' spürt seit zehn Jahren Wissenschaftsfiktionen nach. Eine Lobpreisung ♣ *Neues Shake-speare Journal*, Buchholz - Uwe Laugwitz: Rezension zum MA-Buch, Band 3, 175 ♣ 5.2. *Wiener Zeitung*, Wien - Walter Klier: Das Phantom der Geschichte ♣ Dieter B. Herrmann: "11. August 1999. Die Jahrhundertfinsternis"; Berlin (Kritik auf S. 31-34) ♣ 21.2. *Hessischer Rundfunk*, Frankfurt, HR 2, 18.00 - Florian Schwinn im Kurzinterview mit HI ♣ 25.2. *Neue Revue*, Hamburg - Josef Niary: Die Jahrtausend-Wende, ein Riesen-Schwindel? Verrückt, wir leben im Jahr 1702 ♣ 26.2. *Sächsische Zeitung*, Dresden - Daniela Weber: Karl der Große - keine Erfindung (Interview mit Prof. Franz-Reiner Erkens, den Ausrichter des historischen Seminars "Karl der Große und das Erbe der Kulturen", an der Uni Leipzig) ♣ 26.2. dito in *Leipziger Volkszeitung*, Leipzig ♣ Uwe Topper: "Erfundene Geschichte. Unsere Zeitrechnung ist falsch. Leben wir im Jahr 1702?"; München ♣ 2.3. *Radio Arabella*, München - Interview mit HI ♣ März *hp zeitschrift der historiker + politologen an der Uni München* - F. Konstantin Jurisch: Eins vor Zweitausend? Das 18. Jahrhundert hat eben erst begonnen! ♣ 8.3. *DER SPIEGEL*, Hamburg - Matthias Schulz: Weltherrscher im Klappstuhl (oder auch "Zweifel an Kaiser Karl") ♣ 10.3. *Aachener Nachrichten*, Aachen - Christian Merten: Karl der Große ist Fiktion und Wirklichkeit (Interview mit Prof. Max Kerner) ♣

### Anhang III Urheberforschung

Was kaum jemand erwartet hatte, ist eingetreten. Uwe Topper hat sich meiner Einschätzung seines 98er-Buches "*Die 'große Aktion'*" angeschlossen. In seinem 99er-Buch mit dem irgendwie vertrauten Titel: "*Erfundene*



*Geschichte. Unsere Zeitrechnung ist falsch. Leben wir im Jahr 1702?"* (im Buchhandel sogar angekündigt mit *"Unsere Zeitfälschung"*) begegnet fast bis zum Überdruß der Name Illig und die vorher unterdrückte Zeitspanne 614 / 911. Ohne 'rechten' Verlag hat auch der 'rechte' Kammeier ausgedient, auch die Fomenko-Anleihe fehlt, und Topper geht so weit, daß er sein eigenes 98er-Buch weder erwähnt noch in seine eigene Bücherliste aufnimmt. Selten, daß ein Autor dermaßen sein eigenes Werk verleugnet.

Damit die Harmonie und die Freude am korrekteren Zitieren nicht zu groß wird, hat er mich gleichzeitig - anläßlich einer Tagung des Berliner Geschichtssalons - mit einer Streitschrift übelster Sorte [= Ss] attackiert. Darin übergeht er mit einer einzigen Ausnahme sämtliche meiner substantiellen Vorwürfe, indem er befindet:

"Leider ist Illigs Quasi-Rezension meines Buches rein emotional gehalten, ohne Argumente zur Sache" [Ss 7].

Die einzige Ausnahme bildet das Buch von Jacques Le Goff, für das er nachweist, daß er es schon vor mir in Händen hielt, was durchaus sein kann, was ihm aber damals keinen Erkenntnisgewinn brachte. Aber im steten Bemühen, meine Arbeit zu desavouieren, behauptet er:

"Daraufhin habe ich eifrig nach dieser Erwähnung LeGoffs in Illigs Schriften gesucht, aber nur feststellen können, daß er drei andere Bücher von LeGoff, nicht das berühmte Fegefeuer-Buch, zitiert" [Ss 15].

Die angeblich immense Sucharbeit nach diesem Artikel [Ss 15] war ihm durch meine Zitation bereits abgenommen. In meinem Artikel zitiere ich, wie alle außer Topper bestätigen werden, mehr als 25mal nur aus einem einzigen Le Goff-Buch, nämlich aus dem Fegefeuerbuch! Es ist dort auch korrekterweise erwähnt, daß Niemitz bereits 1991 dieses Buch zur Untermauerung herangezogen hat [1-91, 40]. So läuft auch die unterschwellige Botschaft, Niemitz habe erst 93/94 durch Topper von diesem Buch Kenntnis bekommen und dann "vermutlich" mich angeregt, ins Leere [Ss 15].

Damit ist die breite Fülle meiner minutiösen Klarstellungen unwidersprochen geblieben, die einzige substantielle Erwiderung als nicht haltbar erkannt. Insofern behalten all meine Vorwürfe zu Prioritätsverletzungen uneingeschränkte Gültigkeit.

Das könnte Topper gleichgültig sein, weil er das 98er-Buch nicht mehr im neuen Buch erwähnt. Die Sache liegt aber viel komplizierter. Denn Topper [Ss 19] erklärt - ein für mich einmaliger Fall - sein 99er-Buch mit seinem Erscheinen bereits zur Makulatur, indem er u.a. ausführt:

"Man kann nicht aus einer quarkartigen Masse ein genau begrenztes Stück [297 Jahre] herauschneiden, den Rest zusammenfügen und dann sagen: Seht her, jetzt stimmst [sic]! Ich sehe die gesamte mittelalterliche Geschichte und die meisten Angaben über die uns bekannte Antike als romanhaft und erfunden an, größtenteils ohne jeglichen Faktenhintergrund. Das habe ich in meinem Buch 'Die Große Aktion' deutlich zum Ausdruck gebracht" [Ss 19].

Das 99er-Buch ist also bereits durch das 98er-Buch widerlegt. Wenn es trotzdem erschienen ist, verbinden sich damit wohl andere Motive als die Wahrheitssuche. Zumindest aber könnte man erwarten, daß im neuen, aber veralteten Buch wenigstens ein Hinweis auf das alte und bessere erscheint, um den Leser weiterzubringen. Doch der fehlt. Konsequenterweise sollten Topper auch die im 99er-Buch zentralen 297 Jahre nicht mehr interessieren. Doch gleichzeitig ruft er nach dem alten Erfolgsrezept gestellter Diebe nun selbst: Haltet den Dieb! und bezichtigt mich geistiger Diebstähle. So wirft er mir pikanterweise das "**Plagiat**" an 'seinen' 297 Jahren vor [Ss 16]. Um dieser immer wieder vorgebrachten Behauptung den Boden zu entziehen, blättere ich die Genese der Phantomzeit und ihrer Länge auf.

- 91-1 HI sieht Phantomzeit einer Länge zwischen 281 und 409 Jahren [14].  
1991 Auf dem Jahrestreffen am 11./12.5. nennt HI als Intervall 605 - 615 [vgl. 91-3/4, S.5]
- 92 HI nennt in "Karl der Fiktive" [10] die Eckjahre 614 und 910 [Sept. 92]
- 92-4 HI nennt *erstmal*s die Eckjahre **614** und **911** [79], wie seitdem immer. Offen blieb, ob man zwischen Jahresende 614 und Jahresbeginn 911 (296 J.) oder von z.B. Sept. 614 bis August 911 (297 J.) rechnet.
- 93-3 HI nennt 296 Jahre [46], Zeller in Bezug auf ihn ebenfalls [81]. Zeller hat nie diese Zahl als die seine reklamiert, was Topper gleichwohl für ihn tut [Ss 17].
- 94 Im März spricht HI in "Hat Karl d. Gr. je gelebt?" *erstmal*s von **297** Jahren [93], da er das Intervall erklärtermaßen, nicht stillschweigend auf September 614 bis August 911 präzisiert [20]. Seitdem sind die drei fraglichen Zahlen in allen Auflagen *permanent* präsent.
- 94-1 Gleichfalls im März sieht der *erstmal*s zum MA schreibende, neu hinzugestoßene Topper [55] 296 oder 300 Jahre.
- 94-3 Topper 'verbessert' im September HI von 296 auf 297 Jahre [53], weil er ignoriert, daß dies HI ein halbes Jahr vorher selbst getan hat.

- 95-1 In diesem Heft kommt weder 296 noch 297 als Phantomzeitdauer vor.  
95-3 Topper spricht von 297 Jahren [363], wird aber von HI darauf hingewiesen, daß er nur eine Bestätigung liefere [219].  
96 'Das erfundene Mittelalter' nennt 614/911 [19] und 297 Jahre [83]

Topper hat hier fast dieselben Daten und räumt selbst ein, daß ich 1994 'die Nase vorn' hatte. Dennoch wiederholt er seit Jahren unbeirrbar, ich hätte ihn gleichwohl plagiiert, also wohl heimtückisch antizipiert! Aber es bleibt eine leere Behauptung. Nachdem mich Topper wegen einer einzigen Zahl sofort des fettgedruckten Plagiats zeicht, also deutlich überreagiert (ich hatte bei seinen zahlreichen Prioritätsverletzungen nie von Plagiat gesprochen), darf ich nun, da er keinen meiner Vorwürfe ausräumen konnte, sagen: ***Gemäß Toppers eigenem Maßstab ist er ein Plagiator hohen Grades!***

Mein langes Desinteresse am Streitpunkt '297' rührt daher, daß mich durchaus "Skrupel und Zweifel plagen", weshalb ich den Zeitraum und seine Länge oft und oft als Arbeitshypothese bezeichnet habe und immer von neuem prüfe. Auf dem Vorsatztableau seines 99er-Buches hat Topper übrigens seine bisherige Sicherheit verloren und spricht von "vermutlich 297" Jahren.

Hans-Ulrich Niemitz hat [contra Ss 19] die Eckjahre der Phantomzeit, 614 und 911, nicht vorgeschlagen; er hielt noch im Mai 1991 eine Geschichtsfälschung à la Kammeier für plausibler als eine Zeiterfindung [1-91, 21; 3/4-91, 4]. Niemitz und ich vertreten zu diesem Punkt dieselbe Meinung. So scheitern die ebenso nimmermüden Versuche von Topper [s.a. 4-98, 632], Hans-Ulrich Niemitz als eigentlichen Vater der fiktiven Jahrhunderte [u.a. Ss 6] oder auch als "Stifter der Idee" [Ss 18], was immer das sein mag, auszugeben. Wenn er mir vorwirft, daß ich auf S. 9 meines MA-Buches von einem Freund spreche, dessen Identität mit Niemitz ich erst auf Seite 378 aufdecken würde, so spricht er wiederum die Unwahrheit, weil diese Aufdeckung bereits auf S. 10, also auf der Folgeseite geschieht.

Es kommt aber noch massiver. Ich soll meine Mittelalterthese nicht nur von Niemitz, sondern auch von Christoph Marx, dem lediglich die frühe Marienverehrung von Karl d. Gr. seltsam vorkam, und von Thomas Riemer bezogen haben [Ss 6f]. Was ist daran wahr? Riemer hat wohl als erster unseres Kreises Kammeier gelesen und daraufhin an einem unwälzenden Entwurf des Mittelalters gearbeitet. Weil Einhards Karlsvita auf Suetons römischen Kaiserbiographien aufbaut, sah er diesen Kaiser als identisch mit

Augustus und/oder Tiberius. Er lokalisierte Byzanz als westliche Macht in Besançon, sah auch das Christentum in Frankreich nach 1000 entstehen, brachte einen Kreuzritter mit Jesus in Verbindung, schob also Antike und Mittelalter ineinander und behauptete vieles andere mehr, das mir als freischwebende Spekulation so abwegig vorkam, daß es nie Thema im Bulletin wurde. Da sein Szenario manches von Fomenko vorwegnahm, habe ich auf ihn verwiesen, als ich Fomenkos Thesen im Heft vorgestellte [2-95, 113].

Aber von Riemer habe ich keinen Gedanken übernommen. Der gegen mich als Kronzeuge aufgebotene Gernot Geise, selbst Nutznießer zahlreicher Gedanken Riemers, bestätigt dies zweimal explizit. In seinem Buch "Wer waren die Römer wirklich?" [1997, 197, 223] sieht er mich nach wie vor in eine falsche Richtung gehen, weil ich Karl nicht als "'römischen' Cäsar", etwa Cäsar selbst oder Augustus, sehe.

Topper beweist immerhin durch seine Anschuldigung, daß er Riemers Gedanken genauso wie die von Kammeier kennt und mit seinem 98er-Buch auf beider Generallinie bleibt. Ihm hätte es in der Tat gut angestanden, den Namen Riemer wenigstens einmal in seinem 98er-Buch zu nennen! Er hat aus mittlerweile nachvollziehbaren Gründen darauf verzichtet.

Damit sind auch diese Plagiatsbehauptungen als das erkannt, was für die gesamte Streitschrift gilt, nämlich als üble Nachrede. Solange Topper Wort für Wort nachprüfbar ist, solange ist er leicht entlarvbar und verliert jede Glaubwürdigkeit. Alles übrige, also das noch viel schlechter Belegte, kann keinen Deut mehr an Wahrheitsgehalt beanspruchen. Das einschlägige Material wandert, um einmal seinen Jargon zu gebrauchen, "ins Loch" oder "ins Loch der Fälschungen" [Topper 1998, 65, 91, 232].

Bei diesen Bemühungen, mir Plagiate und noch Übleres anzuhängen, wird Uwe Topper von Christoph Marx und von Dr. Eugen Gabowitsch assistiert, die sich bemühen, die Streitschrift möglichst allen Abonnenten zu schicken (nur deshalb antworte ich hier). So sind nunmehr die Fronten geklärt.

Die beiden Beiträge von Gabowitsch erscheinen - da ihm versprochen - unabhängig davon. Allerdings zeigt seine Abneigung gegen die archäologische Evidenz und gegen die Stratigraphie, daß er nicht akzeptieren kann, was die Denkrichtung der für dieses Heft arbeitenden AutorInnen auszeichnet. Diese Denkrichtung auch als "Knüppel zur Abweisung der Andersdenkenden" zu sehen (s.S. 131), führt allzu leicht in die Sackgassen der puren Schriftgläubigkeit oder der freien Geschichtsklitterung.

# Das ceylonesische Mittelalter im Spiegel der "Großen Chronik" (I)

Claus-Dieter Rade

Die ceylonesische "Große Chronik" steht an erster Stelle der schriftlichen Geschichtsquellen des indischen Raums. Auf sie stützen die Historiker die zeitliche Einordnung so bekannter (und umstrittener) Persönlichkeiten wie die des "Religionsstifters Buddha" und des "Kaisers Asoka"; in Verbindung mit dem Reisebericht des chinesischen Pilgers Hsüan Tsang leitet man aus ihr indirekt die Daten der gesamten prä-islamischen Geschichte Indiens ab.<sup>1</sup>

## Die Teile der Chronik und ihre Entstehung

Die Ceylon-Chronik ist uns als Gesamtwerk überliefert. Die Historiker nennen die ersten Kapitel [1-37.50] Maháwansh ("Große Chronik"); für die übrigen Kapitel [37.51-101] haben sie die Bezeichnung Chúlawansh ("Klosterchronik") geprägt. Die Chronisten selber nennen das gesamte Werk "Maháwansh". Der Verfasser folgt gleichwohl aus praktischen Gründen der herrschenden Lehre, nennt also nur den ersten Teil "Maháwansh" und das Gesamtwerk "Ceylon-Chronik". Tatsächlich ist die Ceylon-Chronik ein Konglomerat mehrerer Einzelberichte, die hauptsächlich von vier Redakteuren zusammengefügt und 'koordiniert' wurden: Der Maháwansh ("A") reicht von den Anfängen bis zum Tode König Mahásenas im 37. Kapitel (nach herrschender Meinung im 4. Jh. n.C.); er soll im 5. oder 6. Jh. n.C. von Mahánáma redigiert worden sein. Der Chúlawansh zerfällt auf den ersten Blick in drei Teile [vgl. im einzelnen Geiger 1929, 274ff; 1930 285ff]: "B", von König Sirimeghawanna bis Parakkambáhu I. im 79. Kapitel (nach herrschender Meinung 4.-12. Jh.), redigiert kurz nach dem Tod des letzten von Dhammakitti; "C", von König Wijaybáhu II. bis zu Parakkambáhu IV. im 90. Kapitel (nach herrschender Meinung erstes Drittel des 14. Jh.), redigiert von Tibbotuvave; und "D", von König Bhuwanekbáhu III. bis zum Ende der Aufzeichnungen im 100. Kapitel (1781), Autor und genauer Zeitpunkt unbekannt. Das "101. Kapitel" stammt von den Herausgebern der ersten modernen Ausgabe von 1877 [Sumangala/Batuwantu-dawa, vgl. Cúlavamsa II, 101, Anm. 1; Geiger 1929, 274].

Bei genauerem Hinschauen unterteilt sich "B" noch weiter. Geiger nennt folgende Teilstücke: Eine "Hauptquelle" bis zum Tode Kassapas II. [Kap. 37-44], eine Chronik aus Rohana [Kap. 45/46, 57-71], eine unbekannte Quelle [Kap. 47-56] und Reste von Annalen des Königshofs [vgl. Geiger 1929, 275ff]. Diese Aufteilung ist jedoch unerheblich, da der Redakteur der Kapitel 37-79 aus den Einzelquellen ein schlüssiges Ganzes zusammengesetzt hat - mit einer Ausnahme: Nach dem 42. Kapitel (Könige Aggabodhi I. + II.) fehlt ein 43. Kapitel; die Erzählung wird erst mit dem 44. Kapitel (König Sanghatissa) wiederaufgenommen (für Duff 608 n.C.; Geiger 611; Ray/Attygalle 614; zur Abweichung s.u. Anm. zu p. 5]. Die herrschende Meinung, die über diesen Bruch großzügig hinwegsieht, hält Sanghatissa für einen Bruder Aggabodhis II.; doch unser Text gibt dafür keinen Anhaltspunkt. Zu Beginn des 44. Kapitels heißt es schlicht und ergreifend: "Daraufhin wurde der Schwertträger Sanghatissa Herrscher." (Cúlavamsa 44.1. Schwertträger - Asiggáha - war ein Hofamt.) Von einer Verwandtschaft zu irgendwem, geschweige denn zum letzten König, ist mit keinem Wort die Rede.<sup>2</sup> Wir werden auf diese Lücke noch zurückkommen.

### **Gesucht: Anknüpfungspunkte für eine (neue) Chronologie**

Die Ceylon-Chronik bietet im Prinzip eine hervorragende Grundlage für eine Chronologie: Die Redakteure zählen - jedenfalls bis zum 90. Kapitel - die Regierungsjahre der einzelnen Herrscher genau auf und teilen bei wichtigen Ereignissen mit, in welches Regierungsjahr sie fallen. Man braucht also nur von einem bekannten und allgemein anerkannten Datum auszugehen und entweder vorwärts oder rückwärts zu zählen.

Die herrschende Meinung tut ersteres; Abweichungen gibt es lediglich beim Ausgangsdatum: Die Regierung Shrí Lankás beging 1957 den 2.500. Geburtstag Buddhas als Staatsfeiertag. Die Politiker hielten also - und halten bis heute - offiziell an dem alten Dogma fest, daß der im 5. und 6. Kapitel der Ceylon-Chronik in Bezug genommene Tod Buddhas in das Jahr 544 v.C. fällt, und rechnen von diesem Datum die gesamte Geschichte Ceylons aus.

Dagegen sind die Historiker heute im Prinzip einig, daß jenes Datum falsch ist und daß Buddh wenn, dann später gelebt hat [so schon Geiger 1901, 234]. Streit herrscht nur noch um die Fragen, wieviele Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte in der Ceylon-Chronik hinzuerfunden wurden, wann dies geschah und warum: Sollte Buddh mit Ashok 'synchronisiert' werden oder mit

Wijay (dem ersten, sagenhaften König von Ceylon), oder Ashok mit Piya-tissa (dem wahrscheinlich ersten buddhistischen König von Ceylon) oder wer sonst mit wem?<sup>3</sup> Diese Auseinandersetzungen sind indes müßig. Wer die Quellen unvoreingenommen liest, staunt, mit welcher Leicht(fert)igkeit die herrschende Meinung aus einem Siddhárth, einem Wu-y(a)u, einem O-schu-kia, zwei (Dewnam-)Piyadasi und einer nicht genau bestimmbar Anzahl von "weisen" (buddh) Ceylon-Besuchern in den Quellen zwei "Asokas", einen "Piyatissa" und einen "Buddha" in den Geschichtsbüchern gemacht hat.<sup>4</sup> Jenen fragwürdigen Gestalten auch noch genaue Datierungen zu verpassen, wäre reine Spekulation. Daher kommt der Maháwansh als Ausgangspunkt für eine ernst zu nehmende Chronologie Ceylons nicht in Betracht.

Leider sind auch die Daten des Chúlawansh, mit dem ab Kapitel 37.53 ein neuer Überlieferungsstrang einsetzt, bereits von seinem ersten Redakteur manipuliert worden, um ihn nahtlos an das Ende des Maháwansh anzuschließen. Der Redakteur macht daraus gar keinen Hehl, schreibt vielmehr gleich im 1. Kapitel, daß er die ihm überlieferten Datierungen für unrichtig hält und sie daher entsprechend geändert hat. Dennoch hält die herrschende Meinung der Historiker daran fest, die ceylonische Geschichte von einem Anfangspunkt des Chúlawansh ab "vorwärts" zu berechnen, und zwar spätestens vom 59. König (Mahánáma) an, dessen Regierungsantritt man mit guten Gründen, die hier nicht näher diskutiert werden können, auf das Jahr 409 n.C. [so Geiger 1939, 224] oder 412 n.C. [so Duff 1899, 319] ansetzt.<sup>5</sup> Von diesem Datum ausgehend, wird Zahl an Zahl aneinandergereiht bis zum Jahre 1781 - wobei freilich die Lücke zwischen dem 42. und dem 44. Kapitel nicht berücksichtigt bzw. mit 0 Jahren angesetzt wird. Ab Teil "C", also ab Kapitel 90.105 nennt die Ceylon-Chronik kaum noch Regierungsjahre, sondern meist Jahreszahlen, die ab Buddhas Tod zählen, über dessen genauen Zeitpunkt wir wie gesagt nicht streiten wollen. Der Chronist ging wohl von 544 v.C. aus, und so rechnet die herrschende Meinung die Jahreszahlen denn auch um; so landet sie indirekt wieder bei der längst als falsch erkannten Datierung nach dem Maháwansh.

### **Glaubwürdigkeit der Ceylon-Chronik**

Dies alles ist in höchstem Maße unbefriedigend, zumal das so entstehende Geschichtsbild Ceylons kaum jemanden überzeugt. Die herrschende Mei-

nung schätzt die Glaubwürdigkeit der Ceylon-Chronik denn auch ab Kapitel 60 als zunehmend gering ein [vgl. Geiger 1930, 297, 307]. Dabei schildert der Chúlawansh eigentlich recht "normale" Ereignisse, wenn man von der wundersamen Zauberkraft einiger Reliquien absieht, die uns Heutige befremdet. Doch diese Wundergläubigkeit findet sich ebenso in mittelalterlichen europäischen Chroniken und macht die politisch-historischen Ereignisse, die daneben geschildert werden, nicht notwendigerweise unglaublich.

Die herrschende Meinung hat für ihr Mißtrauen ein scheinbar sehr überzeugendes Argument: Die Ceylon-Chronik weiß nichts von Ländern außerhalb Jambudwípas. So wird China nicht einmal erwähnt, obwohl chinesische Quellen von mehreren Kontakten berichten.<sup>6</sup> Das würde man den ceylonesischen Chronisten vielleicht noch nachsehen - nicht aber ihre mangelnde Übereinstimmung mit den europäischen Quellen: Die Ceylon-Chronik berichtet mit keinem Wort von der Landung der Portugiesen zu Beginn des 16. Jh.s [dazu Geiger 1930, 305], und die schweren Kämpfe zwischen Holländern und Portugiesen im 17. Jh., die zum Wechsel in der Kolonialherrschaft führten, kann man nur mit Mühe in einigen Sätzen des 96. Kapitels wiederfinden.<sup>7</sup>

Je weiter der Chúlawansh fortschreitet, desto mehr konzentriert er sich auf die Schilderung religiöser Begebenheiten; mit der politischen Geschichte Ceylons, wie wir sie aus den europäischen Quellen kennen, scheint die Ceylon-Chronik kaum in Einklang zu bringen. Wohl aus diesem Grund hat bisher niemand den Versuch unternommen, von einem bekannten Datum der neueren Geschichte rückwärts zu rechnen, also gewissermaßen die Gegenprobe zum Ansatz "Vorwärtsrechnen von einem Anfangsdatum" zu machen. Ein auch mit der europäischen Geschichte zu synchronisierendes Ereignis wie die Landung der Portugiesen im 16. oder die der Holländer im 17. Jh. wäre dafür ideal. Allerdings bietet die Ceylon-Chronik dafür nach herrschender Meinung keinen Anhaltspunkt.

### **Das 80. Kapitel: Keralís aus Káling und "fremde" Tamilen?**

Damit scheint alles gesagt - wo sollte da ein Ansatz für eine neue Chronologie herkommen? Aber die Historiker, die sich so lange und so ausgiebig die Köpfe zerbrochen haben über den Maháwansh, haben den Chúlawansh - in dem es keinen Buddh und keinen Ashok zu entdecken gab - nicht mit der



gleichen Aufmerksamkeit studiert.<sup>8</sup> Sonst hätte ihnen das 80. Kapitel zu denken geben müssen. Es berichtet vom bösen König Mágħa:

"Da landete ein Mann, der einem falschen Glauben anhing, dessen Herz sich an schlechter Staatsführung erfreute [...], mit dem Namen Mágħa, ein unrechter König kálingischer Abstammung [...]. Er landete als Führer von 24.000 Kriegern aus dem Káling-Land und eroberte die Insel Lanká [...] Während so seine großen Krieger das Volk unterdrückten und sich überall grausam rühmten: 'Wir sind Krieger aus Keral', entrissen sie den Leuten ihre Kleider, ihren Schmuck und dergleichen, korrumpierten die gute Familien-Moral, die durch Zeitalter hindurch eingehalten worden war, schnitten Hände und Füße ab, zerstörten viele Häuser und fesselten Kühe, Ochsen und anderes Vieh, das sie zu ihrem Eigentum machten. Nachdem sie den wohlhabenden und reichen Leuten Fesseln angelegt und sie gefoltert und ihnen all ihren Besitz genommen hatten, machten sie sie zu armen Leuten. Sie verwüsteten die Bildhäuser, zerstörten viele Grabmäler, raubten die Klöster aus und mißhandelten die Laienbrüder. Sie peitschten die Kinder aus, quälten die Angehörigen der fünf Klassen des Ordens, ließen die Leute Bürden tragen und zwangen sie, schwere Arbeit zu tun. Viele bekannte und berühmte Bücher zerrissen sie und zerstreuten sie in alle Richtungen. Die schönen, großen, stolzen Grabmäler wie das Ratnawálf und andere, die den Ruhm früherer, frommer Könige verkörperten, zerstörten sie [...] So zerstörten die tamilischen Krieger [...] die Laienbruderschaft und den Orden. Darauf eroberten sie Pulatthinagar vollständig und nahmen Partakkama gefangen [...] Sie stachen dem König die Augen aus und plünderten all seine Schätze, Perlen, Juwelen usw. Dann weihten die Führer der Soldaten, mit Mánábharan an der Spitze, den Kálingen Mágħa zur glorreichen königlichen Würde von Lanká. Nachdem nun der Herrscher Mágħa auf diese Art und Weise Besitz von dem Reich genommen und die königliche Würde erlangt hatte, wohnte er in Pulatthinagar. Der Monarch zwang das Volk, einen falschen Glauben anzunehmen, und er brachte große Verwirrung in die vier scharf getrennten Kasten. Dörfer und Felder, Häuser und Gärten, Sklaven, Vieh, Büffel und was sonst immer den Singhalís gehörte, übergab er den Keralís. Die Klöster und viele Heiligtümer übereignete er dem einen oder anderen seiner Krieger als Wohnstätten. Die Schätze, die Buddh gehörten und Eigentum des heiligen Ordens waren, beschlagnahmte er und beging eine solche Anzahl von Sünden, daß er zur Hölle gehen mußte.

Indem er auf diese Art und Weise Gewalttaten verübte, herrschte Mágha 24 Jahre in Lanká." [Cúlavamsa 80.56-79].

Wer die Ceylon-Chronik nicht ganz gelesen hat, mag an diesem Text nichts Besonderes finden: Eine von vielen Invasionen aus Indien mit Begleiterscheinungen, wie wir sie bei solchen Anlässen aus der Geschichte, auch der jüngsten, nur zu gut kennen - na und? Aber gerade weil die Ceylon-Chronik praktisch vom ersten Kapitel an regelmäßig über Invasionen aus Indien berichtet, ist diese Schilderung so auffällig: Ein Text wie der eben zitierte findet sich nämlich bis dahin bei keiner einzigen Invasion; er fällt inhaltlich dermaßen aus dem Rahmen des bisherigen Geschehens, daß man auf den ersten Blick an eine Invasion von einem fremden Stern - oder jedenfalls aus einer anderen Welt - glaubt.

Zunächst einmal verwundert das Insistieren des Chronisten auf dem "falschen Glauben" der Eroberer: "Der falsche Glaube war der Hinduismus", merkt der Herausgeber in einem dünnen Satz an [Cúlavamsa II, 80.75, Anm. 4]. Wirklich? Wo steht das im Text? Nirgends. Braucht es aber auch nicht, denn alle Invasoren aus Indien waren natürlich Hindús. Doch ausgerechnet diesmal - und nur diesmal - hingen sie als solche dem "falschen Glauben" an?! Allerdings führten sie sich auch nur diesmal so auf: Bei den anderen Invasionen wäre kein Hindú auf die Idee gekommen, buddhistische Heiligenbilder, Grabmäler, Tempel, Klöster und heilige Schriften zu zerstören und/oder die Mönche und Nonnen zur körperlichen Arbeit zu zwingen (der bis heute größten Erniedrigung und Schande für einen indischen Menschen höherer Kaste). Soweit gingen und gehen die Gemeinsamkeiten zwischen Hinduismus und Buddhismus denn doch, daß man den anderen Glauben und seine Anhänger diesbezüglich respektiert(e). Gewiß raubte man einander gerne Reliquien - die Ceylon-Chronik ist voll von Kämpfen, ja ganzen Kriegen, die um ihren Besitz geführt wurden -, eben weil sie auch für die eigene Religion eine Rolle spielten; aber man zerstörte sie nicht mutwillig!<sup>9</sup>

Und kein Hindú hätte sein Seelenheil gefährdet, indem er einen Tempel oder ein Kloster entweihte, um es zu einer profanen Wohnstätte umzufunktionieren. Und welcher Hindú wäre auf die ketzerische Idee gekommen, sich das Eigentum über heilige Kühe und anderes Rindvieh anzumaßen? Auch der Versuch, die Angehörigen eines anderen Glaubens zu bekehren - und gar per Zwangsbekehrung - war und ist dem Hindú bis heute völlig fremd. Das Abhacken der Hände und Füße kommt in der Ceylon-Chronik

sonst nur noch einmal vor, aber nicht als kollektive Grausamkeit, sondern als Strafe an einem Feind des Königs - und bezeichnenderweise vollzieht der Beauftragte diese Strafe nach Anhörung des rührend-naiven Protests des Feindes - "Wie soll ich denn die Opferschale halten, wenn du mir beide Hände abhackst?" - dann doch nicht, da er sie für zu grausam hält! Und die Familienmoral und die Kasten? Ausgerechnet die südindischen Tamilen, die als hartnäckigste Verfechter einer scharfen Kastentrennung galten - und bis heute gelten -, sollten diese in Ceylon aufgeweicht haben? Entgegen einer im Westen weitverbreiteten Meinung hielten und halten im indischen Raum auch Buddhisten und Muslime traditionell an ihrer Kastenzugehörigkeit fest. Wer all das glaubt, hat mit Verlaub keine Ahnung von Indien, seinen Menschen und seiner Geschichte.<sup>10</sup>

Allerdings kennen wir solche Begleiterscheinungen der militärischen, wirtschaftlichen und ideologischen Eroberung eines fremden Landes in der Tat nur zu gut: Man braucht lediglich die Berichte der spanischen und portugiesischen Konquistadoren seit dem 16. Jh. zu lesen. Hier paßt alles, vom falschen - pardon, allein seligmachenden - christlichen Glauben, der die "Ungläubigen" unbedingt bekehren will (nötigenfalls mit Gewalt), der ihre Heiligenbilder als "Götzenidole" zerstört, ebenso ihre Klöster, Tempel, Grabstätten und Bücher, über den Ausbeuter, der die Eingeboren zur Zwangsarbeit preßt und ihnen, wenn sie nicht 'spuren', die Hände und Füße abhackt, bis zu der ebenfalls aus pseudo-religiösem Überlegenheitswahn geborenen sozialen Arroganz, die meint, das Kastenwesen und die Vielehe als "unmoralisch" und "nicht gottgewollt" abschaffen zu müssen. Außerdem berichtet die Ceylon-Chronik in diesem und den folgenden Kapiteln erstmals, daß die Eroberer überall im Lande "Festungen" errichteten (Cúlavamsa 83.15-18 zählt die Festungen Mághas und seines Mitregenten Jayabáhu auf); auch das war eine typische Vorgehensweise der Portugiesen.

Diese Passage des Chúlawansh "C" deckt sich auch exakt mit der ersten Beschreibung der "Parangi" (die die Ceylon-Chronik sonst nur noch einmal, in Kapitel 96, erwähnt, s.o.) durch den Chronisten von "D" in Kapitel 95:

"Die sogenannten Parangi waren ketzerische Sünder, grausam und brutal. Sie breiteten sich über mehrere schöne Provinzen aus, verwüsteten Felder und Gärten, brannten Häuser und Dörfer nieder, zerstörten die vornehmen Familien und ruinierten auf diese Weise Singhala. Sie brachen in die Städte ein, in die Reliquienschreine und Klöster, zerstör-

ten die Bilderhäuser, die Bodhi-Bäume [die dem Buddhisten heilig sind, Anm. d. Verf.], Buddh-Statuen usw., taten der Laienschaft und dem Orden großen Schaden an, bauten an verschiedenen Orten Festungen und führten unaufhörlich Krieg." [Cúlavamsa 95.5-8]

Aber schreibt Kapitel 80 nicht ausdrücklich, daß es sich bei den Invasoren um Tamilen aus Keral bzw. Káling handelte? Nun, weder in Keral noch in Káling gab es Tamilen, aber diese Bezeichnungen erklären sich recht einfach: So wie für den braven Erdenbewohner jeder Außerirdische ein "Mars"-Mensch und für den braven Bayern jeder Nichtbayer "a Preiß" ist, so war für den braven ceylonesischen Chronisten jeder Ausländer, der nach Ceylon kam, ein "Tamile" aus "Káling"; und so er ein Fürst war, gehörte er der "Pandu"- oder der "Cholá"-Dynastie an; das zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Ceylon-Chronik. Aus Keral war dagegen noch nie eine Invasion gekommen. Wohl kannte man Keral - dorthin floh einmal ein "Pandu"-König [Cúlavamsa 53.9], und man kannte auch keralische Söldner in der ceylonesischen Palastwache, die einmal wegen Soldrückständen meuterten [Cúlavamsa 55.5] - aber so hatten sie sich doch noch nie aufgeführt! Man spürt förmlich das ratlose Entsetzen des Chronisten und meint zwischen den Zeilen die Standardfrage des Inders an jeden Fremden - "woher kommst du?" - zu hören, ungläubig wiederholt von einer Bevölkerung, der diese Greuelthaten nicht nur völlig neu, sondern auch völlig unverständlich waren. *Das* sollten Keralís sein? Und wenn, wer brachte sie zu diesem unerhörten Verhalten? Nun, just vor ihrer Landung auf Ceylon hatten die Portugiesen in Kálíkkat und Kochín an der Malábár-Küste Fuß gefaßt, und selbstverständlich brachten sie von dort keralische Hilfstruppen mit.<sup>11</sup>

Noch etwas fällt auf: Das nächste - 81. - Kapitel beginnt mit dem Satz: "Während dieser *Fremdherrschaft*..."<sup>12</sup> Der Ausdruck wird hier erstmals in der Ceylon-Chronik gebraucht, obwohl doch schon so viele andere Invasoren aus Indien die Insel erobert hatten. Offenbar wurden jene anderen nicht als wirkliche "Fremde" empfunden; schließlich kam schon der erste König Ceylons, Wijay, aus "Káling" - jedenfalls der Legende nach. (Geiger meint [1926, 438], daß er in Wirklichkeit aus Gujrát stammte.)

Für den Verfasser läßt sich aus alledem nur ein sinnvoller Schluß ziehen: Bei der Schilderung der Invasion Mághas handelt es sich tatsächlich um die Schilderung einer Landung portugiesischen Eroberer im 16. Jh. und bei Mágha um einen von diesen eingesetzten Marionettenkönig.<sup>13</sup>

Warum ist diese Idee nicht auch anderen Historikern schon gekommen? Nun - nach herrschender Meinung kam Mágha nicht zu Beginn des 16. Jahrhunderts an die Macht, sondern im Jahre 1214, also rund 300 Jahre zuvor! (Die Jahreszahl folgt Geiger [1939, 226]; Duff [321] nennt 1215, Truhart [1614] "1213/1214".) Wir wollen also die These aufstellen, daß zumindest der Teil der Geschichte Ceylons, den das 80. Kapitel schildert, rund 300 Jahre später zu datieren ist als bisher angenommen und versuchen, dies zunächst anhand der portugiesischen Überlieferung zu überprüfen.<sup>14</sup>

Ende 1505 oder Anfang 1506 landete erstmals eine portugiesische Flotte - vom Sturm verschlagen, also ungeplant - in Ceylon.<sup>15</sup> Zur ersten militärischen Auseinandersetzung kam es 1517 oder 1518, als der portugiesische Vizekönig für Indien, Lopo Soarez de Albergaria, höchstpersönlich mit einer großen Kriegsflotte von 17 Schiffen nach Colombo reiste, um dort ein Fort zu errichten.<sup>16</sup> Zwar war der König von Kotte damit angeblich einverstanden; doch seine Untertanen sahen das offenbar anders, denn es kam zum Aufstand und jahrelangen schweren Kämpfen [vgl. Somaratne 220ff; Silva et al. 20ff]. Im Frühjahr 1521 versuchte der König von Kotte, das Fort von Colombo zu erobern; die Besatzung hielt jedoch aus, bis im Oktober 1521 erneut eine portugiesische Flotte landete und Verstärkungen brachte. In dem folgenden Bürgerkrieg stand der König von Kotte am Ende alleine gegen die Portugiesen, den König von Udarata und seine eigenen Söhne, die ihn schließlich ermorden ließen - von einem "Ausländer", da kein Ceylone- se die Hand gegen ihn richten wollte.<sup>17</sup>

Auf welche dieser Landungen könnte sich die Geschichte von Mágha beziehen? Auf die erste sicher nicht, denn sie verlief friedlich, kann also nicht Vorlage für das 80. Kapitel gewesen sein. Bei der letzten waren die Invasoren dem Chronisten keine Unbekannten mehr, und der Krieg war längst im Gange. Bleibt die Landung von 1517/18, d.h. wir hätten eine Abweichung von der herrschenden Chronologie (1213/14/15) um 302 bis 305 Jahre.

### **Das 83. Kapitel: "Jávakas" und falsche Buddhisten**

Wie paßt das in den übrigen Kontext des Chúlawansh? Werfen wir einen Blick in das 83. Kapitel:

"Als das elfte Regierungsjahr dieses Königs [Parakkambáhu "II.", nach herrschender Meinung 1236-71, Anm. d. Verf.] gekommen war, lande-

te ein König der Jávakas, bekannt unter dem Namen Candabhánu [Chandr-bhánu, Mondschein, Anm. d. Verf.] mit einer furchtbaren Jávaka-Armee unter dem verräterischen Vorwand, daß sie auch Anhänger Buddhas seien. All diese bösen Jávaka-Soldaten, die in jeden Landeplatz eindringen und mit ihren vergifteten Pfeilen, wie giftige Schlangen, pausenlos alle Leute bedrängen, deren sie angesichtigt wurden, verwüsteten, wütend in ihrem Zorn, ganz Lanká [...] Da sandte der König seinen Neffen aus, den heldenhaften Prinzen Vírabáhu, um mit seinen Soldaten die Jávakas zu bekämpfen [...] Die guten singhalesischen Krieger, die zielsicheren Bogenschützen, zerschmetterten mit ihren scharfen Pfeilen in der Schlacht die unzählige Menge von vergifteten Pfeilen, die von den Jávaka-Soldaten mit einer Maschine schnell aufeinanderfolgend gegen sie geschossen wurden." [Cúlavamsa II, 83.36-45] "Nachdem er so die Jávakas in die Flucht geschlagen hatte, befreite er die ganze Region vom Feind." [Cúlavamsa II, 83.48]

Ein merkwürdiges Volk, diese "Jávakas", die sich als Buddhisten ausgaben und offenbar über (sonst nur in Europa bekannte) Arkuballisten verfügten - wer könnte das gewesen sein? Nach einer der jüngeren Sekundär-Chroniken waren es wieder einmal "Tamilen", also indische Ausländer [vgl. Cúlavamsa II, 83.37, Anm. 2]. Aber das bringt uns nicht weiter. Die herrschende Lehre meint, sie seien aus Südostasien gekommen. Aber woher dort? Darüber herrscht keine Einigkeit: Aus Jawa, meint Gunawardana (der es "Java" schreibt), von der berühmten Shailendra-Dynastie, denn Káling habe gar nicht in Indien gelegen, sondern eben dort [Ceylon and Malaysia, (33); ihm folgt unkritisch Fräsch 79]. Doch in Jawa regierte Mitte des 13. Jh.s - in das die herrschende Meinung diese Ereignisse ja datiert - längst nicht mehr die Shailendra-Dynastie, sondern die von Singhasari; und deren Quellen wissen nichts von einer Expedition nach Ceylon. Bradnock meint, es habe sich um einen "buddhistischen König von Malaya" gehandelt [Handbook, p. 84]. Aber das hätte dann wohl ein Vertreter der berühmten Dynastie von Shrí Wijaya sein müssen - und da hätte es der Chronist versäumt, auf die Namensgleichheit mit dem vermeintlichen Urvater der ceylonesischen Königsdynastie hinzuweisen und statt dessen etwas von "Jávakas" gefaselt? Jawohl, meinen Nicholas und Paronavitana; und Káling habe weder in Indien noch auf Jawa gelegen, sondern in Malaya, denn in einer der Sekundär-Chroniken seien die Jávakas als "Malalas" bezeichnet worden, das sei das gleiche Wort [Nicholas/Paronavitana 237]. Wirklich? Malaya heißt Bergland, und Malala

könnte entweder "Dreckskerle" (von Mal, Fäkalien) bedeuten oder eine Verschreibung von Malábá(r) sein - oder einfach zeigen, daß schon die ceylonesischen Historiker in der Herkunft der Jávakas irrten. Aus Shríwíjaya kamen sie bestimmt nicht, denn dort herrschten unzweifelhaft *echte* Buddhisten (auch wenn sie - anders als die Ceylonesen - nicht dem Hínayán-, sondern dem Maháyán-Buddhismus anhängen), denen der in den Kapiteln 80, 83 und 88 geschilderte barbarische Kreuzzug gegen die Buddhisten auf Ceylon nicht zuzutrauen ist.

Hilft unsere These da weiter? Auf den ersten Blick nicht: Parakkambáhu II. wurde 22 Jahre nach Mághas Machtergreifung König; sein 11. Regierungsjahr läge also ca. 33 Jahre danach. 33 Jahre nach 1517/18 landeten aber keine "Jávakas" in Ceylon, sondern nur einmal mehr die Portugiesen, nämlich 1551.<sup>18</sup> Und die Portugiesen können ja wohl nicht die "Jávakas" gewesen sein - oder?

Blicken wir einmal über den Tellerrand der militärischen Eroberung hinaus. 1542 kam eine bemerkenswerte Persönlichkeit nach Jambudwíp: der Jesuit und Missionar Francisco Javer - auch Xav(i)er geschrieben.<sup>19</sup> Er landete in Goa und residierte offiziell in Kochín, hielt sich jedoch tatsächlich bis 1545 an der Ceylon gegenüberliegenden Koromandal-Küste (Trawankur und Mailapur, heute ein Stadtteil von Madrás) auf, wo seit 1534 eine kleine christliche Minderheit existierte [vgl. Neill 187]. Dort war er für die Neubekehrung von "Heiden" im portugiesischen Einflußbereich Indiens und Ceylons zuständig und erfolgreich.<sup>20</sup> Als Reaktion auf die einsetzende Taufwelle (vor allem unter Tamilen) ließ jedoch Rájá Sankily von Jaffna - den die Ceylon-Chronik nicht kennt - 1544 alle Christen in seinem Machtbereich ermorden oder vertreiben ([vgl. Schurhammer 1963, 442, Anm. 140; 465; 540, Anm. 440] - könnte das der großartige Sieg sein, von dem Kapitel 83.48 berichtet?); und der König von Kotte ließ sogar seinen eigenen Sohn töten, weil der Christ werden wollte [vgl. Vitzthum 78f].

In Reaktion darauf landeten die Portugiesen 1551 erneut starke Verbände in Ceylon, errichteten in Colombo eine neue Festung (die alte war 1524 abgerissen worden) und mehrere Kirchen, und einige Angehörige der ceylonesischen Oberschicht ließen sich taufen, was erneut Christenverfolgungen, Vertreibungen und schwere Kämpfe auslöste, die durchaus den im 83. Kapitel geschilderten entsprachen, denn nun beschränkten sich die Portugiesen nicht mehr auf mehr oder weniger friedliche Mission, sondern 'verteidigten' ihren Glauben mit Feuer und Schwert. Während dieser Kämpfe -



Anfang 1552 - kehrte auch Javer, der zwischenzeitlich als Missionar in Ostasien tätig gewesen war, über Ceylon nach Indien zurück [vgl. Schurhammer 1963, 537; Venard/Smolinsky 885; jeweils mit Karte]. Der Verfasser stellt die weitere These auf, daß "Jávaka" kein Volk meint, sondern die Anhänger/Gefolgsleute Javers.<sup>21</sup> Es kann dahinstehen, ob die Ceylonesen darunter speziell Jesuiten oder allgemein Christen verstanden; sie dürften da zunächst keinen großen Unterschied gesehen haben.<sup>22</sup>

Aber sollten Javer bzw. seine Leute sich wirklich als Buddhisten ausgegeben haben? Doch das sagt unser Text gar nicht; vielmehr basiert diese Annahme auf einer etwas zu freien Übersetzung des Wortes Sugatá, wörtlich "schöner (oder guter) Weg", d.h. Weg des Heils, der Erlösung. Geiger meint, damit könne nur der buddhistische Weg zur Erlösung gemeint sein [vgl. Cúlavamsa II, 83.37, Anm. 2] und übersetzt Sugatá daher mit "Anhänger Buddhas". Aber der Text läßt sich durchaus auch so verstehen, daß die christlichen Missionare unter dem falschen Vorwand, den Weg zur Erlösung zu predigen (den christlichen Weg zur Erlösung wohlgemerkt, den die Buddhisten natürlich nicht als solchen anerkennen konnten), in Ceylon angekommen waren. So ließe sich insbesondere auch die Sache mit dem "Vorwand" erklären: Invasoren aus Südostasien wären schwerlich mit der Begründung angekommen, daß sie den wahren Weg zur Erlösung gefunden hätten und diesen auf Ceylon breittreten müßten - wohl aber europäische Christen!

Aber aus der Ceylon-Chronik ergibt sich doch, daß Mághas Leute und die "Jávakas" - die wir beide als Portugiesen ansehen - nicht eben gut Freund waren; die herrschende Lehre - die sie als Inder bzw. Malaien ansieht - meint gar, Mágha sei von den nachfolgenden "Jávakas" nach Süden verdrängt worden [vgl. Frasch 79]. So explizit sagt es die Ceylon-Chronik jedoch nicht; und es ist wohl der beliebten Schwarz-Weiß-Malerei (hier die 'bösen Kolonialisten', dort die 'armen Opfer') zuzuschreiben, daß die beträchtlichen Differenzen sowohl auf ceylonesischer als auch auf portugiesischer Seite einfach 'unter den Teppich gekehrt' werden. Tatsächlich waren die portugiesischen 'weltlichen' Instanzen und die religiösen Orden (Jesuiten und Franziskaner) einander auf Ceylon bald spinnefeind: Die ersteren versuchten, mit den 'heidnischen' Fürsten Ceylons einen modus vivendi zu finden, um in Ruhe den gewinnbringenden Gewürzhandel abwickeln zu können; die letzteren verlangten ohne Rücksicht auf diplomatische oder ökonomische Verluste, das Christentum auf Ceylon durchzuset-



zen. Die Akten sind voller Schuldzuweisungen und Klagen über wirkliche oder vermeintliche Fehler der jeweils anderen Seite bei den höheren Instanzen bis hinauf zum König von Portugal. So beklagt Javer in einem ungewöhnlich bitteren Brief an letzteren, daß die Zivilverwaltung zusammen mit einem heidnischen Fürsten gegen ihn intrigiere,

"daß dieser Herrscher von Eurer Hoheit mehr begünstigt wird als selbst die Ordenspriester auf Ceylon [...], daß Euer Hoheit zwar nicht die Macht haben, den Glauben an Christus in Indien zu verbieten, wohl aber die Macht, die irdischen Schätze des Landes auszuschöpfen und von ihnen Besitz zu ergreifen." [Vitzthum 130]

Die Fronten verliefen also nicht einfach zwischen Portugiesen und Ceylonesen; vielmehr bekämpften die beiderseitigen Verbündeten Mághas und der Jávakas einander - mit und ohne Waffen - erbittert! Erst 1559/60 gewannen die 'undiplomatischen' Kräfte bei den Portugiesen endgültig die Oberhand: Sie eroberten Colombo, landeten starke Invasionsverbände auch im Norden, eroberten Jaffna und kämpften bis 1565 ganz Ceylon nieder [vgl. Venard/Smolinsky 884ff].

Aber wieso mit Arkuballisten? Hatten die Portugiesen nicht längst schwere Artillerie, mit der sie viel effektiver hätten vorgehen können? Wohl wahr, und in der Sekundärliteratur wird kräftig spekuliert, ob und wie sie eingesetzt wurde und welchen verheerenden Eindruck das wohl auf die Ceylonesen gemacht haben muß; aber die Quellen wissen davon nichts. Des Rätsels Lösung findet sich vor Ort: Die Meerenge zwischen Indien (woher die Portugiesen kamen) und Ceylon ist so flach, daß sie nur von Küstenschiffen mit geringem Tiefgang und anderen kleineren Schiffen ohne Ladung befahren werden kann. Die Galeonen, Karavellen und Fusten der portugiesischen Kriegsflotte konnten sie nur nach Entladung ihrer schweren Artillerie durchqueren [Schurhammer 1963, 344]. Die Heere der Ceylonesen bestanden im 16. Jh. fast ausschließlich aus Bogenschützen, wie sie das 83. Kapitel so lobt [ebd., 368].

Und der merkwürdige Name Chandrbhánu? Nun, "Mondgesicht" oder "Mondschein" wurden und werden bis heute im indischen Raum Kinder mit auffallend heller Hautfarbe genannt (vornehmlich Mädchen, aber das schließt nicht aus, diesen Namen auch Personen männlichen Geschlechts zu geben), und nicht umsonst wird Wírabáhu, der Neffe des Königs, der die "Jávakas" so heldenhaft vertreibt, auch "Ráhu" genannt - nach dem dunkel-

häutigen Dämon der indischen Mythologie, der eine Mondfinsternis verursachte.<sup>23</sup> Auch das spricht nicht eben für einen "malayischen" König, wohl aber für einen Europäer.

### Anmerkungen

1 Dabei haben viele der vor allem in den ersten Kapiteln geschilderten Begebenheiten eher sagenhaften Charakter. So soll Wijay der älteste Sohn von acht Zwillingspaaren gewesen sein, die eine Tochter des Königs von Waga - Bengalen? - von einem Löwen - Singh - hatte. Auch seine Abenteuer auf Ceylon erinnern bisweilen eher an "Alice im Wunderland" denn an einen Tatsachenbericht [vgl. Geiger 1926, 441; 1930, 307], der von einer "Mischung aus Legenden und historischer Wahrheit in den ersten Kapiteln" spricht. Diese zu trennen sei allerdings "nicht allzu schwierig", weshalb er "zumindest in den Hauptzügen" ab Dewnam-piyatissa, dem vermeintlichen Zeitgenossen Ashokas, eine "glaubwürdige Tradition" annimmt. Sicher spielt dabei auch der Wunsch der herrschenden Meinung eine Rolle, die Hauptquelle für die frühe Geschichte Südasiens nicht zu verschütten, denn andere Quellen fließen nur spärlich: Die "Inselchronik" - Dwīpwansh - behandelt die gleichen Ereignisse wie die ersten Kapitel der "Großen Chronik"; es ist strittig, ob eine der beiden Chroniken von der anderen abgeschrieben ist oder ob beide aus einer dritten Quelle geschöpft haben, vgl. Perera, *Historiography*, p. 20 ff. Wansh - fälschlich auch "Vamsa" o.ä. geschrieben - bedeutet Abstammung, Familie, Dynastie, Genealogie; Chúl oder Chúlá ist die Zeremonie der Tonsur beim Eintritt in ein buddhistisches Kloster; Dwīp, auch "Dipa" o.ä. geschrieben, ist nicht nur die Insel oder Halbinsel, sondern auch einer der sieben Erdteile, in die sich die alten Inder die Welt geteilt dachten, z.B. Jambu-dwīp = Indischer Subkontinent. Der Umstand, daß viele Begebenheiten des Maháwansh so oder ähnlich auch im Dwīpwansh vorkommen, wird oft zugunsten ihrer Glaubwürdigkeit angeführt. Aber das besagt wenig: Auch der Umstand, daß z.B. bei Ludwig Bechstein und den Gebrüdern Grimm viele Märchen gleich oder ähnlich vorkommen, macht aus diesen Geschichten noch keine Geschichte. Ferner gibt es einige jüngere Sekundär-Chroniken, die ihrerseits wohl auf der Ceylon-Chronik beruhen, vgl. Geiger, *History*, p. 433; Ray/Attygalle, *History I*, p. 53 ff).

2 Geiger selbst bezweifelte noch 1928, daß es sich um den Bruder Aggabodhi I. handelt [vgl. Cúlavamsa 44.1, Anm. 1]; 1939 [226] schloß er sich dann ohne Begründung der herrschenden Meinung an. Völlig unkritisch schreiben Ray/Attygalle [305], daß Aggabodhi II einen Schwertträger hatte, der später als Sanghatissa König wurden.

3 Die beiden Stellen, um die es dabei hauptsächlich geht, nämlich Kapitel 5.20-21 - danach riß Piyadasi alias Ashok 218 Jahre nach Buddhas Tod die Macht in Indien an sich, indem er seine 99 Halbbrüder erschlug - und Kapitel 6.44-47 - danach landete der kálingische Exilant Wijay, den es zunächst ins heutige Gujrát verschlagen hatte, just am selben Tage, da Buddh starb, in Ceylon - wirken nicht nur wegen der falschen zeitlichen Reihenfolge wie Fremdkörper im Text; sie sind offensichtlich Hinzufügungen von späterer Hand. Buddh, einsichtig, weise, im Westen auch gerne mit "erleuchtet" übersetzt, was allenfalls eine Nebenbedeutung ist; A-shok, Ohne-sorg, Sans-souci; Wi-jay, der End-Sieger, Victor; Dewnam-Piyadasi, der von den Göttern Geliebte, Ama-deus. Zu den verschiedenen Theorien, wer wem wann und warum 'angepaßt' worden sein könnte, vgl. Mahávamsa, Introduction, p. XXVIIIff, Cúlavamsa II, Introduction, p. IIf; Geiger 1930, 289f.

4 So hat man einen Káláshok und einen Dharmáshok, einen bösen und einen guten Ashok, erfunden und die Möglichkeit einer Wandlung derselben Person vom Saulus zum Paulus überhaupt nicht in Betracht gezogen, obwohl die "Dhamma-Asoka" zugeschriebenen Inschriften des Piyadasi, wenn sie denn echt sind, dies mehr als nahelegen. Aber die herrschende Meinung muß darüber hinwegkommen, daß es eine nordindische Überlieferung gab - von der Hsüan Tsang berichtete -, nach der zwischen Buddhas Tod und Piyadasis alias A-shokas Machtergreifung nicht 218, sondern nur 100 Jahre lagen; und weil nicht sein kann, was nicht sein darf, muß das ein zweiter, anderer "Asoka" gewesen sein. So schreibt Geiger [Mahávamsa, Introduction XLIV-LX]: "Denn kaum ein Gelehrter wird nun, glaube ich, zugeben, daß Buddha im 4. Jahrhundert v.C. starb" [Ebda., LX]. Bemerkenswerterweise hat ausgerechnet Geigers großer Bewunderer und Herausgeber Bechert 73 Jahre später als erster dieses Tabu gebrochen [vgl. Illig 9].

5 Als frühester Anfangspunkt dient der 55. König, (Kitti)Sirimeghawanna. Allerdings herrscht dabei eine Diskrepanz von 58 Jahren - Geiger läßt ihn ab 362 n.C. regieren, Duff ab 304 n.C. Sie resultiert daraus, daß Geiger den ersten Redakteur des Chúlawansh im Verdacht hat, die Regierungszeit der Könige in der 2. Hälfte des 37. Kapitels künstlich verlängert zu haben, um Buddhas Tod 58 Jahre vorzudatieren. Dieser Theorie Geigers entspricht die "korrigierte ceylonesische Chronologie", die Illig [9] erwähnt. Geigers Argumentation überzeugt jedoch nicht: Um Buddh 544 v.C. statt 486 v.C. sterben zu lassen, hätte es lediglich einiger weiterer 'Korrekturen' im - ohnehin schon 'verlängerten' - Maháwansh bedurft, ohne auch noch den Anfang des Chúlawansh zu manipulieren. Die Regierungszeiten von 28, 9, 29, 43 und 22 Jahren für dessen erste fünf Könige mögen zwar im Vergleich zum Rest des Chúlawansh - nicht des Maháwansh, wo tatsächlich unwahrscheinlich lange Regierungszeiten von bis zu 87 Jahren vorkommen -

überdurchschnittlich lang sein, aber keineswegs so unglaublich, daß man sie pauschal um 58 Jahre kürzen müßte. Bis Mahánáma hat sich die Datierung wieder bis auf 3 Jahre angeglichen, so daß wir diesen Streit, der den von uns untersuchten Zeitraum nicht betrifft, dahinstehen lassen können.

6 [Vgl. Cúlavamsa 91.14, Anm. 2; Geiger 1930, 305]. Darauf deuten auch neuere archäologische Funde chinesischer Tonwaren auf Ceylon [vgl. Kessler 33]. Nach chinesischen Quellen soll Ceylon China sogar einige Jahrzehnte nach 1411 tributpflichtig gewesen sein.

7 Selbst die ergeben allenfalls ein kleineres Geplänkel mit einem totalen Sieg der Ceylonesen über die "Parangi" - Verballhornung von Franken, allgemeine Bezeichnung für westliche Ausländer im Orient, hier speziell für die Portugiesen gebraucht. Nach "seinem" Sieg duldet König Rájasingh gnädig die hilfreichen "Olandas" als Vasallen im Lande.

8 Perera [8-29] gibt einen guten Abriß des Forschungsstandes gibt; danach sind zum Chúlawansh immer noch die Werke Geigers neuester Stand der herrschenden Lehre; auch Perera selber beschränkt seine Untersuchung auf den Maháwansh. Somaratne stützt sich statt auf den Chúlawansh auf zwei der Sekundärchroniken, u. a. den Rájáwaliya - dessen Zuverlässigkeit indes schon der Umstand beleuchtet, daß er die erste Landung der Portugiesen auf das Jahr 1320 n.C. ansetzt, vgl. Somaratne [208, 229]. Der diesen Zeitraum behandelnde II. Band der University of Ceylon History ist mit 35 Jahren Verspätung erschienen - unter anderem Titel, von anderen Bearbeitern und leider nicht in der Qualität des I. Bandes, so daß er Geiger nicht ersetzen kann.

9 Zum Vergleich: Die Folgen der bis dahin schlimmsten Invasion von 95.000 Tamilen zur Regierungszeit König Senas V. beschreibt der Chronist mit einem einzigen - dagegen fast harmlos klingenden - Satz: "Die Tamilen plünderten nun das ganze Land wie Teufel und beschlagnahmten das Eigentum der Einwohner." [Cúlavamsa 54.66]. Auch das folgende - 55. - Kapitel ist zwar überschrieben mit "Die Plünderung Lankás"; aber mehr geschieht tatsächlich nicht: Es wird nicht sinnlos zerstört, sondern nur geplündert; und die Beute - besonders Reliquien - wird dem "Cholá"-König geschickt.

10 Geigers Reiseerinnerungen aus dem Winter 1895/96 sprechen Bände: Er hatte in Ceylon fast ausschließlich Kontakt zu Europäern; gerade daß es ihm am Schluß seines Aufenthalts glückte, drei Eingeborene "nach Colombo zugeschickt zu erhalten" [ebd. 328]. 30 Jahre später kam er immerhin bis Vellavaya, wo er sich herab-

ließ, mit einem "eingeborenen Forstbeamten" zu plaudern [1929, 278]. Das war und ist typisch für jene Sorte von Fachgelehrten, die zwar zuhause am Schreibtisch ausgezeichnete theoretische Detailarbeit leisten mögen, denen aber der Gesamtüberblick fehlt, da sie weder Land noch Leute kennen.

**11** Silva [19] spricht für 1517/18 von "700-1000" portugiesischen Soldaten und einem nicht näher bezifferten Hilfs-Kontingent "Nairs" von der Malábár-Küste. Die Garnison in Colombo soll 1521 aus 80 Portugiesen und 120 "Nairs" bestanden haben [ebda., 23]. Das hatte System: Die Expedition nach Diu 1508 sollen 1.600 Soldaten und Matrosen mitgemacht haben, darunter 400 aus Malábár [vgl. Danvers 139]. Knighton [260], nennt für einen späteren Zeitpunkt 1.500 Portugiesen und 20.000 Hilfstruppen. Powell [25] spricht von einer "winzigen" europäischen Truppe nebst eingeborenen Alliierten. In Keral gibt es bis heute eine starke christliche Minderheit. Es ist eine Binsenweisheit - die aus unseren modernen und "politisch korrekten" Geschichtsbüchern getilgt wurde -, daß nicht die Handvoll Europäer z.B. die lateinamerikanischen Hochkulturen im Alleingang zerstörte und deren Träger ausrottete, sondern daß deren einheimische Verbündete - Angehörige anderer Stämme als der Azteken und Inka - nur zu gerne die 'Drecksarbeit' übernahmen. So ähnlich könnte es auch hier gewesen sein.

**12** Tatsächlich zogen sich einige brave Buddhisten als Rebellen nach Rohana zurück, den südlichen Teil Ceylons, benannt nach einem gleichnamigen Kloster [Cúlavamsa 81.1ff].

**13** Sein Name gibt Rätsel auf: Mággha heißt der 11. Monat des indischen Kalenders - Mitte Januar bis Mitte Februar. In Indien gab es einen mittelalterlichen Dichter dieses Namens, der ein bekanntes Gedicht über die Tötung Shishupálas durch Krishn schrieb; seine "Da-da-da"-Poesie weist ihn jedoch bei aller Originalität und virtuosen Sprachbeherrschung als das aus, was er war, nämlich ein Hofnarr. Das war vielleicht ein passender Name für den "dummen August"; aber als Königsname kommt Mággha sonst nirgends vor, schon gar nicht in der Ceylon-Chronik, in der fast jeder andere Königsname mehrfach auftaucht. Es ist vielleicht ein Hinweis darauf, in welchem Monat jener Ausländer in Ceylon an die Macht kam. Für die auch denkbare Verballhornung eines portugiesischen Namens finden sich keine Anhaltspunkte.

**14** Die portugiesischen Hauptquellen - Barros, Castanheda, Correa, Queyroz und Ribeiro - sind heute praktisch nicht mehr zugänglich, aber in Somaratnes Dissertation ausführlich abgehandelt. Die indischen Quellen können wir unberücksichtigt lassen; sie stimmen nun auch nach herrschender Meinung nicht mehr mit der

Ceylon-Chronik überein [vgl. Cúlavamsa 83.52, Anm. 1]. Ebenso müssen wir die chinesischen Quellen dahinstehen lassen, nach denen eine chinesische Flotte unter Cheng Ho 1411 König Alagakkonár von Ceylon besiegte und gefangen mit nach China nahm. Nach herrschender Meinung fiel diese Begebenheit in das 91. Kapitel, das dafür gar nichts hergibt. Die für diese Datierung stets angeführte diesbezügliche Inschrift ist mit "15. Februar 1409" [vgl. Goodrich/Fang 196] jedenfalls falsch berechnet, denn Cheng Ho's Flotte verließ China erst im Oktober 1409, [vgl. Mote/Twitchett 233]. Verschiebt man die Datierung nach unserer These um ca. 300 Jahre, gelangt man ins 61. Kapitel, das von der Invasion "Wíradewas" und nachfolgender Anarchie auf Ceylon berichtet. Allerdings belegt der Text nicht, daß dies eine chinesische Invasion war; die Namen der chinesischen Quellen entsprechen weder akustisch noch sinngemäß denen des 61., des 91. oder irgendeines anderen Kapitels der Ceylon-Chronik.

**15** Wann genau es war und wo - Galle oder Kalambá/Colombo? - und mit wem sie verhandelten - einem oder gar "dem" König oder nur dem Hafenkommendanten? - wußten und wissen die Portugiesen selber nicht [vgl. Schurhammer 1963, 407, Anm. 47; ebda., 412f, Anm. 86; Silva 16; ausführlich Somaratne 207ff]. Kotte im Westen, Jaffna im Norden, Udaráta - nach seiner Hauptstadt auch Kandy genannt - in der Mitte und Rohana im Süden waren damals getrennte "König"-Reiche [vgl. Schurhammer 1963, 367f]. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Handelsaustausch vereinbart, und von da an kamen portugiesische Handelsschiffe alljährlich einmal nach Ceylon, um "Geschenke" in Form von Goldstücken abzuliefern und "Tribut" in Form von Gewürzen mitzunehmen [vgl. Somaratne 217].

**16** Wieder weiß man nicht, wann genau das war. Somaratne [219] meint, die Flotte sei im September 1518 in Colombo angekommen. Nach Silva, der die Landung auf "1518" ohne nähere Eingrenzung ansetzt, fuhr Albergaria zwar schon im September 1517 aus Kochín ab, landete und verweilte aber zunächst einige Zeit in Galle. Wenn man dem Umstand, daß die Portugiesen das Fort nach der Heiligen Barbara benannten, deren Feiertag der 3. Dezember ist, Bedeutung beimißt - etwa als Zeitpunkt des Baubeginns oder der Fertigstellung -, so spräche das allerdings für 1517, denn der erste Angriff auf das Fort soll bereits im Juni 1518 stattgefunden haben [vgl. Silva 17ff].

**17** [vgl. Silva 24f] Schob man jenen wackeren Helfer und seine Leute anschließend ab, indem man ihn damit 'belohnte', daß er sich eine möglichst weit abgelegene Herrschaft erobern durfte? Dafür war Pulathinagar ideal, da es im Niemandsland zwischen Udaráta und Jaffna lag [vgl. die Karte ebda., nach 22].

18 Sie hatten auch 1539 Truppen geschickt, um König Bhuwanekbáhu im Kampf gegen seinen Bruder Máyádhanu - oder Máyádunne; beide waren Söhne des 1521 ermordeten Königs von Kotte - beizustehen; aber diese Landung kommt hier offenbar nicht in Betracht.

19 Javer war gebürtiger Baske, reiste jedoch als päpstlicher Legat und im Auftrag des Königs von Portugal [vgl. Neill 187]. Nach diesem Heiligen, der in Europa fast in Vergessenheit geraten ist, sind bis heute die christlichen Elite-Schulen im ganzen indischen Raum benannt.

20 Ob und inwieweit er Ceylon auch persönlich bereiste, ist umstritten [vgl. Schurhammer 1963, 405], aber für unsere Untersuchung unerheblich, denn seine Leute waren jedenfalls auf Ceylon tätig.

21 Die Endsilbe -ka kann im Indischen beides bedeuten, und das Endungs-s ist bloß der falsche englische Plural, der im Original nicht vorkommt. Das j/x, im Spanischen als harter Kehllaut ausgesprochen, ist im Portugiesischen - und Indischen - weich, ähnlich wie ein französisches j.

22 Die Portugiesen, die 1505/06, 1517/18 und 1539 gelandet waren, konnten die Ceylonesen noch nicht so bezeichnen, da es den Begriff noch nicht gab - Javer kam ja erst 1542 nach Jambudwíp.

23 [vgl. Cúlavamsa II, 83.42, im Zitat oben ausgelassen] Auch Geiger ist das aufgefallen, er zieht daraus aber keine weitergehenden Schlüsse [vgl. ebda., Anm. 4].

## Quellen und Literatur

Der Verfasser hat alle Zitate aus fremdsprachigen Texten ins Deutsche übersetzt und dabei fehlerhafte Transkriptionen stillschweigend korrigiert, ohne dies im einzelnen besonders kenntlich zu machen oder zu begründen.

Boisselier, Jean, Ceylon, München 1980

Bradnock, Robert & Roma, Sri Lanka Handbook, Bath 1996

Carrington Goodrich, L./Chaoying Fang (Ed.), Dictionary of Ming Biography 1368-164, Vol. I, New York/London 1976

Corteseo, Jaime, Os Descobrimientos Portugueses, Vol. I, II, o.O. 1959

Cúlavamsa being the more recent part of the Mahávamsa Part I, II, translated by Wilhelm Geiger and C. Mabel Rickmers (née Duff) (1928), Colombo 1953

Danvers, Frederick Ch., The Portuguese in India, Vol. I, II (1894), London 1966

- Duff, C. Mabel, *The Chronology of Indian History, from the Earliest Times to the Beginning of the Sixteenth Century* (1899), Delhi 1972
- Embree, Ainslie T./Wilhelm, Friedrich, *Indien. Geschichte des Subkontinents von der Indus-Kultur bis zum Beginn der englischen Herrschaft* (1967), Frankfurt 1993
- Frasch, Tilman, *Religious and economic development of ancient Anuradhapura*, in: Domroes, Manfred/Roth, Helmut (Ed.), *Sri Lanka Past and Present Archaeology Geography Economics*, Weikersheim 1998, p. 61
- Geiger, Wilhelm L., *Dīpavamsa und Mahāvamsa, die beiden Chroniken der Insel Ceylon* (1901), in: Bechert, Heinz (Hg.), *Kleine Schriften zur Indologie und Buddhismuskunde*, Wiesbaden 1973, p. 233
- Geiger, Wilhelm L., *A Short History of Ceylon from the 5th century B. C. to the 4th century A. D.* (1926) in: Bechert, Heinz (1973), a.a.O., p. 433
- Geiger, Wilhelm L., *Die Quellen des Mahāvamsa* (1929), in: Bechert, Heinz (1973), a.a.O., p. 273
- Geiger, Wilhelm L., *The Trustworthiness of the Mahāvamsa* (1930), in: Bechert, Heinz (1973), a.a.O., p. 284
- Geiger, Wilhelm L., *Culture of Ceylon in Mediaeval Times* (1939), Ed. by Heinz Bechert, Wiesbaden 1960
- Geiger, Wilhelm L., *Reise nach Ceylon im Winter 1895/96*, in: Bechert, Heinz (1973), a.a.O., p. 320
- Geiger, Wilhelm L., *Studien zur Geschichte und Sprache Ceylons* (1941), in: Bechert, Heinz (1973), a.a.O., p. 523
- Gunawardana, R.A.C.H., *Ceylon and Malaysia*, (Colombo) 1967
- Illig, Heribert, *Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit*, in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2/92, p. 3
- Kessler, Oliver, *The discovery of an ancient sea port at the Silk Road of the Sea - archaeological relics of the Godavaya harbour*, in: Domroes/Roth (1998), a.a.O., p. 12
- Knighton, William, *The History of Ceylon* (1845), Delhi 1993
- The Mahāvamsa or The Great Chronicle of Ceylon*, translated into English by Wilhelm Geiger assisted by Mabel Haynes Bode (1912), Colombo 1950
- Mote, Frederick W./Twitchett, Denis (Ed.), *The Ming Dynasty, 1368-1644*, Cambridge 1988
- Neill, Stephen: "Franz Xaver" (1974); in: Fassmann, Kurt/Schmid, Marion (Hrsg.), *Exempla historica. Epochen der Weltgeschichte in Biographien*, Bd. 24, p. 183, Frankfurt 1983
- Nicholas, C.W./Paranavitana, S., *A Concise History of Ceylon from the earliest times to the arrival of the Portuguese in 1505*, Colombo 1961
- Pearson, M.N., *The Portuguese in India*, Cambridge 1987



- Perera, Frank, *The Early Buddhist Historiography of Ceylon*, Göttingen (Phil. Diss.) 1979
- Perera, S. G., *A History of Ceylon*, Vol. I, Colombo 1951
- Powell, Geoffrey, *The Kandyan Wars*, London 1973
- Ray, H. C./Attygalle, Nicholas (Ed.), *University of Ceylon History of Ceylon Volume I (1/2)*, Colombo 1959/60 (Vol. II cf. de Silva u.a. 1995)
- Reynolds, Christopher, *Sri Lanka. Die Heilige Insel des Buddhismus*, Freiburg 1982
- Schurhammer, Georg, Franz Xaver. *Sein Leben und seine Zeit. 2. Band Asien (1541-1552)*, 1. Halbband Indien und Indonesien 1541-1547, Freiburg Basel Wien 1963
- Schurhammer, Georg, Franz Xaver, in: Höfer, Josef/Rahner, Karl (Hrsg.), *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. IV, Freiburg 1968, p. 248
- Schurhammer, Georg/Voretzsch, E.A., *Ceylon zur Zeit des Königs Bhuvaneka Báhu und Franz Xavers 1539-1552 \* Quellen zur Geschichte der Portugiesen, sowie der Franziskaner- und Jesuitenmission auf Ceylon*, Leipzig 1928
- Silva, C.R. de/Pathmanathan, S., Abeyasinghe, T.B.H., *University of Peradeniya History of Sri Lanka Volume II*, Peradeniya 1995 (offizielle Fortsetzung von Ray/Attygalle 1959/60; die hier verwendeten Kapitel wurden alle von de Silva bearbeitet)
- Somaratne, Gintota Parana Vidanage, *The Political History of The Kingdom of Kotte 1400-1521* (Phil. Diss. London 1969), Gangodawila 1975
- Truhart, Peter, *Regents of Nations, Part II, Asia/Australia-Oceania*, München/New York/London/Paris 1985
- Venard, Marc/Smolinsky, Heribert (Hrsg.), *Die Zeit der Konfessionen (1530-1620/30)*, in: *Die Geschichte des Christentums* Bd. 8, Freiburg/Basel/ Wien 1992
- Vitzthum, Elisabeth (Hrsg.), *Die Briefe des Francisco de Xavier, 1542-1552*, München 1950
- Walburg, Reinhold, *Roman Coins on Ceylon: a puzzling and hardly known chapter of ancient numismatics*, in: Domroes/Roth (1998), a.a.O., p. 52

Dr. Claus-Dieter Rade 53192 Bonn Postfach 301206,  
 Tel.: (0228) 470691 Fax: (0228) 469267  
 E-mail: [rechtsanwalt\\_dr\\_rade@excite.com](mailto:rechtsanwalt_dr_rade@excite.com)  
 URL: <http://www.angelfire.com/biz/germanylawyer/index.html>

# China: Wie entstand und wie richtig ist die Chronologie des Altertums?

Nach N.A. Morozow mit Berücksichtigung der Nachforschungen von  
G.V. Nosovski und A.T. Fomenko  
Eugen Gabowitsch, Karlsruhe

Die chinesische Geschichte zählt mindestens sieben Jahrtausende (davon ca. 2.500 Jahre ohne Chronologie) - behaupten die Geschichtsbücher, die den Chinesen beachtliche technische und wissenschaftliche Leistungen, sowie zahlreiche bahnbrechende Erfindungen (Kompaß und Schießpulver, Papier und Buchdruck, Fernrohr und Seide, abgesehen vom wirklich in China erfundenen Porzellan) zuschreiben. Wie sicher sind unsere Kenntnisse darüber? Was sagen uns die astronomischen Überlieferungen?

## Wenig plausible astronomische Überlieferungen

Diese Frage stellte Nikolaj Morozow im Band 6 von "*Christus*" und er kam zu folgenden Schlüssen:

1. Die chinesische Astronomie hatte (entgegen allen Behauptungen) nie ein hohes Niveau gehabt. Die chinesischen astronomischen Überlieferungen sind zahlreich, aber kaum benutzbar:

- Kometenlisten beinhalten unglaublich viele Angaben und wurden vermutlich in sehr späten Zeiten (17.-19. Jh.) "vervollständigt",
- die Angaben zu Mond- und Sonnenfinsternissen sind zu ungenau,
- mit einer Ausnahme fehlen Horoskope; diese einzige Ausnahme führt aber zu einer starken Korrektur der traditionellen chronologischen Vorstellungen (s.u. P. 3).

2. Die chinesische Zeitählung nach 60-jährigen Saturn-Jupiter-Zyklen konnte erst im Jahr 1383 n. Chr. entstehen (und nicht im Jahr 2637 v. Chr., wie angenommen wird): In diesem Jahr vereinigten sich die Positionen dieser Planeten zum dritten Mal hintereinander im Sternbild des Stiers. Diese Annäherung wiederholte sich bis 1623 in anderen Sternbildern, und Morozow meint, daß das Jahr 1563 mit größter Wahrscheinlichkeit den richtigen Beginn dieser "altchinesischen" Zeitählung präsentiert.

Um die ganze chinesische Geschichte (oder das, was für diese gehalten wurde) mit solchen Zyklen zu bedecken, wurden 70 weitere Zyklen in der Vergangenheit postuliert. So entstand der künstliche "Anfang" der chinesischen Geschichte im Jahr 1563 -  $60 \times 70 = 2637$  v. Chr.

3. Die chinesische Tradition kennt einen Kaiser (zwischen 2513 und 2436 v. Chr.), der als Enkel des Kaisers Twang (des "Gelben Kaisers"), des "Erfinders" der chinesischen Zeitählung nach 60-jährigen Saturn-Jupiter-Zyklen, bekannt ist und in deren Zeit sich alle fünf Planeten den Pegasus-Sternen Alfa und Beta stark genähert haben. Die Berechnungen Morozows zeigten, daß dieses Ereignis zwischen 2513 und 2436 v. Chr. nicht stattgefunden hat und zum ersten Mal danach am 9. Februar 1315 in einer sehr eindrucksvollen Form zu beobachten war. Diese zwei Datierungen, sowie verschiedene andere Beobachtungen (angebliche Büchervernichtungen durch chinesische Kaiser, Ähnlichkeit der chinesischen historischen Überlieferungen mit solchen aus Europa, s.u.) brachten Morozow zu dem Schluß, daß es keine chinesischen Geschichtsbücher aus der Zeit vor der katholischen Missionarstätigkeit in China gibt.

Nach einer ausführlichen Analyse der chinesischen astronomischen Überlieferungen kam Morozow im Band 6 von "Christus" zum Schluß, daß diese Aufzeichnungen zum großen Teil Kompilationen aus europäischen Quellen des 16.-18. Jhs. darstellen. Auch das Fehlen jeglicher Aufzeichnungen von astronomischen Geräten in den chinesischen astronomischen Büchern ist für ihn ein Zeichen dafür, daß in Wirklichkeit die Chinesen keine eigene Astronomie besaßen (und auch kein Fernrohr erfunden haben).

### **Wann ist die chinesische Schrift wirklich entstanden?**

Morozow analysiert die Frage des Alters der chinesischen Schrift, weil wir unter Geschichte in erster Linie doch die geschriebene Geschichte verstehen. Zuerst bringen wir hier einige mehr oder weniger offiziellen Angaben zum Thema:

"Die chinesische Schrift hat für jedes einfache Wort ein Schriftzeichen, deren es heute etwa 50000 sind, von denen aber 3-4000 für den Alltagsgebrauch genügen. Die heutige Normalschrift bildete sich im 4. Jh. n. Chr. heraus, nachdem etwa 200 v. Chr. der Holzgriffel durch den Pinsel als Schreibgerät ersetzt worden war." [Das Bertelsmann Lexikon - weiter kurz BL - in vier Bänden, 1957, I, 708].

"Das Alter der chinesischen Schrift kann nur vermutet werden; die ältesten erhaltenen Schriftdenkmäler, die Orakelinschriften aus dem 13.-11. Jh. v. Chr., belegen einen so hohen Entwicklungsgrad, daß eine längere Vorgeschichte angenommen werden muß." [Lexikon Alter Orient - LAO - VMA-Verlag, Wiesbaden, 1997, S. 98].

Schon gegen Ende der Shang-Dynastie (1766 bis 1122 v. Chr. oder 1523 bis 1028 v. Chr. nach einer anderen Chronologie) benutzte man ungefähr 3.000 Schriftzeichen [Ladstätter, Otto/ Linhart, Sepp: China und Japan. Die Kulturen Ostasiens. Verlag Carl Ueberreuter, Wien, 1983, S. 31-37].

Bevor wir nun die Standpunkte Morozows zur chinesischen Schrift erläutern, möchten wir die Gelegenheit nutzen und über den Zustand der historischen Quellen aus China erzählen. Die der Shang-Dynastie vorangegangene Xia Dynastie wird unterschiedlich, aber penibel genau datiert (1994 bis 1523 v. Chr., manchmal aber 2205 bis 1766 v. Chr.), obwohl keine archäologischen Funde die Existenz der Xia untermauern:

"Kein Bronzegefäß, kein Rad, kein einziges Schriftzeichen, ja nicht einmal der Name der Dynastie selbst ist uns aus dieser Dynastie erhalten" [ibidem, S. 30].

"Das Problem Xia's, das selbst nicht ohne Bedeutung ist, ist zudem sehr bedeutend als eine Art Lackmuspapier, das den Charakter und die Prinzipien der Zusammenstellung der altchinesischen Quellen, sowie die Proportion der Glaubwürdigkeit und der didaktischen Vorgabe in einigen von ihnen farbig darstellt. Irgendwas existierte in Wirklichkeit, manches wurde mit der Zeit ersonnen, im Einklang mit den schon entwickelten und zur Norm erklärten Vorstellungen darüber, wie eben dies sein sollte. Danach wird dies und jenes verallgemeinert, allerdings nicht in Form einer leidenschaftslosen (objektiven) Chronik, sondern als eine didaktische Belehrung mit spürbarem rituell-ethischem Untertext. Es entsteht ein Text, der später kanonisiert wird und von allen als eine heilige Wahrheit empfunden wird, als ein außerhalb jeglichen Zweifel stehendes Dogma. Der Text lebt, wird gebührend kommentiert, überlebt bis zu unserer Zeit. Vieles ist in ihm glaubwürdig und kann indirekt archäologisch oder durch authentische Inschriften bestätigt werden. Die Autorität des Textes wächst. Aber ist alles in ihm gleich wahr, wie das, was bestätigt werden kann? Das Beispiel von Xia - und die chinesische Geschichtsschreibung kennt viele Beispiele dieser Art - regt überzeugend zum Zweifel an." [L.S. Vasiliev: Istorija Wostoka (= Geschichte des Orients), Moskau, Verlag "Vysshaja schkola", 1993, I, 181; Übersetzung E.G.].

Dieses lange Zitat ist für unsere weitere Betrachtungen sehr wichtig, insbesondere weil es aus einem Lehrbuch stammt, das für den Geschichtsunterricht an den Hochschulen der Russischen Föderation amtlich empfohlen wurde. Übrigens, das *Brockhaus Lexikon* in 20 Bänden, III, 240, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1982, hält die Dynastie Xia (in der Schreibweise Hsia und unter der Angabe von etwa 1800-1500 v. Chr. als den zeitlichen Rahmen) neben der Dynastie Shang (etwa 1450-1050 v. Chr. lt. dieser Quelle) für historisch.

Aber kehren wir zurück zur Betrachtung der chinesischen Schrift! Erstens ist sie eigentlich keine chinesische, sondern eine internationale Schrift, die nicht nur in verschiedenen Teilen Chinas, wo mehrere Dialekten, ja sogar Sprachen, benutzt werden, sondern auch in Japan und Korea, und überhaupt überall in der Welt, benutzt werden kann (und wird). Weil diese Schrift keine phonetischen Zeichen kennt, ist sie nicht imstande, Wörter zu präsentieren, die keine Bedeutung besitzen. Solche Wörter, z.B. alle Namen, werden durch eine Reihe Wörter mit Bedeutung (durch Namensimitationen) ersetzt oder übersetzt: William White → Bai (= weiß) Wei Lian. Darum können die Europäer kaum die europäischen geographischen Namen in chinesische Aussprache als solche identifizieren (wiedererkennen).

Die Chinesen selbst kennen keine Namen in unserem Sinne - Namen, die keine Bedeutung haben und rein phonetisch weitergegeben werden. Das Wort "China" existiert für sie nicht, nur die Wortkombination "Mittleres Reich". Ihre Hauptstadt nennen sie "Die nördliche Hauptstadt". Aus Washington machen sie Wan-Shing-Tong oder etwas ähnliches, was für sie irgendeine Bedeutung besitzt. Darum kann man nach solchen Namensattrappen in einem chinesischen Buch nicht feststellen, in welcher Sprache das Buch ursprünglich geschrieben wurde: in Japanisch, Chinesisch oder Latein. So werden sämtliche Übersetzungen sofort zu chinesischen Büchern. Gerade darum ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß die durch katholische Missionare und europäische Astrologen und andere Gelehrten nach China gebrachten Bücher nach Übersetzung als chinesisch betrachtet wurden. Um den europäischen Charakter der Bücher zu entdecken, muß man mit der europäischen Tradition brechen, nach der bei der Übersetzung aus dem Chinesischen ein Teil der Wörter nicht übersetzt, sondern in der Peking- oder einer anderen phonetischen Form dargestellt wird, was die Texte in "sehr chinesisch klingende" umwandelt.

Zweitens vermutet Morozow [VI, 40], daß diese Schrift selbst erst durch die byzantinischen Missionare entwickelt wurde, die die entsprechende Idee aus der Bekanntschaft mit Alchimie- und Astrologiezeichen - und, vielleicht, mit den ägyptischen Hieroglyphen - sowie aus der Schwierigkeit einer phonetischen oder Silbenschriftweise für Chinesisch ableiteten.

Diese Theorie Morozows ist aus der Perspektive seiner Überzeugung zu sehen, daß alle Kultursprachen des Altertums (Hebräisch, Griechisch, Latein und Sanskrit) nur einige Jahrhunderte vor den Kultursprachen Holländisch, Französisch, Deutsch, Englisch oder sogar gleichzeitig mit diesen entstanden und nicht vor Tausenden von Jahren. Obwohl die Zeichentabellen mit chinesischen Schriftzeichen eine gewisse Entwicklungsgeschichte der Schriftzeichen demonstrieren, ist die Behauptung, daß diese Entwicklung mehrere tausend Jahre dauerte, mehr als schwach begründet. Morozow nennt viele Reformen der chinesischen Schrift, die in den letzten Jahrhunderten stattfanden.

### **Wie alt sind in Wirklichkeit die chinesischen Bücher?**

Laut Liu Guojun und Zhen Rusi ["Die Geschichte des chinesischen Buches, Verlag für fremdsprachige Literatur, Beijing, 1988] hat das chinesische Buch eine fast 4.000 Jahre lange Geschichte. Diese fängt mit Orakelknochen-, Stein- und Bronze-Inschriften an. Danach hat man auf Bambusstreifen und Holztafeln geschrieben und diese mit Seidenschnur zu "Büchern" zusammengefaßt. Des weiteren hatte man sich der Seidenstreifen (ca. 30 cm breit und mehrere Meter lang) bedient und Bücher in Form von Schriftrollen produziert. Mit Erfindung des Papiers im 1.-2. Jh. n. Chr. wurde auch dieses Material für Schriftrollen verwendet. Das machte man viele Jahrhunderte per Hand. Blockdruck wurde im 9. Jh., die beweglichen Lettern im 11. Jh. erfunden.

"In den mehr als 900 Jahren von Song-Dynastie [= Sung, 960-1126] bis zur späten Qing-Dynastie [= Ch'ing, 1644-1912] stieg die Anzahl der Bücher derart an, daß sie 'einen Ochsen, der sie hätte ziehen müssen, ins Schwitzen gebracht oder ein Haus bis unters Dach gefüllt hätten'" [ibidem, 102].

Nun, wenn man sich nach diesem Haus voller Bücher erkundigt, dann hört man von seltenen Büchern, die bei archäologischen Ausgrabungen oder noch irgendwie gefunden wurden und folglich nach der gängigen Chronologie als sehr alt datiert wurden. Die wirklich gedruckten Bücher stammen

aber allesamt aus der Produktion von durch die Missionare ab 1603 geführten Druckereien, die nach westlicher Technologie arbeiteten. Wie die Nachforschungen von Morozow ergaben, sind auch die ältesten chinesischen Manuskripte erst im 17. Jh. geschrieben worden. Nicht besonders gern spricht man unter den Geschichtsgelehrten darüber, daß die Mandschuren (Mandschu)-Kaiser befahlen, *sämtliche* in China vorhandenen Bücher (also, mußten nicht zu viele Ochsen schwitzen!) einzusammeln. 34 solche Sammlungen wurden unter Todesandrohungen durchgeführt. In den Jahren 1772-1792 wurden alle Bücher einsortiert und von einer bis zu 360 Personen zählenden Kommission in vier Kategorien aufgeteilt. Mit der Zeit wurden 3.457 Titel neu in einer teilweise sehr stark redigierten Form verlegt, die restlichen 6.766 wurden in einem detaillierten Katalog erfaßt, wobei für jedes Buch eine kurze Inhaltsangabe verfaßt wurde.

Die zehnbändige Weltgeschichte [Ausgabe der Sowjetischen AdW, 1958], die in der Zeit der "Großen russisch-chinesischen Freundschaft" verlegt wurde, schrieb [V, 232]:

"Inhaltlich war das eine grandiose Bücherenteignung, sowie eine nicht weniger grandiose Operation zur Verfälschung der Texte. In den neuen Herausgaben wurden sämtliche unerwünschten Stellen beseitigt. Sogar die Buchtitel wurden teilweise geändert."

### **Chinesische Geschichte als Abbild der europäischen?**

Als Morozow mit Hilfe einer das Chinesische gut beherrschenden Bekannten die Namen der "chinesischen" Kaiser inhaltlich übersetzte, merkte er, daß es sich dabei höchstwahrscheinlich nicht um chinesische, sondern um europäische Kaiser handelt. In "*Christus*" [VI, 62] bringt er das folgende Beispiel einer sehr chinesisch klingenden Chronik:

"Zwischen 221 und 264 hatte China gleichzeitig drei Herrscher: Chschao-Le-Di, Ben-Di und Da-Di [...] Anfang des vierten Jh. herrschte die Dynastie Si-Tszin, die einen hervorragenden Kaiser U-Di hatte [...] Des weiteren herrschte zwischen 317 und 419 die Dynastie Dung-Tszin mit den folgenden Kaisern: Jan-Di, Min-Di, Chen-Di, Kun-Di u.s.w."

Dies klingt nach der Übersetzung nicht mehr so chinesisch:

"Zwischen 221 und 264 hatte China gleichzeitig drei Herrscher: Klar-Leidenschaftlicher, Literarischer und Erhabener [...] Anfang des vierten

Jh. herrschte die Dynastie Der Westlichen Blütezeit, die einen hervorragenden Militärischen Kaiser hatte [...] Des weiteren herrschte zwischen 317 und 419 die Dynastie der östlichen Blütezeit mit den folgenden Kaisern: Der Erste Hauptkaiser, Durchlauchtigster Kaiser, Kaiser der Vollendung, Kaiser der Prosperität u.s.w."

Morozow erkannte hier die traditionelle Beschreibung des West- und Oströmischen Reiches und formulierte die folgende Hypothese: Die Beschreibung der Zeitperiode der römischen Kaiser, die selbst eine duplikative Kompilation darstellt, wurde von katholischen Mönchen im 16. Jh. nach China gebracht, dort ins Chinesische übersetzt und Jahrhunderte später als die Grundlage der chinesischen Geschichtsschreibung benutzt.

### Weitere Betrachtungen aus "Imperium"

Diese Hypothese wurde gründlich durch Anatolij Fomenko und Gleb Nosovski (kurz F&N) im Buch *"Imperium. Rus, Türkei, China, Europa, Ägypten. Neue mathematische Chronologie des Altertums"*, Verlag Faktorial, Moskau, 1996, Teil 2 "Neue Chronologie und Geschichtskonzeption für China. Unsere Hypothese", S. 153-224, überprüft. Dabei bedienten sie sich einer sehr ausführlichen Untersuchung der Beziehungen zwischen den Chinesen und den Nomadenvölkern der "großen Steppe", die in Morozows Zeit noch nicht existierte: gemeint sind die Werke des russischen Historikers Leo Gumiljow. In seinen Büchern entdeckten sie, daß unter den mit China kämpfenden Nomaden die folgenden Völker (in etwas geänderter Namensführung) vorkommen: die Ungarn, Serben, Goten, Don-Kosaken, Tataren und Türken, Schweden, Mazedonier, Tschechen. Sogar die in China erwähnten Mongolen sind typische Europäer: blauäugig, blond, hochgewachsen und mit heller Haut. Bei weiterer Analyse entdeckten F&N in der "chinesischen" Geschichte viele Parallelen zur europäischen Skaliger-Chronologie. Hier einige Beispiele:

-83: Sulla gründet das Römische Imperium, ein Weltreich  
140-87: Kaiser U gründet die Han-Dynastie, Anfang eines Weltreiches  
(Han = Khan = Kaiser in Russ.)

161-180: Markus Aurelius führt schwierige Kriege im Norden  
Bis 184: Die Han führen schwierige Kriege im Norden



- 217-270: Soldateska-Imperatoren  
 220: Ende der Han-Dynastie, danach Herrschaft der Soldaten
- Bis 234: Herrschaft von Julia Messa, einer Verwandten des Kaisers Caracalla, blutige Zeiten, sie wird getötet  
 291-300: Blutige Herrschaft der Ehefrau eines Kaisers, sie wird getötet
- ca. 270: Anfang des dritten römischen Imperiums (Terminologie von Morozow)  
 265: Neue Dynastie Qing (Zin, King?)
- Anfang des 4. Jh.: Konstantin, seine neue Hauptstadt (Anfang vom Byzanz, östl. R.I.)  
 318: Neue Dynastie östliche Qing (Zin)
- Rom: Kriege gegen die Hunnen und Goten  
 China: Kriege gegen die Hunnu und andere "Barbarenvölker" (Serben, Tschechen etc.)
- 380: Schwieriger Krieg gegen die Goten, Niederlage des Kaisers Theodosius (?)  
 376: Tanguten (Tan-Goten = Don-Goten) erobern das Imp. Liang (LN = RM = Ram = Rom), Danach Trennung des östlichen und des westlichen Teils von China
- 476: Der letzte röm. Kaiser Romulus Augustus war sehr jung, als Odoaker Rom eroberte  
 420: Der letzte Liang-Kaiser war sehr jung
- ca. 460: Rom vernichtet die Hunnen  
 460: China vernichtet die Hunnu.
- Weiter betonen F&N Parallelen mit der restaurierten Geschichte von Byzanz (mit Zeitverschiebung, die sie durch die statistische Analyse ausgemacht haben):  
 946: Kidanen-Herrscher erobert ganz China (Ähnlichkeiten mit Alexander d. G.).

10. Jh.: Mehrere chinesische Völker wurden christianisiert (wie vergeblich in Europa)
- 1038 Juan Chao erklärt sich zum Sohn des Himmels, neue Chronologie, neue hieroglyphische Schrift, man tötet ihn 1048 im Tan-Guten-Reich, danach ein Krieg gegen die Tan-Guten (Ähnlichkeiten mit Jesus Christus, Übersetzung der Bibel aus der Hieroglyphenschrift, Chronologie ab Geburt des Adams = Welterschaffung, Kreuzigung Jesu, dem ersten Kreuzzug).

In diesem Zusammenhang betonen F&N die Wichtigkeit der "chinesischen" Geschichte für die Wiederherstellung der wahren europäischen (mit 100-jährigen Verschiebung). Dazu nur ein Beispiel: "Chinesischer" Gurchan (Gurgij-Chan, Georgij Chan, Dschingis Chan) Eljuj Daschi, ein Christ (!) als möglicher byzantinischer Aristokrat, der in Rußland die Wiederherstellung des zerstörten byzantinischen Imperiums startet, vielleicht der Vater von Dschingis-Chan und Batu-Chan. Betont wird auch, daß viele russische Familien- und geographischen Namen in der "chinesischen" Geschichte dieser Zeit zu finden sind.

Wie heißen die chinesischen Dynastien?

Qing (Zin, Tsin) = Golgene < == > Goldene Horde

Ming = MNG = Mongole

Han = Chan = Herrscher (Kaiser, Zar)

### Wie alt ist die die Chinesische Mauer in Wirklichkeit?

Die Chinesische Mauer (Große Chinesische Mauer) - das größte Bauwerk der Welt, rd. 2.500 km lang (3.500 bis 5.000, sogar 6.500 nach anderen Angaben bei Berücksichtigung aller Nebenstrecken) wurde um 215 vor Chr. als Schutzwall (**Wall?** Oder Mauer?) gegen die innerasiatischen Nomaden erbaut und im 15./16. Jh. erneuert. Sie soll bis zu 16 m hoch, an der Oberkante 5 m breit sein. Übrigens, auch diese Angaben schwanken. So schrieb Morosow [*"Christus"*, VI, 121]:

"Alleine der Gedanke, daß die berühmte Chinesische Mauer, die 6-7 m hoch und bis drei Meter breit ist, die die Länge von 3000 km hat und schon im Jahr 246 v. Chr. vom Kaiser Shi-Choangti angefangen wurde, erst nach 1866 Jahren fertiggestellt wurde, zum Jahr 1620 n. Chr., ist so unsinnig, daß er einem ernsthaften denkenden Historiker nur Verdruß bereitet."

Im *Bertelsmann Lexikon* in 15 Bänden, 1990, III steht:

"Die Entfernung vom westlichsten Punkt bei Jiuquan (Provinz Gansu) bis zum östlichsten bei Shanhaiguan (am Gelben Meer) beträgt rd. 2500 km, doch kann man wegen der Windungen, Verzweigungen u. Verstärkungsarme mit einer Gesamtlänge von 5000-10000 km rechnen. Der westliche Teil besteht meist aus gestampfter Erde, der östliche aus Steinen."

Die heutigen Geschichtsbücher bevorzugen über den Bau der Mauer nichts - oder mindestens nichts chronologisch Bindendes - zu schreiben. Höchstens findet man einen Satz, wie "Alle Kaiser der Ming-Dynastie waren schwach mit Ausnahme des Kaisers So-und so, der die Große Chinesische Mauer renovieren ließ." Und die dritte Auflage der *Großen Sowjetischen Enzyklopädie*, IV, 1109, schrieb 1971:

"Die ersten Abschnitte wurden im 4.-3. Jh. v. Chr. erbaut. Nach Chinas Vereinigung (221 v. Chr.) befahl der Kaiser Tsing Shi-Chuandhi die durchgehende Mauer zu errichten, um die nordwestlichen Grenzen des Reiches von den Angriffen der Nomadenvölker zu schützen. Später wurde die Mauer mehrere Male weitergebaut und renoviert."

Also keine Angaben mehr zur endgültigen Errichtung der Mauer im 17. Jh.! Was die Abmessungen der Mauer betrifft, werden diese so wiedergegeben:

"Nach einigen Annahmen ist die Länge unter 4000 km, nach anderen - über 5000 km.; die Höhe ist 6,6 m, auf einigen Strecken - bis 10 m.), die Breite des unteren Teils ist ungefähr 6,5 m., des oberen - ca. 5,5 m."

Gerade diese Abmessungen lassen zweifeln, daß die große chinesische Mauer je vor Nomaden schützen sollte: dafür wäre eine 1-2 m breite Mauer mehr als ausreichend. Nur im Zeitalter der Artillerie hatte es einen Sinn, die Grenze mit einer so massiven Mauer zu schützen. Die Nomaden dagegen hätten die Mauer mit konzentriertem Angriff an praktisch jeder Stelle erobern können, weil keine Armee der Welt eine mehrere Tausend Kilometer lange Mauer gegen konzentrierte Angriffe an den in voraus nicht bekannten Stellen hätte verteidigen können. Darum meinen F&N, daß die Große Chinesische Mauer erst im 16.-17. Jh. nach der Abspaltung Chinas von Groß-Tatarien (-Tartarei) erbaut wurde. Sie diente nicht der Verteidigung des Landes gegen die Nomaden, sondern markierte die neue Staats-

grenze und - wir wagen zu vermuten - diente als Staatsmonument der - nach vielen Jahrhunderten der Zugehörigkeit zum russisch-türkischen "Mongolenreich" errungenen - staatlichen Selbständigkeit.

Weil die militärischen Vorteile der russischen Armeen in der Artillerie und nicht in der zahlenmäßigen Überlegenheit lagen, sollte die Große Chinesische Mauer - mindestens symbolisch - gegen die Russen gut schützen. Weitere Argumente von F&N:

Wieso wurden keine solche Mauern zwischen den einzelnen chinesischen Staaten errichtet, die sich 2.000 Jahre bekriegten? Weil nach der wirklichen Errichtung im 17. Jh. keine solche Staaten mehr existierten (China wurde unter den Mandschu vereint).

Wieso sind keine anderen großen Bauten aus der chinesischen Geschichte bekannt? Z.B. große Festungen, wie in Rußland. Die Antwort ist die gleiche: weil nach dem 17. Jh. keine innerchinesischen Kriege mehr stattfanden.

Wieso wurde die Große Chinesische Mauer auf einigen Karten aus dem 18. Jh. abgebildet? Weil sie entlang der Grenze errichtet wurde. Wäre sie aber früher vorhanden gewesen, hätte man im entsprechenden Staatsvertrag erwähnt, daß die neue Grenze entlang der schon existierenden Mauer vereinbart wurde.

### **Wann wurde die chinesische Geschichte geschrieben?**

F&N kommen zum Schluß, daß am Anfang die europäischen (hauptsächlich byzantinischen, aber auch russischen und andere europäischen) Chroniken nach China über Rußland gebracht wurden. Vermutlich geschah das erst im 14. Jh., als die "Mongolen" China eroberten, sowie in späteren Zeiten. Dafür spricht auch die Tatsache, daß diese Chroniken viele Ereignisse aus der europäischen Geschichte des 13.-14. Jh. beschreiben.

Morozow meinte aus anderen Gründen, daß die chinesischen Chroniken nicht vor dem 15. Jh. zusammengestellt und durch Europäer nach China gebracht wurden. Was die "chinesische" Geschichte des ersten Jahrtausends betrifft, dann sind das hauptsächlich die katholischen Missionare, die Bücher zur römischen (u. überhaupt europäischen) Geschichte nach China brachten, ins Chinesische übersetzten und die ersten so entstandenen "chinesischen" Geschichtsbücher veröffentlichten.

Die Entscheidung, diese Bücher als chinesische Geschichtsbücher zu betrachten, wurde erst Ende des 18. Jh. durch Mandschu-Kaiser getroffen.

Über die Beweggründe dieser Herrscher kann man nur spekulieren. F&N meinen, daß in den ersten ca. 100 Jahren nach 1644 die Mandschu-Kaiser noch gehofft haben, ein Weltreich der Mongolen wiederherstellen zu können. Danach assimilierten sie mit Chinesen, änderten die Mentalität und begannen sich für die chinesische Geschichte zu interessieren.

Eine andere mögliche Erklärung liegt auf der Hand: Die Mandschu-Zeit wurde durch intensive Kontakte mit Westeuropa geprägt. Aus Europa kam die Idee der Geschichte und die Demonstration des Gebrauchs der historischen Argumente: durch lange (genauer gesagt, künstlich verlängerte) Geschichte seiner Reiche begründeten europäische Herrscher ihre Ansprüche auf Macht bis zur Weltherrschaft. Auch die katholischen Päpste haben sich schon eine lange Geschichte von schreibwütigen "nördlichen Mönchen" erkaufte und wußten diese "lange Geschichte" zu instrumentalisieren.

In dieser internationalen Atmosphäre war es für chinesische Herrscher nur natürlich, auch die eigene lange Geschichte zu erdenken. Und weil sie schon wußten, daß die europäische Geschichte etwa 2,5 Tausend Jahre mißt (und die jüdisch-christliche - etwas über dreitausend Jahre), war für sie die Versuchung sehr groß, die Europäer auf diesem geistigen Felde zu schlagen. So entstand die ca. viertausend Jahre lange chinesische Geschichte. Weil aber die relativ wenigen ins Chinesische übersetzten Bücher nicht ausreichten, um diese viertausend Jahre lückenlos mit Geschichten zu füllen, besitzt die heutige chinesische Geschichte eine Menge Lücken, schwach beschriebene Perioden, "dunkle" Zeiten. Außerdem findet man in der chinesischen "grauen Vergangenheit" viele Ereignisse aus der wirklichen chinesischen Geschichte des 16.-18. Jh:

- die erst Ende des 17. Jh. errichtete Große Chinesische Mauer wurde in die Han-Dynastie verbannt,
- auch die Büchersammlungen des 18. Jh. wurden der Han-Dynastie zugeschrieben,
- viele aus der europäischen Geschichte bekannten Erfindungen wurden durch die chinesische Geschichte verstreut etc.

Dr. Eugen Gabowitsch 76139 Karlsruhe Im Eichbäumle 85

# Überzeugen oder informieren?

Noch einmal zu Morosows HYPO-Thesen

Eugen Gabowitsch

Mein Leonberger Vortrag über die Entstehung der chinesischen Geschichtsschreibung konnte Herrn H. Schmidt (ZS = Zeiteinsparungen, 1998, S. 497) und auch unseren hochgeschätzten Herausgeber (ZS, 1998, S. 179), die ihn nicht gelesen haben und sich darum nicht ganz richtig an das Gesagte erinnerten, nicht überzeugen. Stellen wir in diesem Zusammenhang die Frage: *Muß jede Veröffentlichung in ZS, jeder Vortrag während des Jahrestreffens unbedingt endgültig und sofort überzeugen?* Gilt das auch für Vorträge, die zwei gegenseitige Positionen in einer wissenschaftlichen Diskussion präsentieren? Wissen wir schon alles? Haben wir kein Bedürfnis, Neues zu erfahren und die Geschichte der Chronologiekritik besser zu verstehen?

Wurde vielleicht der Informationsartikel von G. Lelarge über J. Har douin (ZS, 1998, S. 156-162) veröffentlicht, um alle ohne weitere Argumentation sofort zu überzeugen, daß die gesamte antike Literatur (mit wenigen dort genannten Ausnahmen) im 13. Jh. geschrieben wurde?

Von den neun Büchern von Nikolaj Morosow (s. ZS, 1997, S. 670) ist gerade das erste ins Deutsche übersetzt worden. Alle anderen sind nur auf Russisch vorhanden und stellten noch vor kurzem bibliographische Raritäten dar. Die von Morosow entwickelten Hypothesen und erzielten Ergebnisse spielen eine sehr wichtige Rolle in fast allen Büchern von Fomenko & Nossowski. Seit 1990 sind mehr als 10 dieser Bücher erschienen und nur drei davon (plus ein Fragment zur englischen Geschichte) ins Englische übersetzt.

Was seine neuen Methoden der Chronologie-Kritik und -Analyse betrifft, wurde mir nach mehreren Gesprächen mit 'Zeiteinsparunglern' klar, daß sogar nach der durch H. Illig und Ch. Marx geleiteten Vorarbeit und nach einigen Vorträgen im Berliner Geschichtssalon ein immenser Bedarf an der "Verdauung" dieser Methoden besteht. Ohne ein viel detaillierteres Kennenlernen der neuen Methodik, ohne eine breite Diskussion über ihre Grenzen und Eigenarten, bleibt die Gemeinde der Zeiteinsparungler auf dem Niveau der Sowjetbürger, die Bücher von Solschenitsyn mit Hingabe verurteilten, ohne diese gelesen zu haben (welch Letzteres in der UdSSR immer stolz als Zeichen der Regime-Loyalität hervorgekehrt wurde).

H. Schmidt gehört ohne Zweifel zu den Zeiteinsparern, die schleunigst überzeugt werden wollen. In seiner Erwiderung zeigt er außerdem, was ihm so sehr an meinem Vortrag mißfiel: nicht so sehr die Inhaltslosigkeit der vorgetragenen Behauptungen (da braucht man "gar nicht allzuviel Detailkenntnis" zur Widerlegung), sondern die nicht vorgesehene Bezeugung von "manch Gegenliebe" seitens des Auditoriums. Sollen doch die "aus der russischen Ecke" kommenden Informationen in ZS immer mit skeptischen Bemerkungen über die fehlende Stratigraphieanalyse, Schriftfixiertheit (ZS, 1998, S. 515) oder sogar den postsowjetischen geschichtlichen Revanchismus (ZS, 1997, S. 157) abgetan werden.

Was die Stratigraphie betrifft, bringe ich zusätzlich zu Argumenten aus ZS, 1997, S. 535 auch noch ein Zitat aus Cardona et al. (1998): "Ägyptische archäologische Schichten sind sehr selten. Außer für den prähistorischen Zeitraum waren bis zur zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gar keine bekannt. Bis dahin waren die meisten ägyptischen Stätten *über* dem Boden gefunden worden, *nicht* unter ihm" (Übersetzung von M. Gabowitsch).

Die Methode der archäologischen Evidenz mag in vielen Fällen sehr nützlich sein, wurde von Zeiteinsparern meisterhaft benutzt und führte zu äußerst wichtigen Ergebnissen, darf aber zu keinem Knüppel zur Abweisung der Andersdenkenden degradiert werden.

**Die eiserne Logik des Nichtüberzeugten:** Außer unhaltbarer Behauptungen soll dem wissenschaftlichen Dilettanten Morosow lt. H. Schmidt auch noch das Fehlen jeglicher Logik vorgeworfen werden. Wie die richtige Logik aussehen muß, demonstriert H. Schmidt folgendermaßen: "*Einer der erster* [meine Hervorhebung] Jesuiten in China war der Italiener Matteo Ricci, der 1583 dort eintraf". Darum konnten die Jesuiten erst 1590 mit der Entwicklung eines "simplen Zeichensystems" beginnen (S. 498). Folglich "gilt natürlich das Datum 1583 als erstes mögliches Datum für jesuitische Bemühungen, den Chinesen zu einer Schrift zu verhelfen." (S. 502).

Zuerst zur ungewöhnlichen Bezeichnung des komplizierten chinesischen Zeichensystems als "simplen": Das kann H. Schmidt den Herren Morosow, Fomenko und Gabowitsch nicht unterschieben, das ist sein eigener enorm wichtiger Beitrag zur Entwicklung der Wissenschaft. Und nun zur "eisernen Logik" dieser Schlußfolgerung: Lt. H. Schmidt durften ihm namentlich nicht bekannten Jesuiten, die lt. dtv Brockhaus Lexikon seit 1563 in China weilten, weder "jesuitische Bemühungen" unternehmen, um die chinesische Sprache zu lernen, noch zum Verständnis der Unbrauchbarkeit der lateini-

schen Schrift für die tonale chinesische Sprache gelangen (weitere Aufklärung der den armen Jesuiten für 20 Jahre verbotenen Tätigkeiten s. S. 502 seines Artikels).

Auch durften sie keine Zeitmaschine benutzen, um (seit herk. 710) in die von Illig längst reduzierten drei Jahrhunderte zu reisen und diese dafür zu benutzen, um "unter Berücksichtigung ästhetischer Gesichtspunkte" die japanische phonetische Silbenschrift zu entwickeln. (Sollte jemand verstehen, was die japanische phonetische Silbenschrift mit Morosows Analyse der chinesischen nichtphonetischen Schrift zu tun hat, sollte er mir das bitte erklären. Hätte es nicht vielleicht gereicht, den Lesern der "Zeitensprünge" eines der gängigen Bücher zur konventionellen Geschichtsschreibung der japanischen Schriftsysteme zu nennen, ohne daraus ausführlich und unter Verwendung einer so merkwürdigen Logik zu zitieren?).

Übrigens legten die portugiesischen Galeonen schon 1514 in Guangdong an (Dietsch, 1986), also hatten die Europäer schon fast 70 Jahre vor Ricci die Möglichkeit gehabt, Chinesisch zu lernen. Schon die geographischen Gegebenheiten berücksichtigend, sollte H. Schmidt ahnen, daß die 1542 oder -43 in Japan gelandeten Portugiesen unterwegs auch in China Fuß fassen mußten. Seit 1553 bestand sogar die portugiesische Niederlassung Ama Gao (später Macao) im Süden Chinas, die sich zum "größten Schulzentrum Asiens" entwickelte (Dietsch, 1986). Übrigens wurden gerade die nach Macao segelnden Portugiesen 1542 oder 1543 durch ungünstige Winde als erste Europäer nach Japan gebracht.

Noch ein logischer Fehler von H. Schmidt: Er kommt nicht einmal auf die Idee, daß man die chinesische Sprache vielleicht schon vor Beginn der Seereisen nach China kennenlernen konnte. Auch wenn die Anwesenheit von Marco Polo in China heute bezweifelt wird (Wood, 1996), behauptet doch die konventionelle geschichtliche Auffassung: "Unter Johann von Montecorvino, einem italienischen Franziskanerpater, der 1295 nach Peking eintraf, wurde eine katholische Kirche, wahrscheinlich die erste in China, erbaut. 1304 wurden in Peking 6000 Menschen getauft, drei Jahre später Johann von Montecorvino zum neuen Erzbischof von Cambaluc (=Peking) ernannt. Zwei weitere Franziskanermönche, die ebenfalls in dieser Zeit in China tätig waren, sind Oderich von Pordenone und Johann von Marignolli. Letzterer, von Papst Benedikt XII. 1340 nach China entsandt, erreichte China 1340 auf dem Landweg und wurde 1342 vom Mongolenkaiser in Peking empfangen." (Landstätter/Linhardt, 1983)



"Die mongolischen Herrscher" - lt. Toynbee (1979) - "beschäftigten lieber christliche und moslemische Ausländer in der Verwaltung" als Chinesen (S. 436). So ganz ohne Kenntnis chinesischer Sprache konnten diese Ausländer vermutlich ihre Funktion nicht wahrnehmen. "1275 dienten dreißigtausend christlich-orthodoxe Alanen [...] unter Kublai in China" (ibidem, S. 404).

**Böswillig oder unaufmerksam? Jesuiten oder Chinesen?** Zu Illigs Reaktion auf meinen Vortrag ("Fomenkos Versuch, praktisch alle 'alten' Zeugnisse chinesischer Kultur - von der Schrift übers Porzellan bis zur großen Mauer - in die Zeit nach 1600 und damit als Afterprodukte jesuitischer Missionsanstrengungen hinzustellen, konnte jedoch nicht überzeugen", ZS, 1998, S. 179) muß ich sagen, daß nicht unbedingt nur Fomenko, sondern eher Morosow, und nicht alle und gerade nicht das Porzellan und nicht die Große Chinesische Mauer, sondern Papier, Kompaß, Seide und Schießpulver als fiktive chinesische Erfindungen sieht. Überhaupt hat Fomenko nie einen solchen Versuch unternommen und habe ich über ganz andere Hypothesen berichtet (unter anderem über die Namen europäischer Völker in der chinesischen Geschichtsschreibung).

Noch ein Beispiel: Die große Mauer wurde nicht von wenigen jesuitischen Missionaren, sondern von Millionen von Chinesen als neue symbolische Staatsgrenze, als Zeichen des Stolzes und als Monument der neu errungenen staatlichen Unabhängigkeit errichtet. Was in meinem Vortrag Herrn Illig veranlaßte, eine Verbindung zwischen der großen Mauer und den Jesuiten herzustellen, bleibt für mich ein Rätsel.

Knaurs Kulturführer "China" (München, 1989) beschreibt ein Teilstück der Mauer (S. 47-49) als 3-8 m hoch (für eine Wehranlage keine ausreichende Höhe) und 4 m breit. Sie hat einen Steinsockel, der mit Stampferde gefüllt war (für eine Wehranlage nicht unbedingt die beste Konstruktion). Alle 300 m stehen hohe Wachtürme mit mehreren Aufenthaltsräumen, was für eine Grenzüberwachung nicht ohne Nutzen wäre. "Ergänzt wurde die Anlage durch sog. Feuertürme, die auch während der Nacht die rasche Verbreitung von Nachrichten durch Signale gewährleisteten". Die Mauer "war auch ein 'Weg', an dem wichtige Botschaften, Sendungen und Nachrichten wesentlich rascher und sicherer an ihren Bestimmungsort gelangten, als über die Staatsstraßen". "Die Bauarbeiten begannen 1368 und zogen sich bis ins 16. Jh. hin" (früher waren nur Erdwälle vorhanden). Also kein

Widerspruch mit der Hypothese, daß die Große Mauer eine gut und relativ spät ausgebauten Grenzanlage darstellt.

Die übersetzerische Tätigkeit der Jesuiten hat vermutlich nie das Ziel der Verfälschung der chinesischen Geschichte gehabt. Diese passierte aufgrund der Eigenart der chinesischen Schrift und der Auswirkung der europäischen Mentalität, die die erfundene Länge der eigenen Geschichte zu instrumentalisieren suchte, um die - in Wirklichkeit nicht vorhandene - kulturelle Überlegenheit als Vorwand für die Eroberung der künftigen Kolonien zu benutzen. Gerade diese "gut nachvollziehbaren" "grundsätzlichen Zweifel am 'uralten' China" (ZS, 1998, S. 179) bildeten den zentralen Punkt meines Vortrags.

Die Beschreibung unseres Leonberger Treffens in Heinsöhn (1998) beinhaltet die folgende Erwähnung meines Vortrags: "Von großem Interesse für mich war ein Vortrag über die chinesische Chronologie, die - nach dem russischen Gelehrten Morosow - im 17./18. Jahrhundert von jesuitischen Missionaren errichtet wurde. Das chinesische -1400 als Startpunkt der dortigen Hochzivilisation ist also indirekt auch an die Bibel, d.h. an Moses, gebunden. Die armen Chinesen [oder besser: Jesuiten, füge ich hinzu] konnten nicht wissen, daß erst 1900 die Hochzivilisation in Ägypten, Mesopotamien und Palästina in das Jahr -3000 rückdatiert und Moses als historische Figur des Jahres -1400 verworfen würde. Obwohl sie sich heutzutage anstrengen, zu dieser Periode zurückzureichen, können sie das nicht einfach auf Papier tun. Sie werden Bodenschichten vorzeigen müssen, auch wenn der Westen sich nicht zum Ähnlichen verpflichtet und geprüft sieht." (Übersetzung von M. Gabowitsch)

Auch hier: die Jesuiten! Die armen Kirchenväter haben die aus Europa mitgebrachten Bücher wirklich ins Chinesische übersetzt (oder eher übersetzen lassen: bis heute ist es üblich, einen Übersetzer zu suchen, der in seine Muttersprache übersetzen kann). Und so entdecken wir nebenbei noch einen logischen Fehler bei H. Schmidt: Er kann sich keine chinesischen Mitarbeiter der Missionare vorstellen und verschießt darum sein kritisches Schießpulver umsonst. Die Organisatoren dieser Übersetzungen hatten keine Absicht, die chinesische Geschichte nach europäischem Muster zu schreiben (höchstens die Chinesen durch die christliche Weltanschauung zu beeinflussen).

Die vermutete Verfälschung passierte erstens wegen der im Vortrag beschriebenen Eigenart der - lt. Morosow - ostasiatischen Schrift (so be-

zeichnet er die chinesische Schreibweise, um zu betonen, daß sie auch in anderen ostasiatischen Ländern Verwendung findet oder fand), die jede Übersetzung ins Chinesische sofort als original chinesisch erscheinen läßt, also wegen der - zumindest am Anfang - unabsichtlichen Verwechslung. Und zweitens, weil in der Mitte des 18. Jh. die chinesischen (ich wiederhole: die chinesischen, nicht die europäischen oder jesuitischen) Herrscher des Landes zum Schluß kamen, daß auch China eine lange Geschichte braucht, sogar eine längere als die Europäer, wenn sie den europäischen Ansprüchen auf kulturelle Überlegenheit widerstehen will.

Die praktische Verfälschung und künstlerische Ausdehnung der chinesischen Geschichte wurde durch Chinesen vollzogen. Die Europäer können höchstens wegen ihrer imperialistischen Aktivitäten in Asien und der Verfälschung der eigenen Geschichte (als schlechtes Beispiel für die Chinesen, Inder, Indonesier etc.) beschuldigt werden.

**Die Eurozentristen Morosow und Schmidt:** Bei Morosow und insbesondere bei Fomenko wird der Versuch unternommen, die Chronologie vom Blick aus Westeuropa zu befreien. Eher wird die byzantinische Perspektive als besonders wichtige empfunden. Gerade die ablehnende Reaktion in Europa auf diese Betrachtung zeigt, wo die wirklichen Eurozentristen aufgewachsen sind. Schmidt beschuldigt Morosow, "pointiert eurozentristisch" (S. 505) zu sein und betont dabei, daß gerade die europäischen Feuerwaffen zum großen Teil für die "immense kulturelle Blüte" und "langanhaltende politische Unabhängigkeit" Japans verantwortlich waren (S. 498)!

Die "eurozentristische" Vermutung Morosows zur chinesischen Schrift, "daß diese Schrift selbst erst im 16. Jh. durch die katholischen Missionare entwickelt wurde, die die entsprechende Idee aus der Bekanntschaft mit Alchimie- und Astrologie-Zeichen - und, vielleicht, mit den ägyptischen Hieroglyphen - sowie aus der Schwierigkeit einer phonetischen oder Silben-Schreibweise für Chinesisch ableiteten", bildete keinesfalls die zentrale Aussage meines Vortrags. Zudem habe ich im Vortrag, um diese Vermutung, die keine besondere Wichtigkeit für die Analyse der Genese der Geschichtsschreibung des chinesischen "Altertums" besitzt, zu relativieren, die archäologischen Funde präsentiert, die in Morosows Zeit noch nicht bekannt waren.

Trotz dieser neuen Informationen bleibt auch heute die Entstehung der chinesischen Zeichen und Handschriften (nach Morosow stammen die ältesten davon aus dem 17. Jh.) ein nicht bis zu letzter Klarheit erforschtes

Gebiet. Zweifel an der offiziellen Geschichte des chinesischen Buchs sind groß. Nehmen wir nur die bekannte Abbildung (s. Twitchett, 94, S. 61) der "chinesischen" Erfindung eines rotierenden Lettern-Satzgeräts, das genau ... 24 Fächer für Lettern besitzt, was eher auf die lateinische Schrift hindeutet. Auch wenn die katholischen Missionare für ihre auf Chinesisch geschriebenen Manuskripte und später, ab 1603, auf Chinesisch gedruckten Bücher zuerst ausschließlich ohne europäischen oder ägyptischen Einflüsse in China entwickelten Zeichen als Grundlage verwendeten, ist doch klar, daß sie maßgebend an der Entstehung der heutigen in Druckerzeugnissen verwendeten ost-asiatischen Schrift beteiligt gewesen sind.

Wenn H. Schmidt schreibt, daß China eine Hochkultur mit explizit katastrophischen Merkmalen ist und darum die chinesische Geschichte "mindestens ebensoweit zurückreichen" muß "wie die Geschichte Mesopotamiens," dann hat er vermutlich Recht. Das muß aber nicht bedeuten, daß die vorhandenen Quellen uns erlauben, diese ganze lange Geschichte richtig zu beschreiben und dazu auch noch ohne gravierende Fehler zu chronologisieren. Und es befreit uns nicht von der Pflicht, die heute verwendeten historischen Quellen kritisch zu überprüfen und die Geschichte ihrer Entstehung zu erforschen.

Z.B. behauptet Mikoletzky (1962) ohne genauere Zeitangaben: "Die Chinesen - an sich ein friedliebendes Volk - umgaben alle 1553 Städte ihres riesigen Reiches mit Mauern" (S. 363). Und damit man klar versteht, daß es sich wirklich um 1553 einzelne Befestigungen handelt, schreibt der Autor weiter: Die Chinesen "hielten es nämlich für sicherer, um das ganze Reich eine ebensolche Mauer zu errichten wie um jede einzelne Stadt" (S. 364). Nun findet man leider in keinem Buch über die chinesische Architektur Angaben zu diesen zahlreichen mystischen Mauern.

Lt. Toynbee (1979) konnten etwas später die Oiroten China nur darum nicht unterwerfen, weil sie eine einzige Festung nicht einnehmen könnten: "1449 besiegte der Oirotenchan Esen den regierenden Mingkaiser, nahm ihn gefangen und belagerte Peking" (S. 437). Weil er aber mit den Mauern dieser einer Stadt nicht fertig wurde, wurde China nicht neu erobert (vermutlich verlernten die Mongolen in den vergangenen Jahren, wie man eine Festung nach der anderen, mindestens eine pro Tag - damit es insgesamt nicht länger als fünf Jahre dauert - einnimmt!).

Genormte Vorstellungen von dem, was eine Hochkultur ausmacht, führen meistens in die europazentrische Sackgasse. Sollen wir vielleicht die

Chinesen für unzivilisiert erklären, weil sie die Todesstrafe durch das "Schneiden in 10.000 Stücke", "Anbringen von 1000 Messerschnitten" oder "Aufsägen bei lebendigem Leibe" praktizierten (lt. Scott 1940), und nicht fortschrittliche Werkzeuge wie Pfahl, Garotte und Strang oder Tötungsmethoden wie Verbrennen bei lebendigem Leibe oder Grillen verwendeten? Und überhaupt sollte man die Vorstellung von Hochkulturen von euro- oder zumindest mittelmeerzentrischen Komponenten befreien und aufhören, die Höhe einer Kultur an der Anzahl der einer naturwissenschaftlich-technischen Zivilisation dienenden Erfindungen oder "Entwicklungen" zu messen. Die Kultur des Verhaltens, der Kleidung, des Malens, der Innenarchitektur, der Haushaltsführung, die kulinarische Kultur und vieles mehr können genauso viel oder sogar noch mehr über die kulturelle Entwicklung berichten, wie die Erfindung von Feuerwaffen, Wehranlagen und Folterinstrumenten.

Die vielen "wenn" und "als" von H. Schmidt (S. 503-505) haben einen gewissen Unterhaltungswert, bleiben aber auf der Ebene eines zu allgemeinen Philosophierens. Ob alles, was H. Schmidt für "vollkommen absurd" (S. 505) hält, in Wirklichkeit absurd oder einfach revolutionär neu ist, sollten wir nach dem besseren Kennenlernen einer ganzen neuen historischen Weltanschauung und nicht voreilig nach jedem Vortrag zu dieser wissenschaftlichen Richtung entscheiden.

Danksagung: Ich bin meinem Sohn Mischa Gabowitsch für viele nützlichen Bemerkungen und die Übersetzung englischer Zitate sehr dankbar.

### Literatur

- Cardona, Dwardu et al. (1998): First Dynasty - pre-Flood or post-Flood, Internet Digest, Nr. 1, 16-17
- Dietsch, Klaus Andreas (1986): China Cicerone; München
- Heinsohn, Gunnar (1998): German conference, Internet Digest, Nr.1, S. 16
- Landstätter/Linhardt (1983): China und Japan. Die Kulturen Ostasiens; Wien
- Mikoletzky, Hanns Leo (1962): Der Weg aus dem Gestern; Wien · Heidelberg
- Scott, George Riley (1940): A History of Torture; London
- Toynbee, Arnold (1979): Menschheit und Mutter Erde. Die Geschichte der großen Zivilisationen; Düsseldorf
- Twitchett, Denis (1994): Druckkunst und Verlagswesen im mittelalterlichen China; Wiesbaden
- Wood, Frances (1996): Marco Polo kam nicht bis China; München · Zürich

## Erläuterung des Herausgebers

Dr. Eugen Gabowitsch hat beim Jahrestreffen (23.5.98) über die chinesische Kultur aus Sicht von Morosow und Fomenko vorgetragen. Dies war nicht das erste Mal, daß diese Thematik bei uns vorgestellt wurde. Denn Herr Gabowitsch schrieb z.B. früher im Bulletin [2-97, 298]: "So wurde die Beschreibung der Zeitperiode der römischen Kaiser [...] von katholischen Mönchen im 16. Jh. nach China gebracht, dort ins Chinesische übersetzt und ca. ein Jahrhundert später als die Grundlage der chinesischen Geschichtsschreibung benutzt" (erneut s.S. 124). Im selben Artikel wurde auch die Chinesische Mauer als Bau des 17. Jhs. vorgestellt [2-97, 303].

Insofern sind Grundzüge der Sicht Fomenkos wie Morosows [2-95, 104; 3-97, 533; 4-97, 670] den Lesern bekannt. Herrn Gabowitschs Wunsch, daß ein Beitrag nicht "unbedingt endgültig und sofort überzeugen" müsse (s.S. 130), war hier Rechnung getragen. Insofern war es aus meiner Sicht nicht zwingend, erneut die äußerst problematische Radikalkürzung chinesischer (und übriger) Geschichte den Lesern zu präsentieren. Ich gab aber Herrn H. Schmidt die Gelegenheit, erste Gegenargumente vorzutragen [3-98, 497].

Herr Gabowitsch sah es als Verletzung des Gebots der Fairness an, daß sein Vortrag ungedruckt bleiben sollte. Ich habe mich deshalb bereit erklärt, nicht nur Herrn Gabowitschs Erwiderungen auf H. Schmidt zu bringen, sondern 'rückwirkend' auch den Vortrag selbst. Um nicht in den Verdacht des Manipulierens zu kommen, habe ich bei beiden Texten auf jeglichen Eingriff (Ausnahme Rechtschreibung) verzichtet.

Da der Lektor nunmehr wieder im Amt ist, stelle ich zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse klar, daß es im 98er-Vortrag zur Genese der chinesischen Schrift hieß: "Morosow vermutet, daß diese chinesische Schrift selbst erst im 16. Jh. durch katholische Missionare entwickelt wurde" (vgl. S. 135).

Der jetzige Artikel, der für diesen Vortrag steht, bringt etwas anderes, das die Datierung der Schriftentwicklung um 1000 und mehr Jahre verschieben kann: "Zweitens vermutet Morozow [...], daß diese Schrift selbst erst durch die byzantinischen Missionare entwickelt wurde" (vgl. S. 122). Ich betone dies, weil der jetzige Leser ansonsten die Replik von H. Schmidt in einem wesentlichen Punkt ins Leere laufen sähe. In beiden Fassungen gilt die chinesische Schrift als Entwicklung des christlichen Westens.

Dr. Heribert Illig

# Zur langen Baugeschichte des Mittelalters

Kritik an der überlieferten Chronologie und

Versuch einer Neubetrachtung

Christoph Pfister

Non ex ista recta mentis regula, quae rigida est, hominum facta aestimari possunt, sed illa (Lesbiorum) flexibili, quae non ad se corpora dirigit, sed se ad corpora inflectit, spectari debent.

Man kann die menschlichen Werke nicht aus einer geradlinigen und starren Geisteshaltung heraus beurteilen. Diese Dinge müssen vielmehr mit jenem beweglichen Geist (der Leute von Lesbos) betrachtet werden, welcher den Gegenständen nicht die eigenen Denkweisen aufzwingt, sondern sich ihnen anschmiegt und anpasst.

Giambattista Vico, De nostris temporibus studiorum ratione, 1707  
(Übersetzung: CP)

## Tausend Jahre wie ein Tag? Eine Kapelle über einem Vierecktempel

Oft führt ein Thema von selbst zu einem anderen. Durch die intensive Beschäftigung mit der Vor- und Frühgeschichte, den Kelten, Römern und dem Mittelalter, sind dem Autor in den letzten Jahren auch Fragen zur Zeitstellung gekommen. Das Überdenken der materiellen Zeugnisse, der Quellen und der Aussagen der Forschung, liessen ihn immer mehr an dem herrschenden chronologischen Gerüst vor und nach der Zeitenwende zweifeln. Die vorliegenden Überlegungen beziehen sich vor allem auf die behaupteten Zeiträume nach dem Jahre eins nach Christus.

Da die Forschungen des Schreibers sich an der gallorömischen Engehalbinsel bei Bern entzündet haben, soll hier stellvertretend für andere Befunde ein Bauwerk von jenem Platz besprochen werden, das mit seltener Klarheit ein Problem in der überkommenen christlichen Zeitrechnung aufzeigt.

Das Zentrum der Engehalbinsel nördlich von Bern, der Stelle eines keltischen Oppidums, bildete in römischer Zeit eine merkwürdige Arena, die der Autor in dieser Zeitschrift besprochen und neu gedeutet hat [Pfister 1997, dort zum folgenden bes. Abb. II]. Etwa zweihundert Meter nördlich des Rundbaus sind durch Ausgrabungen seit Beginn dieses Jahrhunderts drei

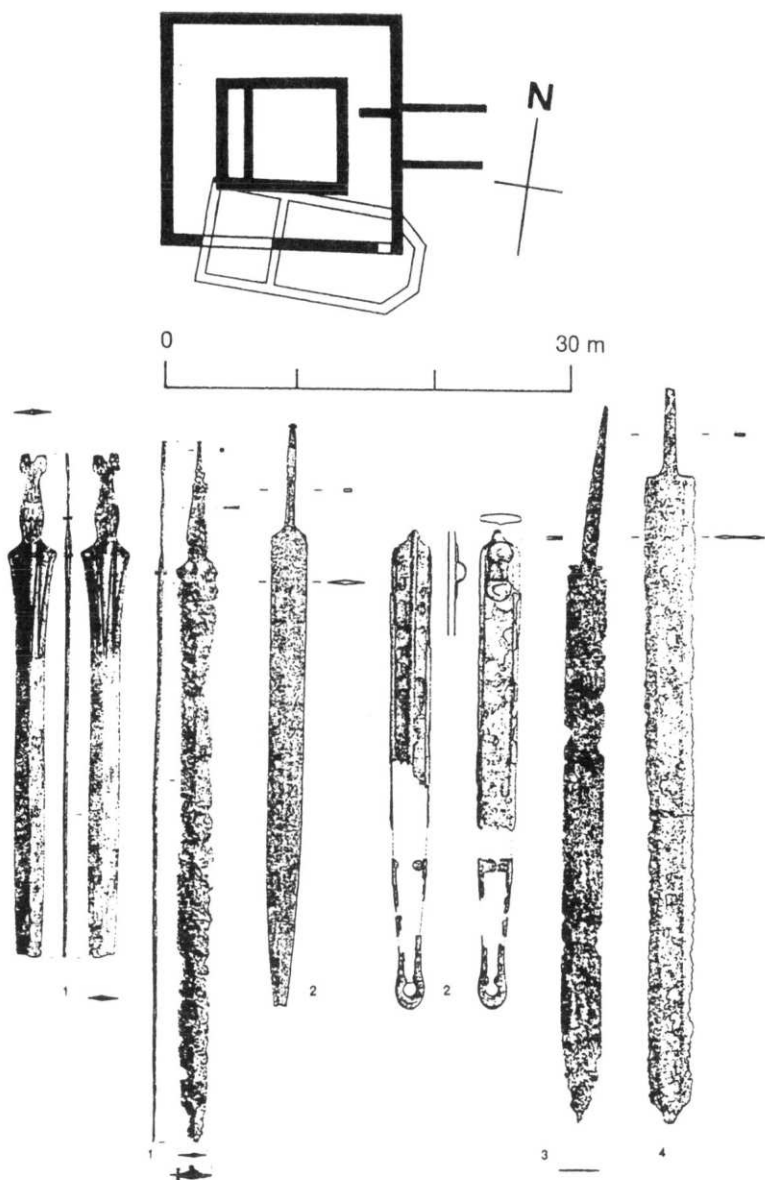


Abb. 1: Grundriss des gallorömischen Vierecktempels I und der Aegidius-Kapelle; Bern, Engehalbinsel [Drack/Fellmann 363] Abb. 2: Schwerttypen von der Hallstattzeit (1) bis in die Völkerwanderungszeit (4) [nach Menghin 13]



nahe beieinander liegende sogenannte gallorömische Vierecktempel festgestellt worden. Die Bauwerke sind in ihren Grundrissen und Massen so typisch wie die anderen derartigen Strukturen, die in Gallien, Germanien und hier in Helvetien entdeckt wurden. Die Tempel gelten als Kultbauten für die autochthonen keltischen Götter, welche im römischen Pantheon ein gleichberechtigtes Dasein geführt hätten.

Welchen Gottheiten die drei Tempel bei der Arena auf der Engehalbinsel geweiht waren, wissen wir nicht. Aber dass sich die keltische Bären- und Ortsgöttin Dea Artio darunter befunden hat, kann begründet vermutet werden [Pfister 1997, 638f]. Und wollte man für die Tempelbauten eine Datierung liefern, so wäre das erste nach-christliche Jahrhundert - gemäss der konventionellen Chronologie - sicher sehr plausibel. Die Archäologie lässt die römische Besiedlung der Engehalbinsel im 3. Jh. aufhören. Das wäre der Zeitpunkt der Zerstörung der obigen Sakralbauten.

Interessant für die vorliegenden Überlegungen ist der östlichste der drei gallorömischen Umgangtempel der Enge, von der Forschung als Tempel I bezeichnet (Abb. 1): Über den Grundmauern des heidnischen Baus nämlich wurde im Spätmittelalter eine Kapelle errichtet, deren Geschichte wir kennen. Der kleine Sakralbau muss zu Beginn der 1340er Jahre - wohl aus Dank für den ersten grossen Schlachtensieg der Stadt Bern bei Laupen 1339 - erbaut worden sein. Eingeweiht wurde die Kapelle 1344, und verehrt wurde darin der heilige Aegidius - auch St. Gilg genannt, nach seiner Herkunft aus St-Gilles in der Provence - einer der vierzehn Nothelfer der katholischen Kirche. Der Kultbau entwickelte sich im spätmittelalterlichen Bern zu einem nahegelegenen Wallfahrtsort. Immer wenn Krieg, Seuchen oder anderes Unglück drohte, zogen die Stadtbürger zu St. Gilg in der Enge, um von ihm Fürbitte zu erhalten. Aber die Kapelle diente weniger als zweihundert Jahre ihrem Zweck: 1528 führte der Stand Bern die Reformation ein, und in der Folge wurde das kleine Gotteshaus 1532 abgerissen.

Nun ist es keineswegs aussergewöhnlich, sondern im Gegenteil häufig, dass Kirchen, Kapellen und Klöster über heidnischen Kultstätten errichtet wurden. Aber hier gibt es einige Merkwürdigkeiten, die stutzig machen.

Der Tempel I auf der Engehalbinsel hat eine Ausrichtung von 351° NW. In dem System der keltischen Landvermessung, das der Autor herausgefunden hat, ist dies der Winkel mehrerer Achsen, die über die Halbinsel und deren Umgebung laufen. Die Kapelle hingegen ist genau geostet, was an und für sich für mittelalterliche Gotteshäuser die Regel ist. Aber man

kann nachweisen, daß die von der Aegidius-Kapelle bestimmte Ost-West- und Nord-Süd-Achse Fixpunkte anpeilt, die aus viel früheren Zeiten stammen: keltische Wallspitzen, Erdburgen, Schalensteine. Besonders bestimmt die Kapelle auch die Kreuzgasse, die exakt von Norden nach Süden verlaufende Transversalachse des angeblich hochmittelalterlichen Grundplans von Bern. Aber was wusste man im Spätmittelalter noch von einer vorrömischen Limitation? Das ist ebenso merkwürdig wie der schon erwähnte Umstand [Pfister 1997, 660], dass die Spitalgasse, die Hauptachse der Stadterweiterung Berns im 14. Jh., nach einem Vermessungsazimut ausgerichtet wurde, der vom Osttor der Römerstadt Aventicum (Avenches) herführte. Aber Aventicum war nach herkömmlicher Ansicht schon vor über tausend Jahren zerstört worden - wahrscheinlich zeitgleich wie die gallorömischen Tempel in der Enge.

Wir kommen zum entscheidenden Punkt: Zwischen dem Ende der Antike hier und dem Bau der Kapelle klafft eine Zeitlücke von über tausend Jahren. Wie soll man eine solche Kluft erklären? Ist die offizielle Ereignisgeschichte wirklich so solide und plausibel, um diesen enormen chronologischen Hiatus zu überbrücken? Oder stimmen die Daten und Epochenlängen der älteren Zeiten ganz einfach nicht?

Eine weitere Überlegung ist anzufügen. Die erwähnte Kapelle wurde genau über den Fundamenten des Vierecktempels errichtet. Wer aber hätte nach tausend Jahren, ohne Archive und ohne glaubwürdige Überlieferungswege, noch wissen können, wo genau im Boden eine alte sakrale Struktur zu finden ist. Mehr noch: Weshalb haben die spätmittelalterlichen Baumeister ihre Kapelle gerade über dem Tempel I erbaut, wo sich doch unweit davon noch zwei andere Tempelfundamente angeboten hätten. Man bekommt den Eindruck, als ob die Leute damals noch gewusst hätten, welcher Gottheit jeder der drei Tempel geweiht war. Aber aus einer so riesigen Zeitentfernung ist ein solches Wissen schlechthin unvorstellbar.

Hier wie bei anderen Objekten kam dem Autor vor zwei Jahren die ebenso interessante wie beunruhigende Vermutung, dass die gallorömische Zeit bis weit ins Hochmittelalter hineinragt, dass also ein behaupteter kulturgeschichtlicher Zeitraum von etwa tausend Jahren zu einem Tag zusammenfällt. Der Verdacht schien zuerst zu gewagt zu sein, sodass der Schreiber ihn verdrängte. Aber: *naturam expellas furca, tamen usque redibit*. Aus dem Zweifel an der herkömmlichen Geschichte sind die vorliegenden Ausführungen entstanden.

Nun wissen die Leser dieser Zeitschrift und die Forscher dieses Kreises bereits seit Jahren, dass neben den vielen notwendigen Zeitkürzungen in der Vorzeit und Frühzeit auch die christliche Chronologie revisionsbedürftig, weil zu lang ist. Heribert Illig hat hierzu seit 1991 auch eine konkrete These formuliert: Im europäischen Frühmittelalter sind das siebte, achte und neunte Jahrhundert als fiktiv anzusehen, die christliche Zeitrechnung ist damit um runde dreihundert Jahre zu kürzen. Aber die oben als Beispiel beschriebenen zwei Baustrukturen verschiedener Epochen zeigen, dass drei Jahrhunderte Kürzung nicht ausreichen, die Zeitdifferenz muss viel grösser sein. Doch bevor man neue Überlegungen macht, müssen ein paar grundsätzliche und methodische Elemente vorausgeschickt werden.

Der Autor hält seit geraumer Zeit zu der Auffassung, dass die europäische Geschichte im Grunde erst ab dem 14. Jh. plausibel, weil genügend durch schriftliche Quellen abgesichert ist.

Vor etwa 1300 gibt es zwar auch noch schriftliche Überlieferung; aber diese wird, je weiter man auf der Zeitachse zurückschreitet, desto spärlicher, unergiebig, fragwürdiger. Vor dem 11. Jh. scheint es überhaupt keine nennenswerten schriftlichen Quellen mehr zu geben - wenn man von Inschriften und Münzen absieht. Und ein Grossteil der hochmittelalterlichen und erst recht der "frühmittelalterlichen" und "antiken" Textüberlieferung ist erst im Spätmittelalter und in der Renaissance entstanden.

Weil die Ereignisgeschichte vor dem späten Mittelalter verschleiert ist und nach wenigen Jahrhunderten fast ganz aufhört, bleibt als Erkenntnisquelle für die älteren Kulturepochen im Grunde nur das Studium der materiellen Überlieferung, also der Bodenfunde und der Bauten. Die einzig taugliche Methode ist die, dass man die Artefakte versucht, zeitlich einzuordnen nach den Kriterien von älter, jünger oder gleichzeitig. Genaue Daten lassen sich daraus natürlich nicht gewinnen, man ist auf mehr oder weniger grobe Schätzungen angewiesen. Ein solches Vorgehen ist mühsam und undankbar, aber einzig richtig. Die offizielle Wissenschaft hat sich deswegen hoffnungslos in Widersprüchen und Aporien verheddert, weil sie immer noch dem Wahn huldigt, exakte Daten liefern und die Fakten genau verorten zu können. Aber in der Vorgeschichte bleibt nichts anderes übrig, als eine Art Unschärfeprinzip anzuerkennen, wie das die Atomphysik schon seit siebzig Jahren kennt.

Der Autor möchte auch deutlich machen, dass die nachfolgenden Ausführungen nicht unbedingt als Versuch einer Zeitkürzung zu verstehen sind,

weil der methodische Ansatz anders ist. Zeitkürzung bedingt, dass von einem als sicher genommenen Anfangs- und Endpunkt ausgegangen wird, zwischen denen dann versucht wird, ein zeitliches Kürzungsintervall zu bestimmen. Hier jedoch soll vom Anfang der sicheren Geschichtszeit - nach Meinung des Schreibers also dem Hoch- und Spätmittelalter - gewissermaßen chronologisch zurückbuchstabiert und abgeschätzt werden, wie weit zurück man eine Kulturentwicklung begründen kann. Das Gebot der Kontinuität muss dabei ebenso berücksichtigt werden wie die logische Plausibilität. Die Zeitkürzungen ergeben sich dabei als Nebenergebnis im Vergleich mit den langen Zeiten der offiziellen Chronologie.

Der vorliegende Versuch einer Neuschätzung der jüngeren geschichtlichen Vorzeit ist gewagt, denn er bedingte, dass man die ganze Überlieferung neu durchsehen würde - ein Unterfangen, das die Möglichkeiten eines Einzelnen bei weitem übersteigt. So will sich der Autor hier auf Marginalien zu ausgewählten Themen der baulichen Überlieferung beschränken: Oppida, Burgen, römische Festungen und ein paar Sakralbauten. Aber die wenigen Beispiele haben nach Meinung des Verfassers schon genügend Beweiskraft, um aufzuzeigen, dass zwischen Altertum und Spätmittelalter ein riesiger zeitlicher Leerraum ist, "dass die Grenzen zwischen Antike und Mittelalter mehr als schwammig sind" [Davidson/Luhmann 128].

### **Keltische Oppida zwischen Bronzezeit und Hochmittelalter**

Obwohl es im folgenden vor allem um das sogenannte Frühmittelalter geht, müssen die Überlegungen bei der Vorgeschichte, genauer gesagt der vorrömischen Zeit, einsetzen. Denn wenn die Datierungen zu schwanken beginnen, geraten auch festgefügte Kulturepochen ins Rutschen. Das Altertum findet sich plötzlich im Mittelalter oder umgekehrt. Eine Betrachtung der vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen, der Oppida, zeigt dies deutlich.

Die Oppida als "älteste Städte nördlich der Alpen" [Buchtitel von Collis] gelten als typische Baustrukturen der Keltzeit. Die meisten Anlagen werden sogar als "spätkeltisch" eingeordnet. Dies aus zwei Gründen. Zum ersten stützt man sich auf die Textüberlieferung, also auf die Julius Caesar zugeschriebene Schrift "Der Gallische Krieg", wo erstmals der Begriff Oppidum auftaucht und wo auch der genaue Aufbau von keltischen Wällen beschrieben wird. Zweitens ist das archäologische Moment evident, denn die meisten Oppida liegen stratigraphisch unmittelbar vor oder am Beginn der Römerzeit. Aber die Datierung dieser Befestigungen ist trotzdem nicht

fix, sondern zeigt markante Abweichungen, sowohl nach unten wie nach oben. Als guterforschte Beispiele sollen hier der Staffelberg, der Uetliberg, Zavist und Zähringen erwähnt werden.

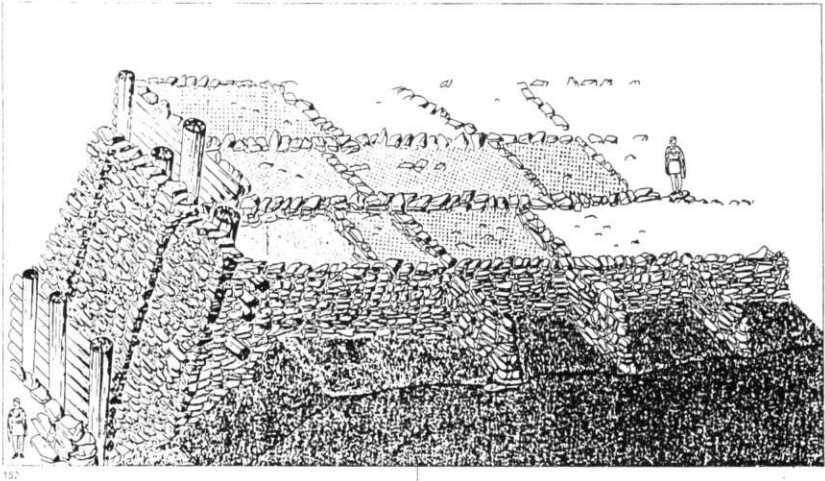
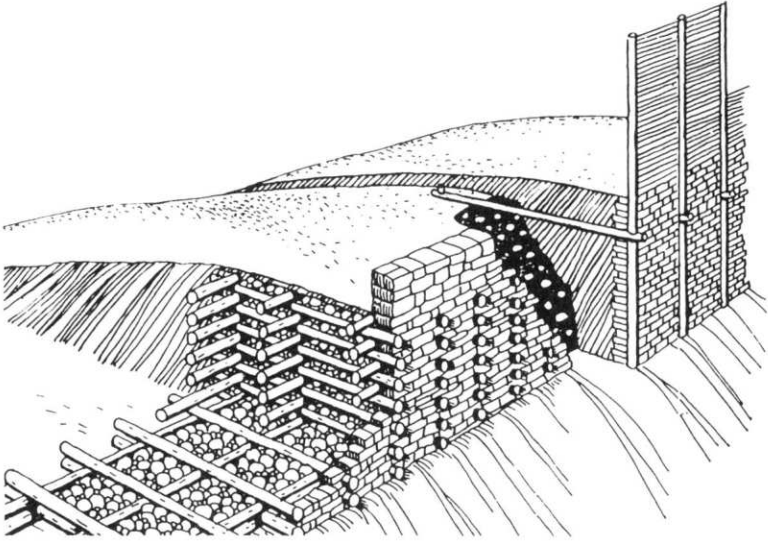
Der Staffelberg bei Staffelstein am Obermain in Franken [Kelten 94ff] bot den Archäologen eine vollständige Besiedlungsfolge von der Steinzeit bis zum Ende der Keltenzeit. Es beginnt mit bandkeramischen Spuren ("6. Jahrtausend v. Chr."), gefolgt von der Michelsberger Kultur ("4. Jahrtausend v. Chr."), hierauf viel jüngeren Schnurkeramikern, um schliesslich in einer ersten Phase mit einer urnenfelderzeitlichen Siedlung auszulaufen, die "Ende des 11. Jahrhunderts v. Chr." aufgegeben wurde. Klaffen schon zwischen diesen erwähnten Siedlungsspuren enorme Dark Ages, so soll es bis zur ersten Befestigung des Hochplateaus "Ende der Hallstattzeit" wiederum eine mehr als halbttausendjährige Lücke geben. Dieses erste Oppidum soll dann irgendeinmal abgebrannt und für runde zwei Jahrhunderte verlassen worden sein. Dann erst kam das spätkeltische Oppidum mit Wällen, in der Technik der Pfostenschlitzmauer erbaut. Auf rätselhafte Weise soll die Höhenfestung Staffelberg mit seiner Akropolis "in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr." aufgegeben worden sein.

Die angeblich nur punktuelle Belegung des Platzes macht stutzig; sie wird ganz offensichtlich deswegen behauptet, um die Spuren der verschiedenen Epochen in die überlange offizielle Chronologie der Vorzeit zwingen zu können. Dann ist merkwürdig, dass das Oppidum noch vor der Römerzeit verlassen worden sein soll. Die gleiche Behauptung steht für das Ende von Manching.

Der Uetliberg bei Zürich [vgl. Drack/Schneider] ist eine typisch vorge-schichtliche Höhenfestung, bestehend aus einer Burg oder Akropolis an der höchsten Stelle, der eine innere, kürzere und eine äussere, längere Wallbefestigung vorgelagert ist. Die Wallstrukturen und sogar ein Torzugang beim inneren Wall sind noch heute gut erkennbar und zeigen einen spätkeltischen Befestigungstypus. Doch sind sich die Forscher bei der Datierung sehr sicher: Aufgrund von Funden auf den Wallkronen gelten die Wälle als "urnenfelderzeitlich". Zeitlich ebenso verwirrend sind die Befunde auf der höchsten Stelle des Uetliberges, der Utoburg. Dort soll eine römische Warte, eine spätrömische Befestigung und nachher eine mittelalterliche Burg gestanden haben. Genau lassen sich die sichtbaren und festgestellten Mauerspuren nämlich nicht deuten.

Es ist auffallend, dass sich die Datierungen innerhalb der beiden vorge-schichtlichen Eisenzeiten entweder auf den Anfang oder das Ende der be-treffenden Epoche festlegen. Dazwischen scheint es nichts zu geben. Ein typisches Beispiel hierfür ist das Oppidum von Zavist, am rechten Moldau-ufer unterhalb von Prag [Drda/Rybova 70ff, 120, 167]. Bei dieser Höhenfestung werden drei Befestigungsphasen unterschieden, eine erste in der ausgehen-den Hallstattzeit und zwei andere in späteltischer Zeit. Interessant in chronologischer Hinsicht ist hier der Vergleich zwischen den angenomme-nen Aussehen der älteren und der jüngeren Toranlage: Der Wallverlauf und die Wallstruktur ist gleich, und auch die Unterschiede in der Torbefestigung sind nicht enorm. Aber zwischen diesen beiden Werken sollen über vier-hundert Jahre liegen; denn die ältere wird in die ausgehende Hallstattzeit, "ca. 500 v. Chr." gesetzt, die jüngere dagegen ans Ende der La Tene-Zeit, "ca. 50 v. Chr.". Nach dem letzteren Datum soll Zavist aufgegeben worden sein. Das angebliche Ende der Keltzeit durch das Erscheinen von Julius Caesar gilt offenbar auch in Böhmen imperativ.

Die seit 1985 angestellten archäologischen Untersuchungen auf dem Zähringer Burgberg bei Freiburg im Breisgau (vgl. Abb. 3) liefern weitere Facetten für die im Grunde ungläubwürdige und frei durch die Kulturrepo-chen flottierende Datierung der Oppida. Dieser Berg [vgl. Alamannen 106, 154], auf welchem im Hochmittelalter die Herzöge von Zähringen ihre Stammburg errichteten, wurde in unbekannter Zeit zur mächtigen Bergfe-stung ausgebaut. Konstruiert wurden die Terrassen in Murus Gallicus-Technik, in Form von grossen Steinpaketen, welche durch Pfostenreihen und Armierungsbalken zusammengehalten wurden. Merkwürdig werden diese imposanten Bauten, weil die Archäologie sie in eine fragwürdige Ereignisgeschichte einordnen will. Die Terrassen sollen "ab 300 n. Chris-tus" errichtet worden sein. Der Zähringer Burgberg sei zum politischen und militärischen Zentrum der alamannischen Könige des Breisgaus ausge-baut worden. Die Vermutung des Autors, dass die Alamannen (und Fran-ken) in spätrömischer Zeit eine Erfindung des 15. Jhs. sind, soll hier ausge-lassen werden. Aber man muss festhalten, dass es schlicht unverständlich ist, wie da in Sichtweite von den Grenzen des Römerreiches - das seit Jahrhunderten Mörtel verwendete - hier noch in dieser altertümlichen Technik Befestigungen gebaut wurden. Aber der Widerspruch liesse sich auflösen, wenn man die chronologischen Verwerfungen berichtigen würde.



**Abb. 3:** *Murus Gallicus*, mit Steinen/Erdrich aufgefülltes Holzgefach, an der Frontseite mit Steinen verkleidet [Cunliffe 64] **Abb. 4:** Rekonstruktion der Terrassenfront des Zähringer Burgberges bei Freiburg/Breisgau [Alamannen 154]



Die orthodoxe Wissenschaft ist nicht nur geneigt, die Kulturepochen zu lang währen zu lassen und damit den raschen kulturellen Wandel zu ignorieren; sie versteht die Epochen zudem als strenge Abfolge, wo man eher ein weitgehendes Überlappen annehmen muss. Die technologischen Entwicklungen liefen zum Teil parallel; besonders "die Kenntnis des Eisenschmelzens entwickelt sich gleichzeitig mit der Bronzemetallurgie" [Illig 1988, 131]. Die relative Gleichzeitigkeit vieler Artefakte führt dann zu so disparaten Baudatierungen von bronzezeitlich bis völkerwanderungszeitlich. Am Beispiel der Langschwerter lässt sich diese zeitliche Nähe deutlich erkennen (Abb. 2). Das Langschwert, die Spatha, gilt als Leitfund der Völkerwanderungszeit, wenn da nicht die auffallende Ähnlichkeit mit entsprechenden Schwertern der La Tène- und sogar der Hallstattzeit wäre. Und ähnliche Schwerter besaßen auch die Ritter des Hochmittelalters. Die Vorgeschichte ragt also offenbar weit ins Mittelalter hinein.

Oppidastrukturen, Schwerttypen und andere Indizien legen nahe, die jüngere Eisenzeit ganz oder vorwiegend zeitgleich zur klassischen Römerzeit zu setzen. Das würde einen kulturellen Dualismus zwischen Kelten und Römern bedeuten - ein Gedanke, an den man sich erst gewöhnen muss. Aber auch die Archäologie hat die Idee schon vorgebracht: Bei den letzten Bodensondierungen auf der Engehalbinsel bei Bern sprachen die Ausgräber eine keltische und römische "Misch-Schicht" an. Und obwohl die Textüberlieferung hier im allgemeinen ausgeklammert wird, soll gleichwohl auf ein ikonographisches Indiz hingewiesen werden, das die Parallelität von Kelten- und Römerzeit belegt. In dem aus spätmittelalterlicher Zeit erhaltenen *Corpus agrimensorum Romanorum* gibt es eine Abbildung [z.B. Chouquer/Favory 62f], welche neben einer augusteischen Koloniestadt (*colonia Augustea*) auch ein Oppidum (*oppidum Atelle*) zeigt.

Keltische Oppidastrukturen waren für die spätere Stadtentwicklung die prägenden Grundformen. Die offizielle Städteforschung hat die Neigung, den Anteil sowohl der Römerzeit wie den des Hochmittelalters zu überschätzen. Das *pattern* des Oppidum hat sich gegenüber den römischen Grundmustern an den meisten Orten nördlich der Alpen durchgesetzt. Das ist eine Tatsache, die nur deshalb nicht immer klar hervortritt, weil spätere Siedlungs- und Bautätigkeit die Grundstrukturen häufig verwischt haben. Und die angeblich typischen Merkmale einer zähringischen Gründungsstadt [Divorne 80ff] wie breite Marktgasse, dominante Quergasse (Kreuzgasse), Rasterplan und Burg am Rande des Platzes können in vielen Fällen nach-

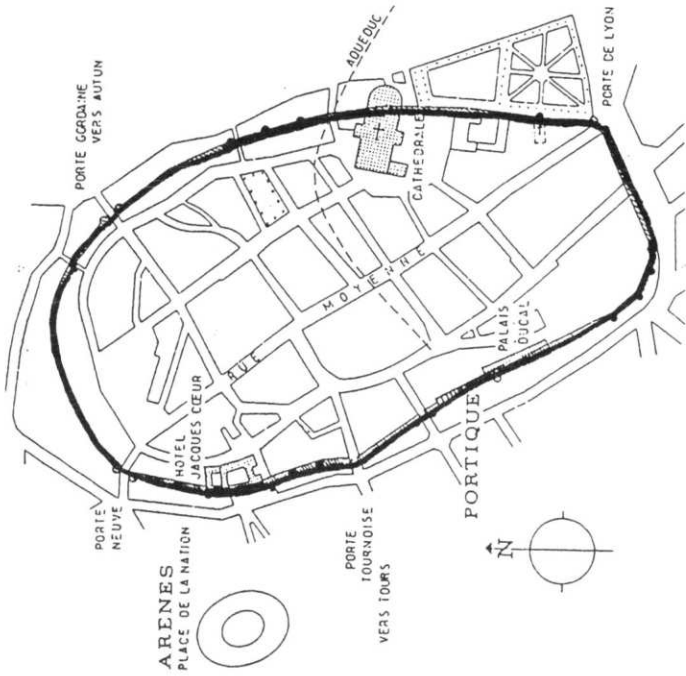


weislich auf keltische Vermessungen zurückgeführt werden [vgl. Pfister 1997, 647ff].

Sowohl Burgen wie Oppida haben häufig typische Grundformen. Hier soll als Beispiel die häufig vorkommenden Ovalstrukturen erwähnt werden. Fast einen Idealtypus, auch was die gute Erhaltung betrifft, stellt die Knebelburg, eine mächtige Erdburg auf dem langgestreckten Jensberg südlich von Biel im Berner Seeland dar. Die Ringwallanlage mit überhöhtem Burghügel ist gleichsam als Vorwerk eines 1,1 km weiter östlich gelegenen Keltenwalles zu verstehen, der den Hügelzug gegen Westen abschnitt. In grösseren Ausmassen finden sich solche Ovalstrukturen als Grundformen vieler Oppida. Als zweites Beispiel eines solchen, später nie überbauten, Platzes sei hier das Michelsberger Erdwerk in der Eifel erwähnt.

Viele Oppida haben diesen ovalen Grundriss, der dann das Grundmuster für hochmittelalterliche Städte abgab. Villingen (Abb. 5a) gilt als originale Zähringergründung des 12. Jhs., während Bourges (Avaricum) (Abb. 5b) immerhin als Oppidum der Bituriger anerkannt ist, bevor es zu einer gallorömischen Stadt wurde. Als Beispiele von ovalen Stadtanlagen seien hier erwähnt: Sopron/Oedenburg in Westungarn, Worms, dann in Gallien Cahors, Metz, Reims, Sens; in Spanien Huesca, in der Schweiz das mittelalterliche Städtchen Avenches.

Für die Zeitstellung lässt sich aus der Betrachtung der Oppida ablesen, dass diese Baustrukturen häufig eine Kontinuität der Benutzung von der Bronzezeit bis ins Hochmittelalter aufweisen. Wenn die postulierte, aber von der offiziellen Forschung nie bewiesene Kontinuität antiker und mittelalterlichen Zentralorte [Illig 1988, 150ff] zu beweisen ist, dann bei den Oppida. Die prägende Kraft solcher Siedlungs- und Befestigungsstrukturen tritt allerdings nur deutlich hervor, wenn man die Kulturepochen kürzt. Setzt man die spätkeltischen Oppida kurz vor die Römerzeit und lässt sie im 12. Jh. als hochmittelalterliche Stadtgründungen wiederaufstehen, so schafft man nicht nur einen unhaltbaren chronologischen Hiatus von weit über tausend Jahren, sondern führt auch jede halbherzige Behauptung einer Kontinuität ad absurdum. Die Keltenzeit muss also gleich unterhalb des Hochmittelalters liegen, zum grossen Teil gleichzeitig und in einem Spannungsverhältnis zur römischen Siedlungskultur.



**Abb. 5a:** Villingen (Baden-Württemberg) [aus Zähringerstädte, o.S.] **Abb. 5b:** Bourges [nach Pelletier, 237]

## Erdburgen und Steinburgen

Burgenforschung ist Steinburgenforschung, nicht erst seit Bodo Ebhardt und Otto Piper. Das ist im Grunde verständlich, denn mit dem Begriff Burg assoziiert man das Rittertum und eine markante Architektur in der Landschaft. So ist auch für die Forschung die Untersuchung von Mauern alleweil lohnender und spektakulärer als die Beschäftigung mit blossen Erdstrukturen wie Burghügeln, Wällen und Gräben.

Der Autor ist hier anderer Meinung und widmet sich seit Jahrzehnten der Betrachtung der sogenannten Erdburgen. Aber die Ausbeute an Erkenntnissen über diesen Burgentyp blieb bis vor kurzer Zeit mehr als dürftig. Man nimmt an, dass Erdburgen älter sind als Steinburgen und dass die Erdbefestigungen durch hölzerne Elemente verstärkt waren; deshalb auch der Begriff Holzburg. Weil wissenschaftlich wenig herauszuholen ist, muss man auch einen grossen Mangel an Literatur und vor allem an systematischen und modernen Planaufnahmen über diesen Burgentyp konstatieren.

Etwas ist bei der Erwähnung von Erdburgen in älterer und jüngerer Zeit vorweg festzustellen: Während zu Beginn dieses Jahrhunderts diese Erdwerke und Ringwälle noch häufig als "keltisch" oder "alemannisch" angesprochen wurden, so ist man in den letzten fünfzig Jahren zurückhaltend geworden und spricht bloss von "Erdwerken unbekannter Zeitstellung", von "Erdburgen ohne urkundliche Hinweise" oder von "prähistorischen Befestigungen" [Burgenkarte passim]. Die Zurückhaltung in der Benennung ist angesichts fehlender Zuschreibungs- und Datierungsmöglichkeiten verständlich; aber die Neugier bleibt bestehen.

Die nach 1945 entwickelte Mittelalter-Archäologie mit ihren entwickelten Nachweismethoden hat jedoch auch für die Erforschung von Erdburgen etwas abgeworfen. Die Möglichkeit, unter günstigen Umständen ehemalige Pfostenlöcher im Boden nachweisen zu können, lässt nun auch Aussagen über Holzburgen zu. Die erste bedeutende Grabung erfolgte um 1950 beim Husterknupp im Rheinland [vgl. Zeune 148ff], einer Wasserburg, die in mehreren Etappen verstärkt und ausgebaut wurde. Die zweite wichtige Sondierung fand 1982 bei der Erdburg Salbüel im Kanton Luzern statt [ebd]. Dort liess sich eine palisadenbewehrte ovale Anlage mit hölzernen Innengebäuden nachweisen. Aber grundlegend neue Erkenntnisse über die Ursprünge der Burgen hat keine der beiden oben erwähnten Anlagen gebracht. Auch die Datierungsvorschläge sind sehr konventionell: Man setzt die

Ursprünge der Erdwerke ins 10. Jh. und lässt deren Entwicklung ins Hochmittelalter weiterlaufen.

Interessante neue Aufschlüsse über die Datierung von Erdburgen lassen sich aus Manfred Zellers Überblick über die Chronologie von slawischen Erdwällen in Ostdeutschland gewinnen [Zeller 1996]. Diese werden als Fortsetzung des germanischen Burgenbaus angesehen - allerdings mit einem mehrhundertjährigen Hiatus dazwischen. Man versuchte, diese Erdwälle als "karolingisch" bis "ottonisch" zu verorten. Aufgrund der Bodenfunde jedoch ergibt sich "bereits innerhalb der herkömmlichen Chronologie, daß Wallburgen vor 900 nicht in grösserer Zahl errichtet worden sind" [Zeller 517]. Das würde bedeuten, dass Erdburgen und Ringwälle wohl älter als 1000 Jahre, aber keineswegs doppelt so alt sein können.

Auf die Erdburgen folgt die klassische Zeit der Ritterburgen, also der Steinburgen. Die hauptsächlich genannten Gründungsdaten für diese Burgen, die der Autor etwa aufgrund der Durchsicht des neuen Schweizer Burgenführers von Bitterli [1995] gewonnen hat, fallen in das 12. und 13. Jh. - was auch dann sehr plausibel ist, wenn man die fragwürdige urkundliche Überlieferung weglässt. Nach 1300 sind nur noch wenige Neugründungen von Burgen mit fortifikatorischen Zwecken erfolgt, dagegen werden ab diesem Datum häufige Burgenbrüche - besonders durch die aufstrebenden Städte - erwähnt.

Bei den keltischen Entdeckungen im Berner Mittelland im vorletzten Jahr ist dem Autor bei der Neubegabung einiger schon besuchter Erdburgen plötzlich die Einsicht gekommen, dass diese befestigten Plätze keltischen Ursprungs sein müssen [Pfister 1997, 643f]. Jede Burg spricht als Fixpunkt, aber häufig auch durch die besondere Orientierung von geradlinigen Wällen und Gräben auf die keltische Landvermessung an. An Gräben und Terrassen, die aus dem Fels gehauen sind, gibt es häufig überhaupt keine Zweifel an ihrer vorzeitlichen Entstehung. Damit kam auch die deutliche Unterscheidung zwischen Burgen und Oppida ins Wanken; diese sind nämlich häufig miteinander verbunden, was die "Akropolis" auf dem Staffelberg belegt oder die Utoburg auf dem Uetliberg. Und deshalb auch gehört zu jeder "zähringischen" Stadtgründung eine meist an ihrer Peripherie gelegene Burg [Divorne 87].

Die Erkenntnis, dass Erdburgen keltisch, also vormittelalterlich oder vorzeitlich sind, zwingt zu einer Neubetrachtung des Verhältnisses zwischen Erd- und Steinburgen. War die bisherige Forschung wohl immer der Meinung, die Hochburgen seien Neugründungen an bisher unbelegten Plätzen

gewesen, so muss man jetzt zwingend annehmen, dass jeder Burgplatz in seiner Grundstruktur keltisch ist. Die hochmittelalterlichen Steinburgen sind also grundsätzlich alle in schon bestehende Erdburgen hineingebaut worden. Die Holzburg verwandelte sich in eine Steinburg.

Die letztere Behauptung konnte die Mittelalter-Archäologie an einem Ort auch schlüssig beweisen: Bei der Untersuchung des Burgturmes von Schloss Nidau bei Biel fand man heraus, dass der heutige Turm um einen älteren Holzturm herum aufgemauert wurde [vgl. Zeume, Abb. S. 122].

Entgegen der allgemeinen Meinung sind die Steinburgen gegenüber den Erdburgen keineswegs unbedingt in der Überzahl. Eine Auszählung, die der Autor nach den Angaben der Schweizerischen Burgenkarte [Burgenkarte] gemacht hat, ergab für den Kanton Zürich ein Verhältnis von etwa 1:1, für den Kanton Bern jedoch ein deutliches Übergewicht von etwa 2:1 für die blossen Erdwerke.

Die plötzliche Erkenntnis, dass fast alle Burgplätze keltisch sein müssen, bedeutete für den Schreiber auch die Erschütterung der herkömmlichen Chronologie. Wenn man die spätkeltische Zeit mit etwa 100 vor, und den hochmittelalterlichen Burgenbau mit etwa 1100 nach der Zeitenwende ansetzt, so tut sich auch hier eine enorme Zeitkluft auf. Da es absurd ist anzunehmen, dass die mittelalterlichen Erbauer der Steinburgen Plätze ausgewählt hätten, die mehr als tausend Jahre verwaist gewesen sind, so bleibt als Schlussfolgerung nur eine radikale Zeitkürzung übrig. Die Ursprünge der Burgen sind demnach unmittelbar hinter das Hochmittelalter zu setzen, vielleicht dorthin auf die Zeitachse, wo die konventionelle Geschichtswissenschaft die "Karolinger" ansiedelt. Aber eine solche Neudatierung hätte weitere Folgen: Danach müsste auch die keltische La Tene-Kultur dorthin verbracht werden - und wegen der behaupteten Parallelität von keltischer und römischer Kultur auch die klassische Römerzeit.

Auf jeden Fall ist vor dem Mittelalter eine kulturelle Zusammenklumpung zu erkennen, die sich offenbar nur schwer differenzieren und ausdividieren lässt.

### **Aventicum oder Römerstädte ohne Fortsetzung**

Es wurde schon gesagt, dass die Siedlungskontinuität zwischen Altertum und Hochmittelalter in der Forschung mehr behauptet als bewiesen wird. In einem Punkt hat es diese These natürlich leicht; denn die meisten zentralen Orte des Abendlandes sind an den gleichen Orten entstanden oder haben

sich weiterentwickelt, wo schon im Altertum etwas vorhanden war. Die Ortskontinuität ist an und für sich banal, aber sie vermag eine Menge kritischer Einwände zu verdecken oder abzuwehren.

Problematisch wird es für die Auffassung einer Kontinuität dort, wo grosse Siedlungsplätze zu irgendeiner Zeit aufgegeben wurden. Es gibt eine ansehnliche Zahl von Oppida, deren Belegung irgendwann abgebrochen ist. Besonders Höhenbefestigungen waren häufig davon betroffen. Bibracte in Burgund gehörte dazu, ferner die erwähnten Beispiele Staffelberg, Zähringer Burgberg, Uetliberg, Jensberg, auch der vom Autor früher [Pfister 1998, 249] zitierte Mont Vully in der Westschweiz. Beim Staffelberg wie bei dem bekannten Grossoppidum von Manching stellt sich zudem die unangenehme Frage, weshalb diese Plätze noch vor der angeblichen römischen Invasion aufgegeben wurden. Aber dahintersteckt vielleicht nur eine falsche kulturgeschichtliche Verortung. Bei zwei keltischen Oppida, deren Existenz angeblich einmal aufgehört hat, konnte der Autor selbst eine Kontinuität zum Hochmittelalter nachweisen:

Da ist zuerst Altenburg-Rheinau am Hochrhein zu erwähnen [vgl. Pfister 1998, 247f]. In diesen zwei grossen, durch Abschnittswälle und -gräben gesicherten Fluss Schleifen sucht die Forschung in der letzten Zeit fast verzweifelt nach dem eigentlichen Siedlungsgebiet. Sie findet es nicht, weil sie am falschen Ort sucht. Der Kern des Doppeloppidums war nämlich zweifellos die Klosterinsel Rheinau; denn hochmittelalterliche Zentralorte entstanden immer dort, wo schon in früherer, keltischer Zeit etwas bestanden hat.

Ebenso verblüffend ist die Lösung bei dem Oppidum der Engehalbinsel bei Bern. Hier hat der Autor herausgefunden, aber im letzten Aufsatz [Pfister 1998, 245ff] noch nicht klar herausgestellt, dass sich auch hier zentralörtliche Kontinuität bis ins Hochmittelalter nachweisen lässt. Das eigentliche Oppidum war nämlich nicht die grosse Engehalbinsel, sondern die kleine, rechts der Aare liegende Fluss schlaufe von Bremgarten - dessen Name auch das antike Brenodurum weiterführt. In dieser Aareschlaufe gab es eine Erdburg und einen Abschnittsgraben, und dahinter geschützt entstand im hohen Mittelalter ein Ort mit Stadtrecht. Weil das Städtchen aber bald gegen das grössere Bern unterlag und davon nur die Burg und eine Kirche übrig blieb, übersah die Wissenschaft bisher diesen Sachverhalt.

Aventicum [vgl. Bögli 1984] in der Westschweiz gilt wie Augusta Raurica östlich von Basel als typische römische Koloniestadt der augusteisch-flavischen Zeit. Die Stadt erstreckte sich in einem Schachbrettmuster in der

Ebene der Broye und besass alle Prunkbauten, die einen solchen Ort auszeichnen: Tempel, Thermen, ein Forum, ein Theater und ein Amphitheater. Dazu kam eine imposante und repräsentative Stadtmauer von 5,5 km Länge, welche in einem rundlichen, vieleckigen Perimeter auch grosse nicht bebaute Flächen einschloss. Aventicum soll um 260 bei dem sagenhaften Alamannensturm zerstört worden sein. Aber die Forschung ist selbst nicht glücklich, die Stadt chronologisch vollständig aufgegeben zu haben. Jedenfalls sollen in den Ruinen noch "bis zum 6. Jahrhundert" Leute gelebt haben [Glaser 175]. Um 600 wird auch ein Bischof von Avenches behauptet, der dann aber nach Lausanne gezogen sein soll. Danach lässt sich bis ins Hochmittelalter beim besten Willen am selben Ort nichts mehr belegen.

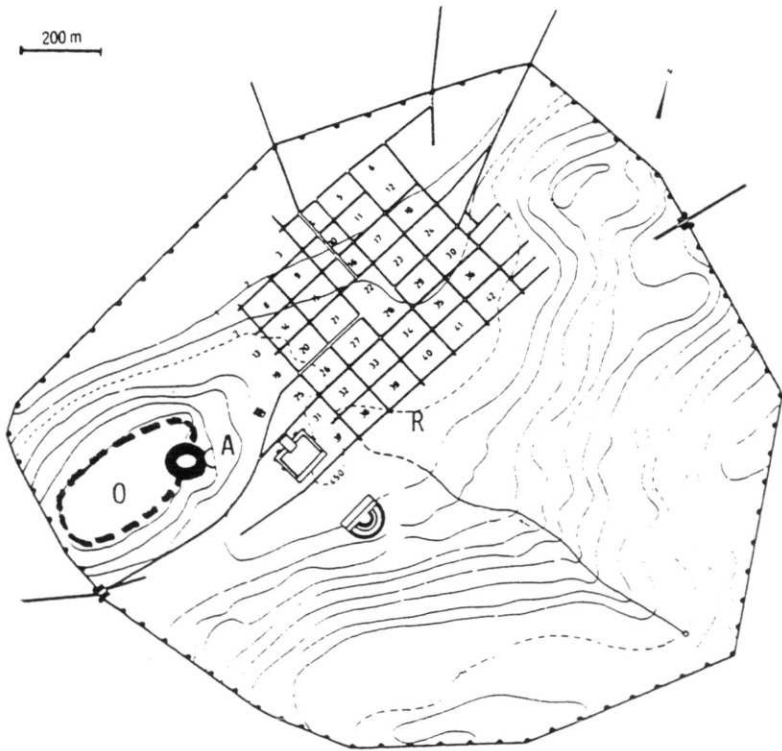
Neue Ausgrabungen in Aventicum im Sommer 1998 haben die Probleme der Epochenfolge und der Epochenkongruenz gerade an diesem Ort mit aller Deutlichkeit aufgezeigt. Ausgegraben wurden die Fundamente zweier sehr grosser Vierecktempel (?), die durch eine Apsidenhalle miteinander verbunden waren. In der gleichen stratigraphischen Schicht wurde auch eine keltische Graburne gefunden, welche die Ausgräber verwirrt hat. Während die Baustrukturen nämlich auf "ca. 150 n. Chr." datiert wurden, glaubt man, die Urne in spätkeltische Zeit, "ca. 100 v. Chr." setzen zu müssen. Die Kelten aber will man nicht in der Römerstadt wissen, sondern verbannt sie in ein angebliches Oppidum auf einem Hügel südlich der Stadt.

Die Verwirrung beweist zweierlei. Erstens meint man noch immer, Kelten- und Römerzeit strikt hintereinander setzen zu müssen. Und Oppida und Römerstädte werden als Orte angesehen, die sich gegenseitig ausschliessen. Aber Aventicum war zweifellos bereits in vorrömischer Zeit ein Oppidum. Doch man hat es nicht gefunden, weil man es an der falschen Stelle sucht. Man will nicht einsehen, dass auch das Oppidum innerhalb des Perimeters der römischen Stadtmauern zu suchen ist, nämlich auf dem Hügel, auf dem das nachmalige mittelalterliche Städtchen Avenches (abgegangener deutscher Name: Wifflisburg) entstanden ist. Als Beweis für die Gleichzeitigkeit von Oppidum und Römerstadt kann die Lage des Amphitheaters dienen. Dieses schneidet den Stadthügel im Osten an. Und ein Zugang zur Arena ist gegen den Hügel, der andere zur Römerstadt gerichtet. Das Oval scheint nicht nur auf dem Plan ein strukturelles Kettenglied zu bilden (vgl. Abb. 6), das zwei Baukulturen miteinander verbindet.

Schliesslich ist noch zu erklären, weshalb die Römerstadt verlassen worden ist, weshalb Aventicum-Avenches auf dem Hügel, nicht in der

Ebene fortgesetzt wurde. Ein strategisches Argument ist sicher einzubeziehen, aber es zieht nicht ganz. Nach Meinung des Autors ist das Faktum, dass die Römerstadt in der Ebene keine Fortsetzung fand, dialektisch zu erklären: Aventicum wurde verlassen, weil es eine römische Gründung war und sich trotz aller baulichen und örtlichen Vorzüge gegen althergebrachte zentrale Strukturen, also die Oppida, nicht durchsetzen konnte.

Vielleicht ist das auch ein Fingerzeig zur Erklärung, weshalb die römische Baukultur überall da, wo sie sich festsetzte, verlassen, zerstört oder geplündert wurde. Sie hatte offenbar ein grundsätzlich fremdartiges und arrogantes Wesen in sich und musste so letztlich gegen die autochthonen und angepassten Strukturen unterliegen.



**Abb. 6:** Plan von Aventicum (Avenches). O = Stadthügel, Oppidum? A = Amphitheater R = Römerstadt [Bearbeitung CP nach Bedon 75]



## Vom langen Leben römischer Kastelle

So schlecht wir die römische Kaiserzeit kennen, sie scheint unzweifelhaft ein dominantes und imperiales Moment besessen zu haben. Dies zeigt sich auch darin, dass das Festungswesen fast im Gleichschritt mit der Anlage der Städte wuchs. Die Kolonialstadt Aventicum bekam eine vollständige Stadtmauer; bei Augusta Raurica wurden nur einzelne Teile der Ummauerung vollendet. Aber was bei letzterer Stadt der Kaiserzeit fehlte, das holte die spätrömische Zeit mit dem imposanten Kastell Kaiseraugst am linken Rheinufer nach. Überhaupt lässt sich im römischen Festungswesen ein deutlicher Unterschied zwischen klassischer Kaiserzeit und Spätrom feststellen. Daraus kann man aber auch Überlegungen zur Chronologie machen.

Die Festungswerke der als augusteisch bezeichneten Kaiserzeit fallen auf durch ein Aussehen, das nicht nur auf fortifikatorische, sondern auch auf repräsentative Wirkung abzielt: Imposante, grosszügig angelegte Stadtmauern im Stil von Aventicum, Nîmes oder Trier, die auch grosse unbenutzte Flächen umschlossen. Ebenso imposante Stadttore mit Doppeltürmen und Innenhöfen, wofür sich in Aventicum, Trier, Autun, Aosta, Turin und Ravenna Beispiele erhalten haben; und Kastelle, deren regelmässiger rechteckiger Grundriss mit abgerundeten Ecken an die Muster von "Spielkarten" [Johnson passim] denken lässt.

Aber mit den römischen Festungswerken der augusteischen Kaiserzeit war es wie mit den Amphitheatern [Hönle/Henze 159] und sonstigen Bauwerken der klassischen römischen Architektur; sie blieben bis ins 3. Jh. nach der Zeitenwende innerhalb der traditionellen Formen, ein "grundlegender Konservatismus" (inherent conservatism) [Johnson 24] zeichnet sie aus. Aber dies gilt nur, wenn man die langen Zeiten der offiziellen Geschichte zugrundelegt. Rafft man die kaiserzeitliche römische Epoche auf vielleicht hundert Jahre zusammen, wäre die Beständigkeit des Baustils plausibel.

Bei den Befestigungen der römischen Kaiserzeit soll auch der Limes in Süddeutschland erwähnt werden. Nach einhelliger Auffassung steht dieser für das klassische imperiale Rom. Sein Ende markiert die Zäsur zur spätrömischen Zeit. Aber die Limes-Forschung könnte durch neue Überlegungen zur Nachwirkung der römischen Besiedlung beidseits dieser Demarkationslinie das Grenzwerk zeitlich und räumlich vielleicht besser verstehen [Limes 87f, bes. Abb. 78, 79].

Zwischen der römischen Kaiserzeit und Spätrom muss ein Bruch von grösstem geschichtlichem Ausmass liegen. Aber da die Quellenüberlieferung als unzuverlässig ausgeblendet werden muss - und mit ihr auch die allein auf Schriftquellen gestützte Chronologie von A. Fomenko -, können wir hier nur mutmassen, ob hinter den Ereignissen nun Barbareninvasionen oder eine "Völkerwanderung" steht. Denkbar ist auch eine Auseinandersetzung zwischen Westrom und Ostrom. Das Ereignis muss jedenfalls gross gewesen sein. Aber weiterhin scheint der Schwerpunkt des Reiches nördlich der Alpen, in Gallien, am Rhein und an der Donau gewesen sein.

Die spätrömischen Festungen unterscheiden sich schon in ihren Grundrissen von der vorangehenden Zeit. Nicht mehr das "Spielkarten-Aussehen" und die Regelmässigkeit eines Legionslagers dominiert, sondern unregelmässige, teilweise sogar verwirrlische Grundrisse. Ein "Mangel an Standardisation" [Johnson 52] fällt auf. Die Dicke der Wehrmauern hat sich gegenüber der vorangegangenen Zeit verdoppelt (auf 3 - 4 Meter). Bei den Stadt-toren hingegen ist ein Gemisch von früheren Typen festzustellen.

Den Hiatus zu früher belegt bei den spätrömischen Festungsmauern die Verwendung von Spolien in den untersten Teilen der aufragenden Teile. Die Bauten der Kaiserzeit sind also zerstört und verlassen und werden daher geplündert. Interessant ist auch die Einbeziehung von ehemaligen Amphitheatern in neue Befestigungsringe, nachzuweisen in Trier, Arles, Amiens, Tours und Périgueux. Ebenso bedeutsam ist, dass die klassisch-römischen Strukturen verlassen und Plätze der früheren, vorrömischen Zeiten wieder benutzt werden, wofür sich Beispiele besonders in Rätien und in der Maxima Sequanorum finden: Kempten, Avenches, Lausanne, Genf.

Auch ein neues städtebauliches Element wird in die spätrömische Zeit angesetzt: die Entstehung von unbefestigten *burgi* ausserhalb der ummauerten *civitates* [Nicholas 27f]. Diese *burgi* werden dann "zwischen 1100 und 1200" befestigt und in die bestehenden Städte integriert [Nicholas 92].

Die Zeitdauer der spätrömischen Epoche muss sich auch hier eher nach den Baubefunden denn nach der unsicheren Geschichte richten. Die Kastelle werden zum geringen Teil als "diokletianisch", mehr als "konstantinisch" und meistens als "valentinianisch" eingestuft. Innerhalb der konventionellen Chronologie ergeben sich dadurch etwa hundert Jahre, was als Annäherungswert gut sein mag. Denn auch bei den spätrömischen Befestigungen wird wenig Abwechslung festgestellt. "Spätrömische Befestigungen

im Westen konnten sich nicht weiterentwickeln" [Johnson 260]; es gab bei den Stadtmauern wenig Änderungen bis in die Zeit des Hochmittelalters.

Nicht alle Regionen sind gleichermassen gut mit spätrömischen Befestigungen besetzt. Gallien und die Rheingrenze machen einen grossen Teil der Bauten aus, während sich in Britannien nur ein geringer Wandel der Befestigungstechnik nachweisen lässt. In Italien ist Spätrom vor allem durch die Aurelianische Mauer in Rom vertreten. Aber in Oberitalien fehlen späte römische Fortifikationen fast ganz.

Die spätrömischen Bauten müssen als Fortsetzung der kaiserzeitlichen gesehen werden, aber sie wären gemäss der konventionellen Chronologie immer noch 600 bis 700 Jahre vom Hochmittelalter entfernt - was unmöglich sein kann. Auch die offizielle Forschung erkennt die Überlänge und hat die Tendenz, in versteckter Weise den übergrossen zeitlichen Hiatus zu glätten. Dadurch aber ergeben sich für den vorliegenden Zusammenhang interessante Anhaltspunkte.

Besonders bei den spätrömischen Kastellen in der Schweiz konnte der Autor feststellen, dass versucht wird, deren Weiterexistenz bis ins Hochmittelalter zu postulieren. Das "valentinianische" Kastell auf dem Lindenhof in Zürich soll bis weit ins 9. Jh. bestanden haben [Furger 162]. Damit gerät die Wissenschaft ihren eigenen Behauptungen in die Quere, denn auf dem Lindenhof soll bereits in "karolingischer", dann in "ottonischer" Zeit auf den römischen Fundamenten eine Pfalz erbaut worden sein. Aber "karolingisch" und "ottonisch" sind hier wie anderswo als Etikettierungen zu verstehen, um eine überlange Baugeschichte zu begründen.

Das Kastell Zurzach (Tenedo) am linken Rheinufer soll noch "um 1000" bewohnt gewesen sein [Tanner 218]. Aber von der vorliegenden Fragestellung aus muss das behauptete lange Leben spätrömischer Kastele bejaht werden: Diese könnten tatsächlich bis ins 11. Jh. bestanden haben; nicht weil sie besonders zählebig waren, sondern weil die spätrömische Zeit unmittelbar unter dem hohen Mittelalter liegen muss.

Die zeitliche Nähe zwischen den beiden Epochen muss auch daraus erschlossen werden, weil Spätrom mit dem entstehenden Christentum verbunden wird. Nun müssen "frühchristliche" Spuren in spätrömischen Kastellen wie an anderen bebauten Orten jedoch mit Vorsicht aufgenommen werden. Gemäss den 60 Jahre zurückliegenden Arbeiten Kammeiers [1981/82], die nach Niemitz [1991] Topper [1998] wiederaufnimmt, scheint sich das heutige Christentum erst im hohen Mittelalter ausgebildet zu haben. Die vorherge-

hende Religion ist vage als heidnisch-synkretistisch, als "Arianismus" zu umschreiben. Demzufolge müssen die baulichen, inschriftlichen und textlichen Zeugnisse für ein frühes Christentum in spätrömischen Bauten zurückhaltend aufgenommen werden. Die in spätrömischen Kastellen, etwa in Kaiseraugst und in Zurzach, gefundenen Kirchen werden auch von der Forschung nicht zeitgleich zu den Befestigungen gesetzt. Und Bauformen und Zweck sind als variabel anzusehen; man kann aus gleichen Grundrissen nicht auf gleichartige Nutzung schliessen [Glaser 36]. Überhaupt macht es Mühe, den baulichen Wandel von der ausgehenden Römerzeit bis zur Romanik am Anfang des Hochmittelalters richtig zu begreifen, wenn man dafür nicht wie in der konventionellen Geschichte Jahrhunderte, sondern bloss Jahrzehnte einsetzt.

### Beispiele für die lange Baugeschichte von Sakralbauten

Der kurze Rundgang durch einige Baustrukturen zwischen Antike und Hochmittelalter begann mit Sakralbauten und soll mit einigen anderen Beispielen dieses Typus enden. Ebenso wie bei befestigten Plätzen ist bei Kultorten eine Kontinuität der Belegung festzustellen. Nur wird die Fortdauer schlecht verstanden, weil überlange, der offiziellen Chronologie geschuldete Zeiträume den Blick für die Zusammenhänge versperren.

Die Kontinuität bei sakralen Plätzen lässt sich überall in Europa feststellen. Ausgrabungen unter bestehenden Kirchen bringen an den verschiedensten Orten altes Gemäuer zum Vorschein. Diese Mauern sind den Archäologen willkommen, helfen sie ihnen doch, ein langes Frühmittelalter zu begründen. Die folgenden Beispiele illustrieren diesen Zusammenhang.

Eine fast lückenlose Verbindung zwischen angeblich vorrömischer Keltenzeit und christlichem Hochmittelalter liefert St-Martin-de-Boscher-ville westlich von Rouen im Departement Seine-Maritime [Naissance 127]. Nachgewiesen wurde dort zuerst ein hölzernes *fanum* mit umlaufender Galerie in der Art eines gallischen Vierecktempels. Der angeblich vorchristliche Bau wurde in der ersten Römerzeit in gleicher Art, aber in Stein wiederaufgebaut und "bis ins 4. Jahrhundert" gebraucht [Naissance]. Nachdem der Bau mehrere Jahrhunderte verlassen gewesen sein soll, wurde der Tempel unter Weglassung des Säulenumgangs "im 7. Jahrhundert" zu einer christlichen Grabkapelle umgebaut. Mehr als dreihundert "karolingische" Gräber zählte die anliegende Nekropole schliesslich. "Gegen 1060" wurde

an der Stelle des alten Kultbaus eine Pfarrkirche erbaut, die im 12. Jh. zu einer Abtei einbezogen wurde.

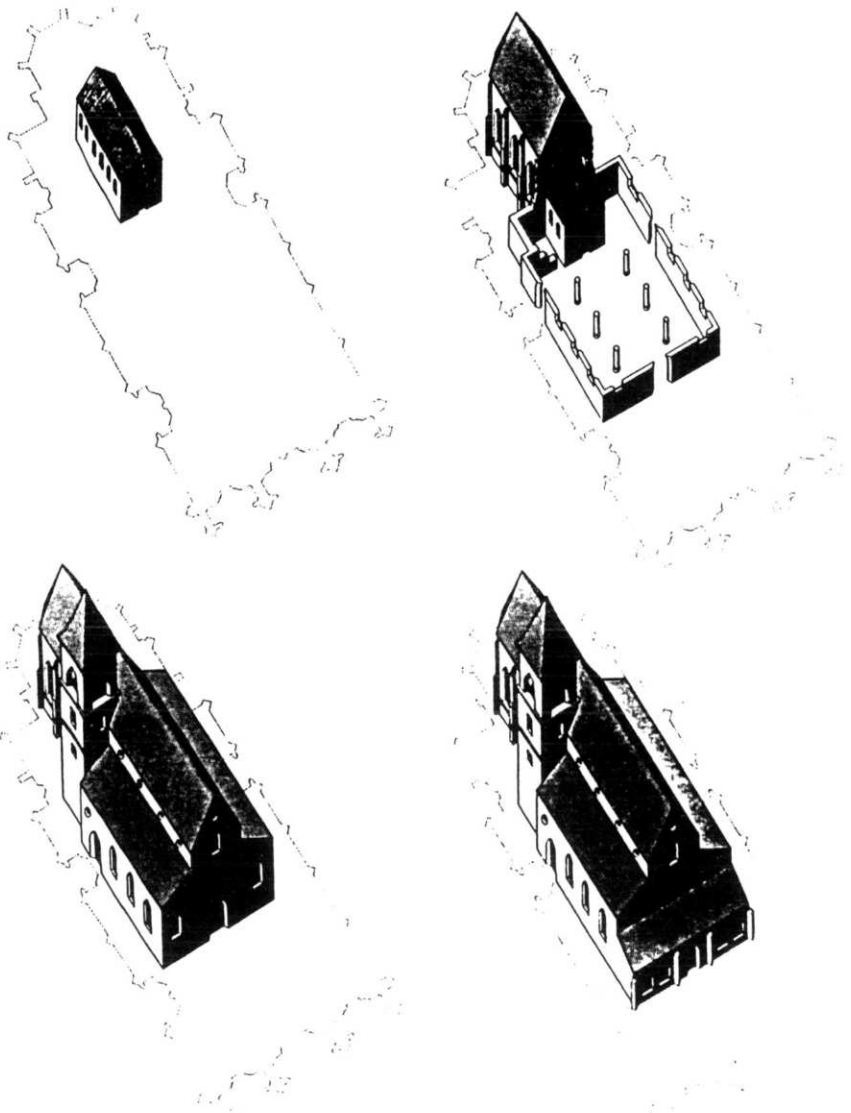
Interessant ist an diesem Beispiel, dass sich an dem Platz wohl Kontinuität beweisen lässt, dass aber trotzdem Dark Ages eingeschoben werden müssen, um die überlange Entwicklung zu belegen. Die weiteren Beispiele kommen aus der Schweiz:

Unter der heutigen Kathedrale St-Pierre in der alten Oberstadt von Genf - der Stelle eines Oppidums - wurde seit den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts eine verwirliche Vielzahl von Baustrukturen freigelegt (Abb. 7 = Titelbild des Hefts), die man wie folgt erklärt [Glaser 178ff]: Die Bebauung beginnt demnach mit einem römischen Verwaltungszentrum anstelle eines noch älteren Gebäudes. Darin wurde "um die Mitte des 4. Jahrhunderts" eine erste Kirche und ein Baptisterium hineingebaut. Die Bedeutung Genfs als Bischofsitz liess bereits "um 400" einen repräsentativen bischöflichen Gebäudekomplex mit einer neuen dreischiffigen Kirche mit Apsis entstehen. Auch ein neues Baptisterium wurde errichtet. Festzuhalten ist auch, dass es in vielen Gebäuden beheizbare Säle gab.

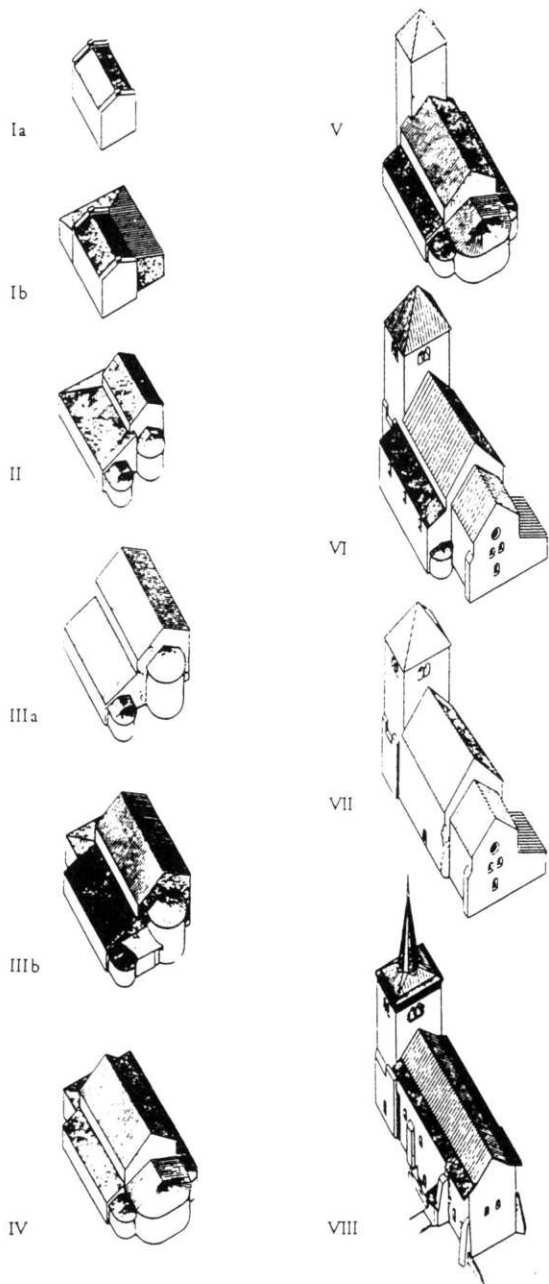
"Unter den Burgunderkönigen im 5. Jahrhundert" wurde der Komplex nochmals durch ein neues, massives, achteckiges Baptisterium erweitert. Dann bezeugt Brandschutt Zerstörungen, die angeblich von einem Bruderkrieg zwischen zwei Burgunderkönigen herrühren. Aber die Gebäude wurden wieder aufgebaut und die Apsiden verstärkt. "Im 7. Jahrhundert" kam eine dritte Kirche hinzu, welcher Teile der bischöflichen Residenz weichen mussten. "Um 800" wurde das dritte Baptisterium und "um 1000" die beiden ersten frühchristlichen Kirchen abgetragen. An ihre Stelle traten dann zu einer unbestimmten Zeit ein Kreuzgang, "Domherrenhäuser" und ein Friedhof. Der Baubeginn der heutigen Kathedrale wird "auf die Mitte des 12. Jahrhunderts" angesetzt.

Beim Beispiel Genf ist nicht nur die völlig unglaubwürdige Chronologie zu kritisieren, die es fertigbringt, "frühchristliche" Sakralbauten auf fast sieben Jahrhunderte zu verteilen. Auffallend ist auch, dass die bedeutenden "christlichen" Bauwerke (Kirchen, Baptisterien) in die Anfangszeit, eine völlig überdehnte spätrömisch-völkerwanderungszeitliche Epoche, gesetzt werden. Daran schliesst sich dann im Frühmittelalter ein endlos langer Abstieg an, der offenbar erst im hohen Mittelalter gestoppt werden konnte.

"Es ist charakteristisch für die Baukunst des Mittelalters, dass die Bauwerke in langen Bauzeiten entstanden" [Mrusek 7]. Aber man sollte wohl



**Abb. 8:** Bauetappen der Berner Stadtkirche, ca. 1200 - ca. 1380: um 1200 / um 1290 / um 1300 / um 1380 [aus Germann]



**Abb. 9:** Bauentwicklung der Pfarrkirche von St-Prex bei Lausanne [aus Furger et al. 77]

eher sagen, dass die Baugeschichte deshalb so lang ausfällt, weil genug Zeitraum zur Verfügung steht, den man mehr schlecht als recht zu füllen versucht. Das belegt sehr gut ein weiteres Beispiel vom Genfersee.

Die Baugeschichte der Kirche von St-Prex westlich von Lausanne (Abb. 8) beginnt mit einem spätrömischen Mausoleum (Ia). Aus verschiedenen Anbauten soll dann "im 5./6. Jahrhundert" die erste Kirche entstanden sein, deren heutige Gestalt durch Um- und Neubauten "um 1100" und "um 1200" die noch heute bestehende Pfarrkirche ergab. Der Bau des Hochmittelalters soll also eine ungefähr siebenhundertjährige Entstehungszeit haben. Vom Aussehen her ist die Bauentwicklung der ehemaligen Stadtkirche von Bern (Abb. 9) durchaus ähnlich der von St-Prex. Aber da die Stadt Bern gemäss der schriftlichen Überlieferung erst sehr spät gegründet sein soll ("um 1191"), und da 1421 mit dem Bau des heutigen gotischen Münsters begonnen wurde, so muss die Baugeschichte dieser Kirche hier auf knappe zweihundert Jahre zusammengedrängt werden. Ab dem Hochmittelalter tut also wieder eine kurze Chronologie not, der bauliche Wandel gewinnt an Tempo.

### **Das Textgerüst fällt, das Baugerüst bleibt**

Die angefügten Marginalien belegen, dass in Europa seit der Metallzeit eine Kontinuität der Besiedlung und vor allem der zentralen Orte gegeben hat. Sie zeigen auch, dass eine bauliche Entwicklung, etwa vom Trockenmauerwerk zum Mörtelwerk, nicht abgebrochen oder regrediert ist. Das Baugerüst der abendländischen Kulturgeschichte ist im Grunde solide und glaubwürdig. Was fallen muss, ist das Textgerüst, mit welchem die Befunde umgeben und erklärt werden. Es ist die völlig unglaubwürdige Chronologie und die ebenso fragwürdige Ereignisgeschichte, die das Bild verzerren. Die Vorzeit kann nur so richtig erkannt und gedeutet werden, wenn man sich von den apodiktisch wirkenden Schemata und Kategorien einer lehrbuchorientierten Schulwissenschaft löst.

Die Archäologie selbst ist im Grunde auf der richtigen Spur; sie erfährt die Widersprüche und Ungereimtheiten der offiziellen Auffassungen. Nur spricht sie diese Unstimmigkeiten nicht deutlich aus, sondern glättet oder versteckt sie. "Bedauerlicherweise sind die Archäologen sehr schnell bereit, Funde so zu deuten und einzuordnen, wie sie den Historikern passen" [Niemitz 1992, 67]. Die überlange Baugeschichte zwischen Antike und Mittel-



alter lässt daran zweifeln, ob wirklich das Wissen und nicht der Glaube und überkommene Meinungen Grundlage der historischen Erkenntnis sind.

Klar geht aus dem Gesagten hervor, dass das Jahr eins der christlichen Zeitrechnung in diesem Zusammenhang nutzlos und irreführend ist. Weil diese Zeitmarke historisch und archäologisch in der Luft hängt, könnte man eine andere Überlegung aufnehmen und fragen, ab wann ungefähr die obige Chronologie plausibel ist, das heisst, ab wann sie gebraucht worden ist und sich mit entsprechenden Ereignissen verbinden lässt. Die Chronologiediskussion über die geschichtliche und vorgeschichtliche Zeit ist noch längst nicht beendet.

### Literatur

- Die *Alamannen* (1997); Stuttgart (Katalog)
- Bedon, Robert et al. (1988): *Architecture et urbanisme en Gaule romaine*. T. 2: L'urbanisme en Gaule romaine; Paris
- Bitterli, Thomas (1995): *Schweizer Burgenführer*; Basel · Berlin
- Bögli, Hans (1984): *Aventicum*. Die Römerstadt und das Museum; Avenches
- Burgenkarte (1984/90) = *Burgenkarte der Schweiz*: Beschreibung der Objekte; Wabern
- Chouquer, Gérard/ Favory, François(1992): *Les charpentiers romains*. Theorie et pratique; Paris
- Collis, John (1984): *Oppida, earliest towns north of the Alps*; Sheffield
- Cunliffe, Barry (1980): *Die Kelten und ihre Geschichte*; Bergisch Gladbach
- Davidson, Ralph/ Luhmann, Christoph (1998): *Evidenz und Konstruktion*. Materialien zur Kritik der historischen Dogmatik; Hamburg
- Divorne, Françoise (1993): *Bern und die Zähringerstädte im 12. Jahrhundert*. Mittelalterliche Stadtkultur und Gegenwart; Bern
- Drack, Walter/ Scheider, Hugo (1979): *Der Uetliberg*. Die archäologischen Denkmäler; Zürich
- Drda, Petr/ Rybova, Alena (1995): *Les Celtes de Bohême*; Paris
- Franken (1996) = *Die Franken - Wegbereiter Europas*; Mainz (Katalog)
- Furger, Andres et al. (1996): *Die Schweiz zwischen Antike und Frühmittelalter*. Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts; Zürich
- Germann, Georg (1985): *Bauetappen des Berner Münsters*; Bern
- Glaser, Franz (1997): *Frühes Christentum im Alpenraum*. Eine archäologische Entdeckungsreise; Regensburg
- Hönle, Augusta/ Henze, Anton (1981): *Römische Amphitheater und Stadien*. Gladiatorenkämpfe und Circusspiele; Zürich · Freiburg i.Br.

- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/M.
- (1994): "Verliert Italien sogar drei 'dark ages'?" in *VFG VI* (3) 32
  - (1996): *Das erfundene Mittelalter*. Die größte Zeitfälschung der Geschichte; Düsseldorf
- Johnson, Stephen (1983): *Late Roman fortifications*; London
- Kammeier, Wilhelm (1981/82): *Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums*; Husum
- Kelten (1993) = *Das keltische Jahrtausend* (1993); Rosenheim
- Limes (1992) = *Der römische Limes in Deutschland*; Stuttgart
- Menghin, Wilfried (1983): *Das Schwert im frühen Mittelalter*; Stuttgart
- Mrusek, Hans-Joachim (1991): *Romanik*; Leipzig
- Naissance (1991) = *Naissance des arts chrétiens*. Atlas des monuments paléochrétiens en France; Paris
- Nicholas, David (1997): *The growth of the medieval city*. From late antiquity to the early fourteenth century; London · New York
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991): "Fälschungen im Mittelalter"; in *VFG III* (1) 21
- (1992): "Archäologie und Kontinuität. Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter?" in *VFG IV* (3) 55
- Overbeck, Bernhard (1985): *Rom und die Germanen*. Das Zeugnis der Münzen; Stuttgart
- Pelletier, André (1993): *La civilisation gallo-romaine de A à Z*; Lyon
- Pfister, Christoph (1997/98): "Brenodurum - Bern und die Entdeckung einer keltischen Landvermessung im Berner Mittelland"; in *ZS IX* (4) 628; Teil II in *ZS X* (2) 235
- Romanik (1996) = *Die Kunst der Romanik*; Köln
- Tanner, Alexander (1979): *Die römischen Kastelle - Brücken zwischen Kelten und Alemannen*; Zürich
- Topper, Uwe (1998): *Die "Grosse Aktion"*. Europas erfundene Geschichte. Die planmässige Fälschung unserer Vergangenheit von der Antike bis zur Aufklärung; Tübingen
- Zähringerstädte (1964); Thun
- Zeller, Manfred (1996): "Die Nordwestslawen im Frühmittelalter"; in *ZS VIII* (4) 499
- Zeune, Joachim (1996): *Burgen*. Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg; Regensburg

Dr. phil. Christoph Pfister, Grand-Rue 17, CH-1702 Fribourg

## Leserbriefe und Notizen

Robert Zuberbühler CH-8185 Winkel Huserstr. 1:

Zu *Gert Zeising's* kunsthistorischer Urheberermittlung möchte ich sagen, dass nur eine Kombination von physikalischer und ästhetischer Untersuchung, als *gegenseitige Prüfung und Absicherung* den gesuchten Beweis liefert. Ich habe selber erlebt, wie mich damals der (falsche) Vermeer des van Megeren in Zweifel über Vermeer stürzte, ohne dass ich, noch naiv, an Fälschung dachte: "Was, Vermeer hat einen solch gefühlskitschigen holländisch-protestantischen Christus gemalt? Das hätte ich nie von ihm erwartet!" war meine Reaktion auf die Publikation des 'sensationellen Fundes'. Nachher hat van Megeren selber seine Urheberschaft bekannt, er war wohl des Glaubens, er könne es ebenso gut wie Vermeer. Dass ein dortiger Museumsdirektor entzückt fand, es sei der schönste Vermeer, den er je gesehen, war mir dann sehr verständlich, diese beamteten Kunstverwalter haben ja meistens nur Sinn für das Gängige, mit ganz seltenen Ausnahmen.

Wirkliche Kapazitäten wie z.B. Friedländer, haben sehr klar zwischen Original und Kopie unterschieden, wie der Fall Holbein zeigt. Leser können es im letzten Heft auf den Seiten 600 und 601 selber nachprüfen, sogar trotz der enormen Verkleinerung. Herr Zeising zählt selbst einige der Gründe auf. Ich habe sie als junger Mann in Friedländers Schriften kennengelernt, weiss ihren Titel nicht mehr zu nennen, aber Gert Zeising kennt sie sicher. Es ist die Entschiedenheit, sogar Schärfe in Holbeins Auffassung, bis in alle Details, z.B. im Teppich, verbunden mit einem Sinn für den Wert des Details im Ganzen, als Mitschwingen, als sicherer Rhythmus. Es ist gerade nicht das Betuliche, fad Ausgewogene der Elemente und Verhältnisse, das sonst so leicht Beifall findet und sehr lange die falsche Zuschreibung bestimmte. Das sind zwar lauter Urteile des Empfindens - nach Meinung der Physiker und Materialkenner 'bloss ästhetische'. Hier treten sich zwei von Grund aus verschiedene Urteilsweisen gegenüber, und statt miteinander zu streiten, möchte ich vorschlagen, sich gegenseitig zu helfen, und dabei für eine kurze Zeit die Antagonie zwischen (naturwissenschaftlich) 'beweisen' und (ästhetisch) 'spüren' zurückzustellen. Das 'beweisen' ist hierfalls nur deshalb so entscheidend wichtig geworden, weil es mit bewertetem Eigentum, mit Geldwert und Prestige verbunden ist.

Dass die 'Nase', das Gespür, auch der gesunde Menschenverstand einem *mindestens auf die richtige Spur bringen*, sah ich schon beim Lao-

koon, oder, wieder als Beispiel, beim Ötzi. Die Fachleute rennen dort gleich zum Speck in der Falle, zum hochinteressanten Fund, und übersehen die zweifelhaften resp. ganz auffallend am Fels angelehnten 'Beweisstücke', welche während Jahrtausenden allen Stürmen, Schneefällen und Gletscherbewegungen getrotzt haben. Das allein sollte schon genügen (gesunder Menschenverstand), aber nein, man eilt daran vorbei ohne hinzusehen und hinein in die Falle, und die schnappt zu. Die Auflösung des Rätsels ist vermutlich die Ausstattung des zu findenden Fundstücks (Salzstockleiche?) mit Doubletten aus überfüllten Magazinen durch Fachleute, zuhanden ahnungsloser oder unkritischer Fachkollegen, die genau gleich *up to date* sind wie sie und schon deshalb todsichere **Beweise** vor sich sehen - *echter könnten sie nicht sein*. Eines Tages wird auch dies auskommen, aber bis dahin sehen wir die triumphierende Gewissheit und das Leuchten in den Augen der Fachmänner. Ich hab's hier in Zürich erlebt, mit Dias und Erläuterungen, und innig genossen. Ich bin also und bleibe für Zusammenarbeit beider Beurteilungsweisen.

\*

Detlef Büscher 40212 Düsseldorf Schadowstr. 70:

Zeitrechnungen und -sprünge: In die Debatte um die verschiedenen Denkmodelle zu Zeitrechnungen und Phantomzeiten möchte ich ergänzend und teilweise korrigierend folgendes zu beachten geben:

1. Die byzantinische Welterschaffungsära soll im Jahre 602 (dem Regierungsbeginn des umstrittenen Kaiser Phokas) mit einer Epoche 01.09.5509 v.Chr. begründet worden sein [v. Glasenapp 1996]. Noch zu Beginn des 12. Jhs. wurde zumindest in Nordfrankreich der Jahresbeginn erst zum 21. März gerechnet; hierdurch erklären sich die bekannten Fehldatierungen von 1 bis 2 Jahren im Mittelalter. Der französische König Karl IV. soll dann den Jahresbeginn vorgezogen haben.

Parallel zu den anderen Datierungen taucht in frühmittelalterlichen Texten immer wieder die Indiktionsrechnung auf, ein angeblich im Jahre 312 eingeführter fünfzehnjähriger Steuerzyklus. Allerdings gab es hiervoor bereits drei von Diokletian eingeführte fünfjährige Zyklen, so daß das Epochenjahr der Indiktionsrechnung eigentlich das Jahr 297 ist. Möglicherweise läßt die Anführung dieser Steuerjahre den Schluß zu, den informierten Leser dieser Texte auf den Abzug der 297 Jahre bei zeitlicher Einordnung in die christliche Zeitrechnung hinzuweisen.

2. Der groß-seldschukische Sultan Malik-Schah soll zusammen mit seinem Wesir Nizam-al-mulk am 15. März 1079 die sog. Maleki-Ära mit dem Epochenjahr 622 als Sonnenkalender mit 30-tägigen Monaten und 5 Schalttagen parallel zur angeblich bereits vorhandenen Hedschra-Zeitrechnung eingeführt haben. Bei Wegfall der Phantomzeit liegt das Epochenjahr im Jahr von Nicäa I., einem jedoch aus Sicht des Verfassers zweifelhaften Konzils mit einem ebenso zweifelhaften Arius.

Die islamische Geschichte kennt im übrigen auch Fälle von Verdoppelungen. Im Abstand von 297 Jahren islamischer Zeitrechnung fanden zwei entscheidende Hedschras im europäischen Sinne von Fluchten bzw. Emigrationen statt: Im Jahre 622 die des Propheten Mohammed mit der angeblichen Begründung des Sunnismus und im Jahre 910 n. Chr. die des Ubaid Allah mit der Begründung des Schiismus. Hedschra im arabischen Sinne bedeutet aber tatsächlich Abbruch einer Rechtsbeziehung.

3. In Köln lief bis 15. November 1998 wegen der 750-Jahr-Feier des Domes eine Ausstellung im Diözesanmuseum unter dem Titel "Wissen und Glauben im Mittelalter" mit erstmaliger Präsentation frühmittelalterlicher Schriften. Die hierin vorgestellt und angeblich aus dem Jahre 795 stammende Handschrift Dom.Hs 103 beinhaltet neben Beda Venerabilis' Naturlehre auch seine historiographischen und zeitrechnerischen Werke. Der dort enthaltene 532-jährige Osterzyklus beginnt mit dem Jahr 532 und enthält im Jahr 533 den Eintrag über die Geburt Jesu Christi im 42. Regierungsjahr des Augustus, nach heutiger Zeitrechnung eigentlich das Jahr 12 AD ohne Berücksichtigung eines Jahres 0.

Der Zyklus endet im Jahre 1051 mit dem Regierungsbeginn Justinians I., wobei die letzten 12 Jahre dieses 532-jährigen Zyklus bis 1063 fehlen. Der Historiker Wattenbach interpretierte in seiner Übersetzung der Handschrift die enthaltene Zeitangabe 533 zum Jahr 1 AD und das Jahr 1051 zum Jahr 527 AD um, obwohl letzteres eigentlich das Jahr 518 AD wäre.

Diese Handschrift vermittelt unabhängig von ihrem tatsächlichen Alter ein möglichen Hinweis auf eine weitere christliche (?) Zeitrechnung, deren Epoche dann im Zusammenhang mit dem (Wieder-)Aufbau des salomonischen Tempels in Jerusalem steht, der "nach Rückkehr des jüdischen Volkes aus dem babylonischen Exil" in den Jahren zwischen 525 und 510 v. Chr. stattgefunden haben soll. Hierzu liegen unterschiedliche Datenberechnungen vor.

Eine Verschiebung auf dieser Zeit- bzw. Zyklusachse mit den von

Herrn Dr. Illig behaupteten 297 Phantomjahren und dem heute korrekten Ostertermin müßte dann aber auch weitere 235 Phantomjahre in den 533 vor Christi Geburt im 42. Regierungsjahr des Augustus bzw. den dann folgenden 518 Jahren bis zum Regierungsbeginn Justinians I. umfaßt haben.

\*

"Aufs Ganze gesehen sind im 7. Jahrhundert n. Chr. doch wohl mehr Fäden abgerissen als in irgendeinem anderen Jahrhundert der europäischen Geschichte." Ein Fund von Franz Siepe bei Alexander Demandt (1998):

*Geschichte der Spätantike*; München

"Chronologiesysteme stellen Hypothesen dar. Sie sollen möglichst alle Fakten widerspruchsfrei klären. Treten neue Faktoren auf, so ist die Hypothese zu überprüfen und [...] zu modifizieren. In der Prähistorie nun besteht der merkwürdige Brauch, neue Fakten an der alten Hypothese zu messen. Treten Widersprüche auf, so werden häufig nicht die Hypothesen, sondern die Fakten modifiziert, bis die Unstimmigkeit beseitigt ist."

Aus: Wolfgang Pape (1978): *Bemerkungen zur relativen Chronologie des Endneolithikums am Beispiel Süddeutschlands und der Schweiz*; Tübingen, S. 9ff

Ein Raubdruck ist anzuzeigen. In der letzten Nummer war auf S. 431 ein Cartoon aus der Serie "touché" von Tom alias Thomas Körner, der mich oft erfreut. Daß er aus der *taz* in Berlin stammte, ist leider einer Retusche zum Opfer gefallen. Diese Quelle wird hiermit nachgetragen.

Die Gurke des Tages stammt aus der *taz* vom 8.3.99 und wird nachgedruckt, weil uns der Name des Journalisten geläufig ist.

## ■ Gurke des Tages

Erst gab es „Die Blumen des Bösen“ von Charles Baudelaire, später gab es „Die Blusen des Böhmen“ von Robert Gernhardt. Und dann gibt es auch noch **Richard Herzinger**, der in der neuen Ausgabe der *Zeit* den Gedichtband „Die Blusen des Bösen“ von Robert Gernhardt anpreist. Den gibt es zwar gar nicht, aber Herzinger empfiehlt ihn dennoch ~~als~~ <sup>als</sup> Robert Gernhardt.“ So lobt ein Mann, der nicht einmal einen Buchtitel seines Idols richtig in die Zeitung schreiben kann. Vielleicht muß Richard Herzinger ein bißchen nachlesen gehen. Und es in der nächsten Nummer der *Zeit* noch einmal versuchen. Wir empfehlen: Die Blusen des Blöden.

**Mantis Verlag** (Preise incl. Versandkosten)

**Christian Blöss · Hans-Ulrich Niemitz (1997): C14-Crash**

Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und  
Dendrochronologie datieren zu können

459 S. zahllose Abb. Paperback 48,- DM *(für Abonnenten 43,- DM)*

**Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (21997): Wann lebten die Pharaonen?**

Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung  
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt

503 S. 192 Abb. Paperback 54,- DM *(für Abonnenten 48,- DM)*

**Gunnar Heinsohn (21996): Assyrerkönige gleich Perserherrscher !**

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich

276 S. 85 Abb. Paperback 36,- DM *(für Abonnenten 32,-)*

**Gunnar Heinsohn (21996): Wie alt ist das Menschengeschlecht?**

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

**Gunnar Heinsohn (21997): Wer herrschte im Indus?**

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

**Heribert Illig (31996): Hat Karl der Große je gelebt?**

*(für Abonnenten nur noch 12,50 DM !)*

**Heribert Illig · Franz Löhner (31998): Der Bau der Cheopspyramide**

nach der Rampenzeit

erweit. Aufl. 270 S. 127 Abb. Pb. 36,- *(für Abonnenten 32,-)*

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt  
in archaischen Gesellschaften**

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

**Egon Friedell: Abschaffung des Genies** (Hg. H. Illig) 19,- DM

**Egon Friedell: Selbstanzeige** (Hg. H. Illig) 19,- DM

# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 11, Heft 1, März 1999

- 7 Georg Menting: Tod und Leben großer Säuger. Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna
- 37 Peter Amann: Das Netz der Sonnwendlinien.  
Keltische Oppida und Messhöfe im süddeutschen Raum
- 64 Andreas Birken: Auf 100 Jahre kommt's nicht an.  
Rezensionen zu Babyloniern und Hethitern
- 73 Franz Kloppenburg: Quousque tandem... (zum Ort der Varusniederlage)
- 82 Heribert Illig: Boulevard und Seminar.  
Diskutanten und Väter der Phantomzeit mehren sich
- 97 Claus-Dieter Rade: Das ceylonische Mittelalter im Spiegel der "Großen Chronik" (I)
- 118 Eugen Gabowitsch: China: Wie entstand und wie richtig ist die Chronologie des Altertums?
- 130 Eugen Gabowitsch: Überzeugen oder informieren?  
Noch einmal zu Morosows HYPO-Thesen
- 138 Erläuterung des Herausgebers
- 139 Christoph Pfister: Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik und Versuch einer Neubetrachtung
- 2 Impressum
- 167 Leserbriefe und Notizen
- 171 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233